FESTSCHRIFT

ZUR FEIER DES FÜNFZIGJÄHRIGEN BESTEHENS DES RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRALMUSEUMS ZU MAINZ

MAINZ 1902

DRUCK VON PHILIPP VON ZABERN

Dr. G. Saladin Dursee

10. X. 22.

Dr L Lindenschmit

† 1893

FESTSCHRIFT

ZUR FEIER DES FÜNFZIGJÄHRIGEN BESTEHENS DES RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRALMUSEUMS ZU MAINZ

INHALT

MIT 7 LICHTDRUCKTAFELN UND 23 ABBILDUNGEN IM TEXT

MAINZ 1902

DRUCK VON PHILIPP VON ZABERN

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DES RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRALMUSEUMS IN MAINZ

VON L. LINDENSCHMIT

„Was würden wir von dem Architekten ſagen, der durch eine Seitenthüre in einen Palaſt gekommen wäre, und nun bei Beſchreibung und Darſtellung eines ſolchen Gebäudes alles auf dieſe erſte und untergeordnete Seite beziehen wollte? Und doch geſchieht dies in der Wiſſenſchaft jeden Tag.“

Goethe, Beiträge zur Naturwissenschaft im Allgemeinen.

Südlicher Erker am kurfürſtlichen Schloſſe.

Der in vorstehendem Ausspruch Goethes gebrauchte Vergleich bezeichnet recht anschaulich die Weise, in der sich die heimische Alterthumsforschung während der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts bethätigte, die Befangenheit in beschränkten Anschauungen, die sich in einer einseitigen, aber meist sehr bestimmten Beurtheilung der alterthümlichen Funde äusserte.

Als man von Seiten der, auf Anregung des Freiherrn von Stein an verschiedenen Orten Deutschlands in den zwanziger Jahren des XIX. Jahrhunderts erstandenen historischen Vereine begann, neben den geschriebenen und gedruckten, auch den aus der Erde gehobenen Urkunden grössere Aufmerksamkeit zu schenken, sie zu erklären und wissenschaftlich zu verwerthen suchte, da mussten der Mangel einer genügenden Uebersicht über das weit zerstreute Fundmaterial und das Fehlen grösserer Gesichtspunkte bei der Beurtheilung zu schweren Fehlern führen. Indem man einerseits, auf Grund lokaler Funde, reich entwickelte Kulturperioden aufblühen liess, von deren Mitgenuss die benachbarten Länder mehr oder weniger ausgeschlossen waren, und andererseits die manchmal guten, an heimischen Funden gemachten Beobachtungen, und die aus ihnen sich ergebenden Schlüsse ohne weiteres verallgemeinerte, auf entlegene Gegenden und verschiedene Verhältnisse übertrug, konnte man trotz dem Aufwand grosser Gelehrsamkeit nur zu den seltsamsten Ergebnissen gelangen. Vorwiegend blieb aber die Aufstellung zahlreicher Lokalkulturen, eine Liebhaberei, die auch noch in unseren Tagen, allerdings nur mehr von dilettantischen Grabforschern gepflegt wird. Wie man noch zu Ende der vierziger Jahre in Oesterreich für Mähren einfach eine maharanische, in Tirol eine etruskische, in Ungarn eine pannonische Kultur

aufstellte, so glaubte man auch im übrigen Theile des deutschen Bundesstaates fast für jedes Land und Ländchen eine eigene Kulturentwickelung nachweisen zu können.

Aber wenn auch die historischen Vereine oder deren Vertreter, um bei dem Goethe'schen Vergleich zu bleiben, nur durch eine Seitenpforte in den labyrinthischen Palast der heimischen Vorgeschichte eingetreten waren und den Grundriss des gewaltigen Gebäudes nach den wenigen Kammern, die sie gesehen, zu beurtheilen wagten, so waren sie doch wenigstens, von Theilnahme geleitet, eingedrungen und hatten das Verlangen weiter zu schreiten, während die berufenen Lehrer der archäologischen Wissenschaft meist interesselos an der Pforte vorübergingen.

Die Archäologen „vom Fach" betrachteten damals und fast noch ein halbes Jahrhundert später die heimische Gräberforschung als eine mehr oder weniger unwissenschaftliche Beschäftigung, eine phantastische Spielerei, die heimischen Alterthumsfunde galten kaum mehr als Kuriositäten, wenn es sich nicht wenigstens um römische Alterthümer handelte; doch fanden auch diese nur dann grössere Beachtung, wenn sie den Geburtsschein italischer Kunst mitbrachten.

Man glaubte bei den Griechen und Römern einen ganz eigenthümlichen, von dem der Barbaren im Wesen verschiedenen Entwickelungsgang der Kultur zu sehen, auf den die Gesetze der Kulturgeschichte, wie sie sonst gelten, nicht passen, und alles aus der eigenartigen, geistigen Anlage eines hochbegabten Volkes erklären zu müssen. Nur die Erhaltung und Erforschung der von künstlerischem Geist durchdrungenen Werke jener klassischen Völker wurde daher einer Bemühung werth erachtet, für welche die Hinterlassenschaft des rohen stumpfen Barbarenthums des Nordens keine Entschädigung bieten konnte.

Als bezeichnend für diese Anschauungen, welche gelehrte Kreise den heimischen Alterthümern entgegenbrachten, mag ein Wort des württembergischen Oberstudienrathes Stälin hier Platz finden, der, als er in seiner Geschichte von Württemberg der zahlreichen Grabhügel des Landes Erwähnung thut, bedauernd glaubt hinzufügen zu müssen: „Leider sind es keine römischen."

Diesen Verhältnissen gegenüber erschien die Gräberforschung in England, Frankreich und auch in Dänemark vorangeschritten, und wenn das einheitliche, politische Gepräge dieser Länder und ein sehr entwickeltes Nationalgefühl dazu verführte, alle Reste alter Kultur, die nicht den Stempel römischer Herkunft trugen, kurzweg für die Gallier, brittischen Celten oder Skandinaven in Anspruch zu nehmen, so waren eben diese Umstände doch zugleich Ursache, dass die heimische Prähistorie nicht in letzter Reihe stand, dass man an eine zusammenfassende Bearbeitung und Erklärung der Landesfunde überhaupt herangetreten war. — Die Nothwendigkeit einer übersichtlichen Zusammenstellung der einheimischen Gräberfunde ward indess gegen die Mitte des Jahrhunderts in Deutschland immer mehr erkannt und mit dieser wachsenden Erkenntniss vollzog sich, über die Köpfe der „Berufenen" hinweg, langsam eine Bewegung, eine Aenderung in den Anschauungen, welche die Prähistorie in Deutschland in der Folge rasch auf eine höhere wissenschaftliche Stufe hob, als dieselbe in den Nachbarländern einnahm. Man kehrte zurück, verliess die Seitenpforte und wandte sich dem Haupteingang des Gebäudes zu.

In dem Geschlecht, welches nach der Wiedergeburt des deutschen Volkes, nach den Freiheitskriegen herangewachsen, war das Selbstbewusstsein, der nationale Stolz wieder rege geworden; die Litteratur hatte den Blick rückwärts gelenkt in die Zeiten der Grösse und Macht der Nation und die Sehnsucht nach Einigung erweckt. Man war sich wieder bewusst geworden, dass Deutschland eine ruhmvolle Geschichte hat, dass die deutschen Völker, indem sie dem Siegeszug der Römer durch die Welt ein Ziel gesetzt, den Ansturm der Araber mit eiserner Hand zurückgeworfen und die Angriffe der Mongolen und Türken an ihrer Brust zerschellen liessen, das Geschick Europas, als eines in Kultur und Sitte selbstständigen Welttheils entschieden haben. Aus diesen grossen Erinnerungen heraus erwuchs die Freude sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen, dem Ursprung der germanischen Stämme und ihrer Entwickelung nachzugehen, aus ihrer in den Gräbern niedergelegten Hinterlassenschaft ihre uralte Einheit in Art und Sitte zu beweisen. Die auf diesem Gebiet geleistete Arbeit trug edle Früchte, es war eine Saat, die herrlich aufging, die einzelnen deutschen Stämme innerlich zusammenführen und das grosse Werk der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches vorbereiten half.

Ein Anzeichen für die Hinwendung zu übersichtlicher Betrachtung, ein litterarischer Vorstoss auf den richtigen Weg, kann schon die zu Ende der dreissiger Jahre erschienene Arbeit Ledeburs, „Das Königliche Museum vaterländischer Alterthümer im Schlosse Monbijou in Berlin" genannt werden, welche die in dem genannten Museum vereinigten Alterthümer aus verschiedenen Gegenden Deutschlands einer Beschreibung unterzieht und mit einer Reihe von Tafeln geziert ist. Ebenso verdient Klemm's „Handbuch der germanischen Alterthumskunde", das ungefähr zu gleicher Zeit herausgegeben wurde, in dieser Hinsicht Beachtung. Aus den vierziger Jahren ist die compilatorische Arbeit Wagener's „Handbuch der vorzüglichsten, in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit" zu erwähnen, als ein Werk, das auf seinen 144 Kupfertafeln in fast 1400 Abbildungen alterthümliche Funde aus verschiedenen Kulturperioden und aus fast allen Gegenden Deutschlands vorführt. Die kritiklose, bunte Zusammenstellung und vor allem die unglaublich ungenauen, uncharakteristischen Zeichnungen lassen das Buch freilich mehr als ein Curiosum, denn als eine wissenschaftliche Arbeit erscheinen.

Noch heute brauchbar und werthvoll sind dagegen die von dem badischen Dekan Wilhelmi in Sinsheim für die Sinsheimer Gesellschaft verfassten Jahresberichte, welche ebenfalls von dem Bestreben eine übersichtliche Zusammenstellung deutscher Alterthümerfunde zu bewirken ausgingen, und die Beschreibung zahlreicher Gräberfunde aus Süddeutschland unter Angabe der Fundumstände, so weit dies möglich war, vereinigen.

Alle diese Arbeiten blieben indess kleine Versuche, die nur eben die Richtung der geistigen Strömung erkennen lassen, Anstrengungen, die nicht kraftvoll genug waren, derselben ein tiefes Bett zu graben, in dem sie nach bestimmtem Ziel fliessen konnte, ohne sich nach verschiedenen Richtungen hin zu verflachen und im Sand zu verlaufen. Wie aber für jedes Bedürfniss einer Zeit Kräfte erstehen, die eigens geschaffen scheinen, dem Fortschritt freie Bahn zu machen, die mit offenem, klarem Blick vor vielen anderen erkennen, was noth thut, und eine Sache, deren sie sich angenommen, durch aufopferungsvolle Einsetzung ihrer Persönlichkeit zum Siege zu führen wissen, so konnten auch in diesem Falle die unerlässlichen Vorbedingungen zu einer wissenschaftlichen Behandlung

der heimischen Gräberforschung durch die Initiative für die Sache begeisterter opferwilliger Kräfte erfüllt werden.

Die Männer, welche sich diesen Bestrebungen widmeten, standen ursprünglich ausserhalb der sogenannten Fachkreise, es waren begabte und begeisterte Autodidakten, wie ja so oft neue Anschauungen und Ideen nicht in der nach starren Regeln ausgebildeten Zunft, sondern in unbefangenen Kreisen zuerst Würdigung und ihre Vertreter zu finden pflegen.

Als Vorbedingung, Grundlage für ein erfolgreiches Studium der heimischen Grab-Alterthümer musste die Ansammlung eines möglichst umfassenden Materials an einem Orte gefordert werden und diese Forderung zuerst aufgestellt, begründet und in die That übersetzt zu haben, ist das dauernde Verdienst des Vereines zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz und besonders des damaligen Conservators der Vereinssammlung Ludwig Lindenschmit.

Schon im Jahre 1846 hatte Lindenschmit in einem Aufsatz, der erst einige Jahre später in dem 3. Vereinsheft zur Veröffentlichung gelangte, seine Ansichten niedergelegt und hatte die zur Ausführung seiner Ideen nothwendigen Schritte mit seinen Kollegen im Vorstande des Vereins und mit einigen auswärtigen Forschern besprochen.

Die Hauptpunkte dieser Arbeit mögen hier angeführt sein:

Nach einem Blick auf die seitherigen Mängel der Grabforschung und deren Ursachen, hebt Lindenschmit hervor, dass die Grabforschung allein im Stande sei, eine grosse, nicht zu bemäntelnde Lücke in der Kenntniss unserer Vorzeit auszufüllen und fährt dann fort: „Nicht über das Bedürfniss einer fortgesetzten Thätigkeit in dieser Richtung kann irgend ein Zweifel herrschen, sondern über die zweckmässigste Vereinigung und Verwendung der sich bietenden geistigen wie materiellen Mittel, über den sichersten und kürzesten Weg zur Erreichung des Ziels. Findet sich das vorhandene Material zum grössten Theil ungenügend, so gilt es vor allem der Beschaffung zuverlässiger, ergiebiger, und für alle Theile Deutschlands gleichmässig vollständiger Mittel, aus denen sich eine Uebersicht unserer Grabalterthümer herstellen und dasjenige, was von denselben seither in allzu freigebiger Weise fremden Nationalitäten zugetheilt wurde, auf sein richtiges Mass zurückführen liesse. Es ist klar, dass diese Arbeit für einzelne, der menschlichen Kraft und Lebensdauer nach, allzu ausgedehnt und unbezwingbar bleibt. Die einzige Hoffnung ihrer Ausführung beruht auf einer regen Betheiligung der Vereine ....“ und weiter: „Indem ich die schärfere Begrenzung des Gebietes unserer Forschung und die Erörterung, ob es förderlicher sei, sogleich bei der heidnischen Periode zu beginnen, oder von den ersten christlichen Zeiten zu dem Heidenthum überzugehen, und ob für uns die Periode des Heidenthums mit Karl dem Grossen oder mit der Bekehrung der Slaven in dem Osten Deutschlands abzuschliessen wäre, anderweitiger Prüfung überlasse, wende ich mich zu der ungleich schwierigeren Frage, auf welche Weise die Vereine zur Beschaffung des nöthigen Materials beitragen, und hiermit eine ihrer wichtigsten Aufgaben lösen könnten. Was aber nun, ganz abgesehen von etwa neu zu unternehmenden Ausgrabungen etc. vor Allem hergestellt werden muss, ist ein Verzeichniss und die Beschreibung sämmtlicher bis jetzt entdeckter, nichtrömischer heidnischer Grabalterthümer jedes einzelnen Landes und seiner Provinzen, und Dar-

stellung der charakteristischen Fundstücke durch gute Zeichnung oder, wo es erforderlich scheint, durch Gipsabguss.

Der Natur der Sache nach sollten diese Punkte eigentlich schon längst zum Theil im Einzelnen bearbeitet oder doch so vorbereitet sein, dass es nur einer Aufforderung bedürfte, um die Arbeiten in kurzer Zeit vereinigen zu können. Dies ist aber leider nicht der Fall und es würde, wenn etwa von Seite einer Vorstandsbehörde sämmtlicher Vereine eine solche Aufgabe in dieser Weise gestellt würde, ausser einem oder zwei Berichten vielleicht gar nichts zu erhalten sein.

Bei den so verschiedenen Verhältnissen, Mitteln und Kräften der einzelnen Vereine würde die Ausführung einer solchen ohnehin grosse Mühe, Zeit und Umsicht fordernden Arbeit für Viele bis zur Unmöglichkeit schwierig bleiben. Bei dem Einen findet sich des Stoffes allzuviel, bei dem Anderen fehlen die nöthigen Kräfte, denselben zu ordnen, kurz, wenn die Sache nicht so gefasst werden kann, dass sie für Alle gleichmässig erleichtert wird, so ist schwerlich auf das Geringste zu hoffen. Ich kann eine solche Vereinfachung und Erleichterung nur darin finden, dass man den Vereinen eine nach verschiedenen, noch festzusetzenden Gruppen sich ordnende Reihenfolge von wohlformulirten Fragen vorlege, die entweder einfach zu beantworten sind, oder an die sich ein kurzer Bericht anschliessen könnte. Es bedarf keiner Erörterung, dass dabei alles auf die richtige Fassung der Fragen ankäme und der Gegenstand wäre wichtig genug, darauf eine Preisaufgabe zu setzen, oder einige bewährte Forscher mit der Abfassung derselben zu beauftragen, welche dann von der nächsten Vereinsversammlung oder irgendwie sonst geprüft würde. Dabei bietet freilich ein Punkt besondere Schwierigkeit, die Stellung der Fragen nämlich in der Art, dass nicht allein kein wichtiger Ausnahmefall entgehen kann, sondern dass recht eigentlich zur genauesten Betrachtung der Fundstücke und ihrer Kennzeichen angeregt wird. Ebenso schwer wird es sein, das Ganze gleich brauchbar für die Vereine im Norden und Süden Deutschlands abzufassen. Allein selbst wenn eine besondere Formirung der Fragen für beide nöthig würde, so ergäbe sich hieraus kein Hinderniss der Sache selbst. Findet dieser Vorschlag überhaupt Anklang, und hegt man Vertrauen zu der Brauchbarkeit der Idee, so wird sich die genauere Fassung schon finden lassen. Auch in Bezug der Abbildung der Alterthümer würde es durch etwa im Umriss lithographirte Darstellung der Hauptformen gewiss leichter zu erfahren sein, ob bedeutende Varietäten und welche an den einzelnen Orten beobachtet und aufbewahrt sind.

Wenn man nicht die Mittheilung auf alle erdenkliche Art erleichtert und nach dem angedeuteten oder einem ähnlichen besseren Verfahren die Erkundigung lediglich auf die Beschreibung der Grabalterthümer beschränkt (wodurch eben sowohl die Scheu vor Kritik beseitigt würde, welche der Einsendung eigens abgefasster Berichte theilweise im Wege stünde, als auch unbrauchbare Conjekturen über Ursprung und Zeitalter etc. entfernt blieben), so wird man nicht an die so nothwendige Unterstützung der Vereine denken dürfen.

Ein weiterer wichtiger Punkt wäre der Austausch von Gipsabgüssen, sowohl seltener, als auch vor allem der charakteristischen Fundstücke jeder einzelnen Gegend. Sind diese Gipsabgüsse nach der Wirklichkeit koloriert, so erfüllen sie den Zweck der

Alterthümer selbst in Bezug der Anschaulichkeit, und die Sammlungen können sich mit dem Aufwande geringer Kosten in verhältnissmässig kurzer Zeit zu der lehrreichsten Vollständigkeit gegenseitig ergänzen.

Das Einzeichnen unserer alten Gräber auf eine Karte könnte durch einstweilige Feststellung der einzelnen Fundstätten auf den Generalstab- und Katasterkarten der verschiedenen Länder durch die Vereine ebenfalls unschwer vorbereitet werden. Die grössere Ausführung, mit deutlicher Unterscheidung ihres Charakters auf einer Uebersichtskarte kann erst nach den Resultaten einer systematischen Eintheilung erfolgen. Eben deshalb muss auch ein gemeinsames Uebereinkommen über sachgemässere Fassung der Sammlungskataloge noch verschoben werden, wie es dann überhaupt im Interesse der Sache wünschenswerth ist, dass nicht zu vielerlei begonnen und nur das mit Sicherheit Ausführbare von den Vereinen verlangt werde. Ist die Verbindung einmal so weit eingeleitet, dass eine Betheiligung aller bei einer gemeinsamen Arbeit ins Leben gerufen ist, dass die Vereine sich beeifern, gegenseitige Mittheilungen zu machen und auf erhaltene Anfragen rasch und erschöpfend zu antworten, dann ist vieles gewonnen, dann erst ist Hoffnung, dass wir unsern Nachbarn den Dänen, Franzosen und Engländern in der Kenntniss unserer ältesten Vorzeit nicht länger nachstehen, sondern vielmehr denselben in Manchem Aufschlüsse zu geben im Stande sein werden, da ja doch zum Theil die wichtigsten Fragen nur auf unserm alten deutschen Boden zu lösen sind.“

Die vorstehenden Ausführungen bilden in der That ein Programm, welches bereits alles, was später zum Besten der Gräberforschung, zur Ausführung gelangte, umfasst, und ausserdem noch einige Forderungen enthält, denen man erst in neuester Zeit gerecht zu werden beginnt.

Nicht auf spekulativem Wege war Lindenschmit zur Aufstellung dieser Forderungen gekommen, in eingehender praktischer Beschäftigung hatte er die Nothwendigkeit derselben erkannt. Er arbeitete im Sinne dieses Programms schon längere Zeit, wie es sein Wirkungskreis gestatten wollte, der allgemeinen Aufnahme der Ideen vor, auch als er im Auftrage des Mainzer Alterthumsvereins die merowingischen Reihengräber Rheinhessens durchforschte.

Mit der im Jahre 1848 erschienenen Schrift „Das germanische Todtenlager von Selzen in Rheinhessen“ beschäftigt, schrieb er an Wilhelmi: „Die Feststellung der charakteristischen Kennzeichen der Alterthümer dieser früher so dunkeln Periode, welche nur auf dem Wege vergleichender Prüfung und Zusammenstellung möglich wurde, ist es vorzüglich, welche mir aufs Klarste die Nachtheile der bisherigen Vereinzelung der archäologischen Bestrebungen in Deutschland wieder zur Anschauung bringt, und die Ueberzeugung von der unbedingten Nothwendigkeit einer übersichtlichen Betrachtung unserer nationalen Alterthümer bestärkt.“

In der genannten Schrift bediente sich Lindenschmit schon in ausgiebiger Weise des Vergleichsmaterials, welches französische, süddeutsche und schweizerische Gräberfelder gleicher Art boten, die damals noch zum Theil als keltische angesprochen wurden.

Das Ergebniss dieser kritischen Vergleichung war die Verweisung der aus den Gräbern von Selzen erhobenen Gegenstände in das 5.—7. Jahrhundert, die merowingisch-fränkische Periode.

Nach Würdigung aller anderen in Betracht kommenden Criterien sagt Lindenschmit: „Nach diesen geschichtlichen Berichten über den Wechsel der Bevölkerung im Rheinlande müssen wir schliessen, dass das Volk, welches auf dem von uns geöffneten Todtenlager von Selzen begraben ist, und dem Zeugniss der Münzen zu Folge noch nach Justinian dort wohnte, dem fränkischen Stamm angehört."

Die in Anbetracht der damaligen Verhältnisse, musterhafte Veröffentlichung, und namentlich die in derselben gelungenen Nachweise waren geeignet Lindenschmit rasch mit einer Reihe von ausländischen und deutschen Forschern in nahe Verbindung zu bringen. Berichte über Ausgrabungen wurden seinem Urtheil unterbreitet und der Ideenaustausch wurde bald ein so lebhafter, dass schon damals das verhältnissmässig kleine Mainzer Museum den geistigen Mittelpunkt für eine grosse Zahl gleichstrebender Männer zu bilden schien. Unter den heimischen Forschern, welche sich damals Lindenschmits Anschauungen mit voller Ueberzeugung anschlossen, sind der um die Alterthumskunde Mecklenburgs hochverdiente Archivar Dr. Lisch in Schwerin, und der nassauische Archivar Habel in erster Reihe zu nennen. Auch der schon oben genannte Dekan Wilhelmi, bekannt durch schriftstellerische Arbeiten und seine Gräberforschung schloss sich eng an Lindenschmit an. Der Plan einer gemeinsamen Herausgabe der gesammten, auf deutschem Boden zu Tage geförderten Alterthümer der merowingischen Periode wurde in dieser Zeit gefasst und schriftlich wie mündlich eingehend erörtert. Die umfassenden, langwierigen Arbeiten, welche dieses Werk, das mit zahlreichen farbigen Tafeln geschmückt werden sollte, erforderte, wurden von beiden Seiten zwei Jahre lang mit grösstem Fleiss und Eifer fortgesetzt. Leider scheiterte die Herausgabe an dem Mangel einer genügenden Anzahl von Subscribenten.

Aus dem zur Versendung gelangten Prospekt des Werkes, welches den Titel „Die Grabalterthümer der Burgunden, Franken und Alamannen aus der ersten Zeit des Christenthums" führte, erhellt die Tendenz, von welcher die Verfasser sich hatten leiten lassen. Die bezüglichen Stellen lauten:

„. . . Vor Allem muss es aber dem Alterthumsforscher wünschenswerth erscheinen, diese allenthalben hervorgetretenen Schätze zugänglich und nutzbar gemacht zu sehen. Ihm vorzüglich ist es klar, welcher Gewinn für die Wissenschaft gesichert wird, wenn aus einer Uebersicht aller dieser Gräberfunde Zeit und Ursprung derselben unzweifelhaft festzustellen sind, wie diese sich hier aus dem übereinstimmenden Zeugnisse der römischen und fränkischen Münzen, der Inschriften der Gräberplatten und der Schmuckgeräthe, aus dem Styl der Ornamentik und dem vollständigen Zusammentreffen aller beachtenswerthen Merkmale ergeben. Das hiermit gewonnene Resultat bleibt nicht auf die Erklärung dieser Gegenstände beschränkt; es muss vielmehr der Untersuchung unseres gesammten Alterthumes zu wesentlicher Förderung gereichen, da eine vorsichtige und strenge Forschung erst nach erlangter Sicherheit auf näher gelegenem Gebiet mit Erfolg in die ferne Vorzeit zurückzuschreiten vermag.

Die fruchtbringendste Verfahrungsweise bei Erklärung dieser Alterthümer fanden wir in ihrer vergleichenden Zusammenstellung, welche dem Auge mit dem ersten Blick die hohe Uebereinstimmung aller einzelnen Gegenstände jener Grabstätten und

den Charakter der Gesammtheit erkennen lässt. — Erst nach einer augenfälligen Darlegung der durchgängigen Gleichartigkeit dieser Alterthümer können und müssen die Beweismittel für das Zeitalter derselben, wie sie bei einzelnen Gräberfunden klar und bestimmt vortreten, auch für die übrigen Alle Geltung erhalten, und mit der Periode selbst zugleich ihre archäologischen Kennzeichen als festgestellt betrachtet werden.

In unserem Werke haben wir diesen bisher noch nicht versuchten, naturgemässen Weg der Forschung gewählt, mit bewusster Uebernahme aller seiner Schwierigkeiten, welche eine ebenso umsichtige, als weitgreifende Thätigkeit forderten. Er hat uns dafür auch zur vollständigen Lösung der Frage geleitet, deren Richtigkeit eine prüfende Vergleichung mit den übereinstimmenden Alterthümern Belgiens, Frankreichs und Englands, allseitig bestätigte.

Die ganze Anordnung des Werkes ist auf Anschaulichkeit und Uebersichtlichkeit berechnet. Die Zusammenstellung der Alterthümer selbst wurde in derselben Weise wie auf den beiliegenden Probetafeln in den Abbildungen durchgeführt, sodass die Waffen, die Gefässe und Geräthe nach ihrem Stoffe und ihrer Bestimmung mit kurzer Angabe ihres Fundortes, nebeneinander aufgereiht erscheinen.

Der vollständig ausgeführte, wissenschaftlich wohlbegründete Text bringt zuvörderst diejenigen geschichtlichen Ueberlieferungen und Nachweise, welche für die Beurtheilung und Erklärung unserer Alterthümer vor allem Licht zu geben im Stande sind.

Die ursprünglichen Wohnsitze, die Wanderungen und festen Ansiedelungen der Burgunder, Franken und Alamannen, die Zeit und der Ort ihres Uebertritts zu dem Christenthume kommen hier eben so sehr in Betracht, als die uns aufbehaltenen Schilderungen der nationalen Art ihrer Waffen, ihrer Kleidung und ihres Schmuckes.

Diesen, mit grösserer Vollständigkeit als bisher gesammelten Nachrichten gegenüber gibt der Text in entsprechender Weise sodann eine Uebersicht der Fundorte jener von den heidnischen Todtenhügeln so sehr verschiedenen Grabstätten, besonders der grossen Grabfelder oder Gottesäcker, sowie eine sorgfältige Beschreibung der dort gefundenen und auf unseren Tafeln abgebildeten Gegenständen. Die nähere Erläuterung derselben gewährt dabei Veranlassung zu einem vergleichenden Blick auf die gleichartigen Alterthümer unserer Nachbarländer, von denen wir eine namhafte Anzahl in Holzschnitt dem Texte einfügen werden.

Eine umfassende Zusammenstellung der zahlreichen und sprechenden Belege, aus den Gegenständen selbst, so wie aller der Thatsachen, die hier entscheiden können, führt alsdann zu dem Ergebnisse des sicheren Beweises, dass diess in den weiten Landesstrecken von der oberen Donau und dem Genfer-See bis zu dem Niederrhein und der Schelde hin gewonnenen Gräberfunde in allem Wesentlichen eine und dieselbe Nationalität beurkunden, und dass sie in dieser Uebereinstimmung unter sich sowohl, als mit den geschichtlichen Nachrichten keine andere als christliche Gräber der Burgunden, Franken und Alamannen sind und sein können."

In der That, es war ein neuer Weg, welcher in der Schrift „Das germanische Todtenlager von Selzen" versuchsweise betreten, nun in einem gross angelegten Werke weiter gebahnt werden sollte, und es wurde den obenstehenden Ausführungen hier eine Stelle geboten, weil die konsequente Verfolgung dieses Wegs diese Auffassung der Aufgaben

der Alterthumsforschung und diese Behandlung des Stoffs zu der Begründung einer Sammelstelle für das gesammte Fundmaterial zum Zweck des vergleichenden Studiums führen musste und geführt hat.

Das Streben nach Zusammenfassung, nach übersichtlicher Vereinigung des vorhandenen und zu gewinnenden wissenschaftlichen Stoffs wurde damals nicht lediglich auf litterarischem Gebiet zu bethätigen versucht; gleichzeitig hatte der Vorstand des Alterthumsvereins zu Mainz, sich bemüht, der Mainzer Sammlung auf dem Wege des Austauschs Abgüsse wichtiger und bezeichnender Alterthumsfunde aus anderen Gegenden Deutschlands zuzuführen, um auf diese Art der Sammlung lokaler Typen einen mehr übersichtlichen, dem vergleichenden Studium dienenden Charakter zu geben, und den im Austausch stehenden, auswärtigen Museen Gelegenheit zu bieten, sich in gleicher Weise auszubauen.

Die Abgüsse, welche das Mainzer Museum damals versandte, meist merowingisch-fränkische und vorgeschichtliche Fundstücke, wurden von einem von Fall zu Fall beschäftigten Former hergestellt, und von dem Conservator des Vereins, Lindenschmit, nach den Originalen sorgfältig koloriert, so dass die letzteren, was Form und Farbe betraf, in der That vollständig ersetzt zu sein schienen. Leider blieben diese mehrere Jahre hindurch mit nicht geringen Opfern an Zeit, Mühe und Geld fortgesetzten Versuche nur von geringem Erfolg. Von den zweiundzwanzig in- und ausländischen Museen und Sammlungen historischer Vereine, an welche der Mainzer Alterthumsverein Nachbildungen von Gegenständen aus seiner Sammlung versandte, haben damals nur zwei, das Museum in Bern und das Museum in Wiesbaden, ihrem Dank durch Uebergabe von Abgüssen alterthümlicher Funde Ausdruck gegeben. — Im Hinblick darauf, dass der einzige deutsche Verein, welcher sich dem verständnissvollen Vorgehen von Mainz anschloss, der ohnehin durch seinen Vorsitzenden, den Archivar Habel mit den Mainzer Bestrebungen schon lange eng verbundene nassauische Verein in Wiesbaden war, ein betrübendes Ergebniss. Freilich darf das vollständige Versagen der deutschen Vereine und Museen in dieser Sache nicht ausschliesslich auf mangelndes Verständniss für die Bemühungen des Mainzer Alterthumsvereins, auf ein schläfriges Beharren in der hergebrachten Weise der Bethätigung zurückgeführt werden, es ist wohl in den meisten Fällen dem Fehlen der nöthigen Mittel und namentlich der zur Herstellung guter Nachbildungen nöthigen technischen Kräfte zuzuschreiben. Bald erkannte man in Mainz, dass auf dem Wege des Austauschs unter den obwaltenden Umständen die Idee der Verwirklichung nicht näher gebracht werden könne und gab den Versuch um so leichter auf, als sich mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn brach, dass der Gedanke durch Austausch von Nachbildungen an mehreren Stellen zugleich übersichtliche Sammlungen zu schaffen, an sich wenig praktisch sei, dass die Ausführung bei einem unverhältnissmässigen Aufwand von Mitteln und Kräften doch nur halbe oder ganz unzureichende Ergebnisse haben würde. Man sah in fortschreitender Erkenntniss ein, dass die Auswahl der abzuformenden Gegenstände nur von einem bestimmten, wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus zu erfolgen habe und die Nachbildungen an einer Stelle vereinigt werden müssten, wenn der grosse Zweck wirklich in vollem Masse erreicht werden sollte.

Der erwähnte missglückte Versuch aber war eben nur eine Etappe auf dem Weg, der zur Begründung eines Centralmuseums führte; und dieser Entwickelungsgang lässt erkennen, dass der Gedanke eine Centralstelle des Studiums zur Aufhellung der Urgeschichte Deutschlands zu schaffen, unabhängig von den Bestrebungen des Baron von Aufsess, der die Begründung einer Centralsammlung der christlichen Alterthümer schon lange plante, geboren wurde.

Auf diesem Punkte angekommen lag es bei richtiger Würdigung der Schwierigkeiten, welche sich dem Inslebentreten eines solchen Instituts entgegenstellen müssen, nahe, vor allem jenen Rückhalt, jene Stütze zu suchen, welche, da an das Eintreten der Bundesstaaten für die noch nicht zur Wirklichkeit gewordene Idee nicht zu denken war, nur das allgemeine Interesse und die Betheiligung fachwissenschaftlicher Kreise in moralischer und in materieller Hinsicht zu bieten vermochten. Die über Deutschland verbreiteten Geschichts- und Alterthumsvereine schienen geschaffen, diesen Rückgrat der Schöpfung zu bilden, wenn sie, zusammengeschlossen, unter gemeinsamem Gesichtspunkte zu handeln in der Lage und gewillt waren. Von dem Zusammengehen der deutschen historischen und Alterthums-Vereine hatte auch Baron von Aufsess schon Förderung seiner Pläne erhofft, ohne dass bis dahin ein Zusammenschluss zu Stande gekommen wäre. Dem Alterthumsverein in Mainz blieb es vorbehalten, die Vereinigung der deutschen historischen und antiquarischen Körperschaften zu gemeinsamem Wirken zuerst in Ausführung zu bringen.

Zu Beginn des Monats Juni 1852 richtete der Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer das nachstehende gedruckte Rundschreiben an die deutschen historischen und Alterthums-Vereine:

„Schon vor mehr als zwölf Jahren ist von verschiedenen Seiten vielfach der Wunsch eines engeren Zusammenwirkens der Alterthums- und Geschichtsvereine Deutschlands ausgesprochen worden, besonders um nach einem gemeinsamen Plane ihre Thätigkeit zu ordnen und zu entwickeln. Die Versuche, die deshalb zu verschiedenen Zeiten, namentlich auf den beiden Germanisten-Versammlungen gemacht wurden, haben die Nothwendigkeit dargethan, diese Angelegenheit in einer eigens berufenen Versammlung von Delegirten der Vereine in Berathung zu ziehen. Daher wurde mehrfach der Verein in Wiesbaden, als ältester aufgefordert, eine solche Versammlung bei sich berufen zu wollen. Da nun diese wegen Zusammentritts anderer Vereine in jener Stadt in diesem Jahr nicht abgehalten werden kann, so erlauben wir uns, im Gefühl der Wichtigkeit der Sache, eine solche in M a i n z zu veranlassen, damit nicht die Berathung der gemeinsamen Zwecke und deren Ausführung einer längeren Verzögerung unterliege. Wir wählen zu dieser Zusammenkunft als den geeignetsten Zeitpunkt den 16. September dieses Js. unmittelbar vor der Versammlung der Naturforscher in Wiesbaden. Indem wir uns beehren, Ihnen hiervon ergebenste Anzeige zu machen, hoffen wir zuversichtlich, dass auch Ihr Verein den hohen Werth einer gemeinsamen Berathung mit uns theilen, und einen oder mehrere Abgeordnete hierher senden möge."

Die Einladung trägt die Unterschriften von K. Klein, I. Direktor, Dr. J. Wittmann, Sekretär und L. Lindenschmit, Conservator.

Als der Mainzer Verein dieses Rundschreiben erliess, geschah dies in der That vor Allem in der Absicht, die Begründung eines Centralmuseums vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer anzubahnen. Unter den hauptsächlichen Punkten, welche das Programm für die in Mainz abzuhaltende Versammlung zur Diskussion stellte, steht die Berathung über die Ermöglichung des vergleichenden Studiums der Alterthumsfunde obenan. Es heisst an der betreffenden Stelle: „Diese Fragen dürften unserer Ansicht nach vorerst das höhere Alterthum ins Auge zu fassen haben. Bei weitem die überwiegende Anzahl der Alterthumsvereine fand ihre Entstehung in der Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer aus jenen Zeiträumen, bis zu welchen die geschriebene Geschichte entweder gar nicht oder nur lückenhaft hinaufreicht. In dieser Beziehung haben die verschiedenen Vereine sich bereits die grössten Verdienste erworben und ihre Museen bieten eine Fülle des werthvollsten Materials für die Kenntniss dieser Zeitperiode, allein wir dürfen uns nicht verhehlen, dass bis jetzt noch nicht der rechte Weg gefunden ist, diese Gegenstände zu bestimmen, zu ordnen und ihrem vollen Werthe nach für die Forschung nutzbar zu machen. Es wären demnach die Fragen der systematischen kritischen Beschreibung der Alterthümer selbst in den öffentlichen Sammlungen, sowie ihrer litterarischen Bearbeitung und der zweckmässigsten Weise der Publikation zu erörtern. Ausserdem glaubten wir, dass es die Aufgabe der Versammlung ist, vor Allem den Weg zu berathen, auf welchem die bisherigen lokalen Beobachtungen durch eine gegenseitige vergleichende Prüfung zu wissenschaftlichen Ergebnissen erhoben werden können. Nur eine glückliche Vereinigung über diesen Punkt wird es möglich machen, die erste Grundlage einer deutschen Alterthumskunde zu bilden."

Der Einladung des Mainzer Alterthumsvereins folgte, auffallender Weise, rasch eine von dem Sächsischen Verein zur Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer ausgehende Einladung der für die deutsche Geschichts- und Alterthumskunde wirkenden Gelehrten, Künstler und Kunstfreunde zum Besuch einer schon für den 16.—18. August angesetzten Versammlung zu Dresden. Wohl nicht mit Unrecht betrachtete man dies unerwartete Vorgehen in Mainz und den dem Mainzer Verein nahestehenden süddeutschen, fachmännischen Kreisen mit unmuthigem Erstaunen. Der badische Forscher Wilhelmi schrieb damals an Lindenschmit: „. . . Was aber diese (die Dresdener Einladung) betrifft, so hat sie mich höchst befremdet. Die Norddeutschen hätten durchaus, da die Mainzer ihnen zuvor gekommen sind, zurückbleiben müssen. Sie hätten Abgeordnete schicken sollen und hätte man die zukünftige Art gemeinsamen Wirkens verabredet, und dazu Deutschland wohl in eine nördliche und südliche Hälfte mit gemeinsamem Centralausschuss abtheilen können. Uebrigens wollen auch beide Versammlungen ganz anderes. Wir wollen in Mainz die Anordnung der Weise, wie man gemeinsam für das gesammte deutsche Alterthum wirken soll. Die Dresdener-Berliner aber wollen nur ein Wirken für das Mittelalter."

Der Mainzer Alterthumsverein beschloss der Sache zu lieb, um keine Störung in die schöne Früchte versprechende Zusammenkunft der Vereine hereinzutragen, die Versammlung in Dresden zu beschicken, zugleich aber die Einladung nach Mainz für den 16.—18. September aufrecht zu erhalten, und wahrte in seiner Antwort auf die Ein-

ladung des Dresdener Vereins ausdrücklich die Priorität des Vorangehens in dieser wichtigen Angelegenheit. Es wurden der I. Direktor des Vereins Professor K. Klein nach Dresden delegiert, lediglich wie es in dem betreffenden Sitzungsprotokoll heisst, zum Zweck der Kenntnissnahme der dort stattfindenden Beschlüsse und vorgebrachten Wünsche, um demnächst in der in Mainz am 16. September und an den folgenden Tagen abzuhaltenden 1. Versammlung der Deputierten der speziellen Vereine die geeignete Rücksicht nehmen zu können. Der Vorstand des Alterthumsvereins in Mainz betrachtete also die in Dresden stattfindende Berathung gewissermassen als eine vorbereitende, auf Grund deren dann die endgültigen Beschlüsse auf der Versammlung in Mainz zu fassen seien.

Die Versammlung in Dresden fand programmmässig am 16.—18. August unter dem Vorsitz Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen unter Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten Deutschlands statt, und nahm einen Verlauf der mit den von dem Mainzer Verein ausgesprochenen Ideen und Vorschlägen im Allgemeinen im Einklang stand. Die Verständigungen betreffend Gründung eines Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine trugen in der That in der Hauptsache einen vorbereitenden Charakter, indess wurde schon hier der Beschluss gefasst, dass der Gesammtverein, bei seinem Inslebentreten, die bedeutende Sammlung deutscher Alterthümer aus dem Mittelalter die der Freiherr von Aufsess in Nürnberg geschaffen hatte, in seinen Schutz nehmen und ihre Weiterentwicklung fördern möge.

Genau einen Monat später tagte in Mainz die erste konstituirende Versammlung. Im Hinblick auf den kurzen Zeitraum, welcher seit der Dresdener Zusammenkunft verflossen war, darf es nicht auffallen, dass die Betheiligung eine beschränkte war und eine grössere Zahl von Vereinen ihre Stellungnahme zu den in dem Mainzer Programm enthaltenen Vorschlägen und Ideen nur schriftlich abzugeben in der Lage waren. Am zahlreichsten hatten sich Vertreter aus den dem Rhein benachbarten Ländern eingefunden; von den an der Dresdener Versammlung betheiligten erschienen nur wenige, unter diesen der Freiherr von und zu Aufsess, Regierungsrath Dr. H. W. Schultz, Dresden, Baurath von Quast, Berlin und Prof. Dr. Waagen, Berlin.

Im Ganzen hatten sich 200 Theilnehmer zur Versammlung eingeschrieben. Diese fand im sogenannten Marmorsaal des kurfürstlichen Schlosses statt. In der ersten öffentlichen Sitzung, welcher der I. Direktor des Mainzer Alterthumsvereins, Prof. Klein, präsidierte, wurde die Kommission zum Entwurf der Statuten eines Gesammtvereins gebildet; sie bestand aus den Herren von Aufsess, Nürnberg, von Bayer, Baden-Baden, Dr. Bauer, Darmstadt, Engel, Ulm, Grün, München, Habel, Schierstein, Dr. Heyden, Frankfurt a. M., Prof. Klein, Mainz, Dr. Landau, Kassel, Lindenschmit, Mainz, von Quast, Berlin, Dr. Rossel, Wiesbaden, Dr. Schulz, Dresden. Dann schritt man auf Antrag des Herrn Schulz zur Bildung von drei Sektionen, eine für die römisch-germanische Zeit, die zweite für mittelalterliche Kunst und die dritte für Geschichte und deren Hilfswissenschaften.

In der Sitzung der Kommission wurde von zwei Statuten-Entwürfen für eine gemeinsame Thätigkeit der Geschichts- und Alterthumsvereine, die von den Herren Landau und von Aufsess herrührten, der des Herrn Landau angenommen. Von den 19 Para-

graphen des redigierten Entwurfs sei hier nur des § 1 gedacht, welcher als Zweck des Gesammtvereins ein einheitliches Zusammenwirken der einzelnen Vereine zur Erforschung, Erhaltung und Bekanntmachung der vaterländischen Denkmäler angiebt. Die Statuten wurden in der zweiten öffentlichen Sitzung einstimmig angenommen. Die Sitzung der römisch-germanischen Sektion beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Antrag des Herrn Legationsraths von Mayer, Frankfurt, betreffend Untersuchung der germanischen Ringwälle und eine statistische Uebersicht derselben, sowie mit den Vorschlägen des Herrn Habel, Schierstein zu gründlicher und zusammenhängender Untersuchung des römischen Grenzwalls in Deutschland. Die Schaffung einer Sammelstelle für die Alterthümer aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit Deutschlands scheint nur in so fern gestreift worden zu sein, als Lindenschmit auf die Forderung des Herrn Becker, Graz, Abgrenzungen der Nationalitäten der verschiedenen Völkerschaften Deutschlands durch gründliche Untersuchung und Feststellung unterscheidender Merkmale für keltische, germanische und slavische Alterthümer, erwiederte, dass eine solche Feststellung aus Mangel zuverlässigen Materials, namentlich der so wichtigen Grabfunde bis jetzt noch nicht ausführbar erscheine. Es handle sich zunächst um Beschaffung der nöthigen Hülfsmittel für eine Gesammtübersicht der deutschen Alterthümer. Das Fehlen eines ausdrücklichen Antrags mag auf einen Mangel im Protokoll zurückzuführen sein. Dass in der Sitzung der römisch-germanischen Sektion über Begründung eines Museums römisch-germanischer Alterthümer verhandelt wurde, lässt sich aus dem Protokoll der öffentlichen Schlusssitzung erkennen. Reg.-Rath Schulz schlug in derselben vor, „dass die von Herrn von Aufsess ins Leben gerufenen Idee eines germanischen Museums derart aufzufassen und festzustellen sei, dass das Museum für christlich-germanische Alterthümer in Nürnberg seinen Sitz habe, dass jedoch zur Aufstellung des römisch-germanischen Museums der Westen von Deutschland und namentlich Mainz vor Allem durch die Geschichte und die vorhandenen zahlreichen Denkmale dieser Periode vorzugsweise geeignet erscheine." Mainz wurde hierauf als Ort zur Aufstellung der römisch-germanischen Alterthümer einstimmig gewählt.

Nachdem noch betont worden, dass das Museum in der Hauptsache aus Kopieen aufzubauen sei, ersuchte die ganze Versammlung den ständigen Ausschuss des Gesammtvereins in Dresden, „bei der städtischen Behörde in Mainz die nöthigen Schritte zur Beschaffung und Erweiterung der erforderlichen Räume zu thun."

So auffallend rasch geht das Protokoll, während es bei verhältnissmässig nebensächlichen Dingen eingehend verweilt, über die Begründung des römisch-germanischen Centralmuseums, hinweg, die neben der Konstituirung des Museums christlich-germanischer Alterthümer in Nürnberg, die wichtigste Lebensäusserung des Gesammtvereins war und auch im Lauf von fünfzig Jahren geblieben ist.

Die Ursache dieser Flüchtigkeit ist wohl hauptsächlich in dem Umstand zu suchen, dass die Versammlung in Dresden bereits die Begründung und Förderung des von Aufsess geplanten allgemeinen deutschen Museums vorläufig beschlossen hatte und in der Hauptsache nur noch die Zweckmässigkeit einer getrennten Aufstellung der christlich-germanischen und der römisch-germanischen (frühgeschichtlichen und vorgeschichtlichen) Alterthümer zu betonen für nothwendig erachtete.

Auch die drängende Zeit scheint eine erschöpfende Behandlung der Angelegenheit beeinträchtigt zu haben; konnte doch nicht einmal zur Aufstellung und Berathung der Statuten für die neu begründete Anstalt geschritten werden. Die einfachen Bestimmungen bezüglich der Geschäftsführung wurden nachträglich von dem Vorstand des Alterthumsvereins in Mainz entworfen und dem Central-Direktorium in Dresden zur Beschlussfassung unterbreitet. Die Genehmigung erfolgte alsbald. Der Wortlaut dieser provisorischen Statuten, welche mit eingehenden Erläuterungen versehen im Anfang des Jahres 1853 veröffentlicht wurden, ist folgender:

I. Entwurf provisorischer Statuten für das Direktorium des Centralmuseums römischer und germanischer Alterthümer zu Mainz.

§ 1. Zweck des Centralmuseums ist Erstrebung einer möglichst vollständigen Vereinigung von Vergleichsmitteln alterthümlicher Gegenstände der germanischen und römischen Periode durch Zeichnung oder plastische Nachbildung zum Studium des klassischen Alterthums und der Urgeschichte unseres deutschen Vaterlandes.

§ 2. Das Centralmuseum für das germanische und römische Alterthum zu Mainz ist (gleich dem germanisch-christlichen Museum in Nürnberg) als selbstständiges Ganze der oberen Aufsicht des jeweiligen Centralpräsidiums der deutschen Alterthums- und Geschichts-Vereine (dermalen in Dresden) untergeordnet. Die durch Unterstützung jener Vereine gegründete Sammlung wird nicht Bestandtheil der Lokalsammlung des historischen Vereines zu Mainz, sondern bleibt ausschliesslich Eigenthum der zu diesem Zwecke verbundenen Geschichts- und Alterthumsvereine.

§ 3. Zur Geschäftsführung dieses Centralmuseums zu Mainz ist ein provisorisches Direktorium von fünf Mitgliedern vorläufig auf ein Jahr (bis zur nächsten Generalversammlung der deutschen Alterthums- und Geschichtsvereine in Nürnberg) ernannt worden. Es besteht: a) aus einem Direktor (Präsident), b) aus zwei Sekretären, c) aus einem Conservator, d) aus einem Kassierer.

§ 4 a. Der Direktor (Präsident) leitet die vorkommenden Geschäfte, sowie die Verhandlungen bei den wöchentlichen Direktorialsitzungen er eröffnet die eingehende Korrespondenz, veranlasst deren Beantwortung durch die beiden Sekretäre und unterzeichnet mit ihnen dieselben; er beruft etwa erforderliche ausserordentliche Sitzungen und assignirt auf Sitzungsbeschluss die Auszahlung der Rechnungen für gelieferte Arbeiten. Im Verhinderungsfalle besorgt der Conservator mit den beiden Sekretären alternirend dessen Geschäfte.

b. Die beiden Sekretäre führen die Sitzungsprotokolle, besorgen nach Angabe des Direktors die Concipirung und Expedirung der sämmtlichen Korrespondenz und tragen sie in ein bei jeder Sitzung vorzulegendes Geschäftsmanual ein.

c. Der Conservator besorgt: α. Die Aufstellung der Alterthümer, Abgüsse, Zeichnungen etc. nach gemeinschaftlichem, in der Sitzung berathenem und genehmigtem Plan; β. Er leitet die nach Sitzungsbeschluss zu fertigenden Zeichnungen und plastischen Nachbildungen; γ. Er besorgt den genauen Eintrag dieser Gegenstände in einen wissenschaftlich geordneten Katalog; δ. Er bearbeitet mit Beihülfe der Sekretäre ein General-Repertorium über den Bestand der auswärtigen Vereinssammlungen; ε. Er führt ein genaues, jedesmal in der Direktorialsitzung vorzulegendes Manual zur Verzeichnung der

Grundriß des kurfürstlichen Schlosses zu Mainz.

eingehenden, sowie der zu versendenden Alterthümer oder plastischen Abgüsse. Unter seiner Leitung arbeiten: 1. ein Zeichner, 2. ein Modelleur (Former).

d. Der Kassierer stellt ein Inventar auf über das Gesammteigenthum des Centralmuseums, er verrechnet die Einnahmen und Ausgaben der Gelder und führt ein genaues, mit den Belegen versehenes Manual, welches am Jahresschluss vom Centralausschusse durch eine von ihm zu ernennende Kommission zu prüfen und abzuschliessen ist.

Vorstehende provisorische Statuten können durch Beschluss der Generalversammlung der Vereine (Central-Ausschuss) abgeändert und erweitert werden.

II. Erläuterungen zu den Statuten für das römisch-germanische Centralmuseum zu Mainz.

Die Begründung eines römisch-germanischen Centralmuseums in Mainz, wie sie in der Versammlung der deutschen Alterthumsforscher und historischen Vereine am 18. September 1852 beschlossen wurde, ergab sich aus zwei gleich wichtigen Anforderungen unserer vaterländischen Alterthumskunde: aus dem klar erkannten Bedürfniss eines Vereinigungspunktes für das Material zu übersichtlicher Beurtheilung unserer nationalen Alterthümer, und aus der Unerlässlichkeit einer Zusammenstellung derselben mit den römischen Ueberresten unseres Landes, welche untrennbar mit denselben vermischt, sowohl einen günstigen Anhalt für ihre Zeitbestimmung, als auch für die richtige Schätzung des Einflusses gewähren, welcher von dorther auf die ersten Anfänge technischer Thätigkeit unseres Volkes einwirkte.

Diese Erwägung führte zugleich auf die Bestimmung des Ortes, an welchem ein Unternehmen von so hoher Bedeutung am Besten ins Leben treten könnte. In der Sache selbst lag die Hinweisung auf das Rheinland und die Wahl der Stadt Mainz. Denn wenn es überhaupt naturgemäss erschien, dorthin, wo bereits viel des wichtigsten Stoffes gesammelt vorliegt, diejenigen Beiträge zu vereinigen, welche denselben zu einem lehrreichen Ganzen vervollständigen könnten, so mussten ausserdem die besonderen Vortheile, welche sich in hie-

siger Gegend für die unmittelbarste Förderung der beabsichtigten wissenschaftlichen Zwecke bieten, eine besondere Berücksichtigung empfehlen. Es bedarf hier nur der Erwähnung einiger Punkte, um sich alle die wichtigen Ergebnisse der Reihe nach zu vergegenwärtigen, welche durch eine Zusammenstellung der Alterthümer aus den übrigen Gauen Deutschlands mit den unserigen und zwar an einem Orte unserer Gegend selbst zu gewinnen sind.

Kein Theil des Vaterlandes bewahrt gleich dem Rheinthale, von den Ringwällen und Landwehren der ältesten Völkerkämpfe, von den römischen Tempeln und Kastellen bis zu den Trümmern des fränkischen Kaiserpalastes, von den zahllosen Grabhügeln auf den Waldeshöhen und längs des römischen Grenzwalles bis zu den christlichen Friedhöfen Alamannischer und Fränkischer Niederlassungen eine so zusammenhängende, ihren Character gegenseitig erklärende Reihe von Denkmalen unserer Vorzeit.

Wenn irgendwo, so müssen hier auf der Grenzmark und dem Kampfplatz der Völkerstämme die unterscheidenden Kennzeichen keltischer und germanischer Alterthümer sich prüfen und ermitteln lassen, und zugleich mit der Feststellung der letzteren auch für die Unterscheidung derselben von den slavischen an der Ostgrenze die besten Haltepunkte geboten werden.

Selbst das Räthsel der Bronzeperiode wird einer Lösung nur dann entgegengeführt werden können, wenn jene nordischen Geräthschaften und Waffen, welche zum Theil als Erzeugniss einheimischer Kunstfertigkeit, zum Theil als Ueberlieferung östlicher Handelsverbindungen und Völkerzüge betrachtet werden, mit den gleichartigen Fundstücken derjenigen Landestheile zusammengestellt sind, welche zuerst dem noch unermessenen Einfluss römischen Verkehrs zugänglich und späterhin römischer Herrschaft selbst untergeben waren.

Hier an der Stelle, wo der erste Lichtstrahl historischer Aufzeichnung deutschen Boden berührt, an dem Ausgangspunkt der beiden grossen Bewegungen, welche die Geschichte unseres Alterthums eröffnen und abschliessen, der Römerkriege und der Umgestaltung der alten Germania durch die Lehre des Christenthums, hier ist auch gewiss mit der grössten Berechtigung die Stätte ausersehen worden zu einer umfassenden und vergleichenden Sammlung der Reste unserer ältesten Vorzeit.

Wie grossartig und weitgreifend das Ergebniss eines solchen Unternehmens erscheint, so bewährt sich vor Allem auch darin das treffende und praktische der Grundidee, dass sie mit mässigen Mitteln wirklich zur Ausführung gebracht werden kann und eine Lebensfähigkeit besitzt, ohne welche sie selbst die Beschlüsse der Generalversammlung nicht aus dem Reiche schöner Träume in die Wirklichkeit rufen könnten.

Eine kurze Darlegung von demjenigen, was das römisch-germanische Museum in seinen Bereich aufnehmen, wie die Sammlung selbst gebildet werden und fortwachsen soll, wird, so hoffen wir, unseren Glauben an die Möglichkeit einer praktischen Ausführung rechtfertigen.

Es bedarf wohl kaum der Erklärung, dass das Centralmuseum nicht den ebenso nutzlosen als ungerechten Anspruch zu erheben gedenkt, die für seine Zwecke werthvollen Originalalterthümer selbst aus den Vereins- und Staats-Sammlungen in seinen Besitz zu erhalten, sondern dass man lediglich vollkommen getreue Nachbildungen derselben zu vereinigen streben wird und zwar vorzugsweise nur plastische Nachbildungen, weil in

ihnen der objektivste Ausdruck, unverfälscht durch etwa mangelhafte Auffassung oder vorgefasste Idee des Darstellers gegeben wird.

Diese Nachbildungen sollen umfassen: A. Modelle, B. Abformungen, C. Zeichnungen. Es eignen sich:

A. Für Modelle (d. h. in verkleinertem Massstabe ausgeführte plastische Darstellungen):

1. Kultusdenkmäler, Opferstätten der ältesten Landesbewohner, römische Tempel, Mithräen u. s. w.
2. Grabstätten, deren äussere und innere Einrichtung;
3. Militärische Alterthümer: Ringwälle, Landwehren, römische Kastelle, kleinere Schanzen, Wartthürme, Vertheidigungslinien (Profile), Strassen (Profile);
4. Bürgerliche Alterthümer: Villen, Bäder, Aquädukte etc.;
5. Baudetails: Mauerverbände, Steinmetztechnik, Heizeinrichtungen, Dachbedeckungen.

B. Für Abformungen sind geeignet:

1. Inschriften in Lapidar- und Cursiv-Schrift, Schriftproben von der ersten Zeit der römischen Besitznahme bis zur karolingischen Periode, Ziegel- und Gefäss-Stempel etc.;
2. Bildwerke: Statuetten und Reliefs, Grabsteine, die für die Kenntniss von Trachten und Waffen lehrreich sind; Votivsteine und Altäre, sowohl solche, die zur vaterländischen, als auch zur Mythologie des Alterthums überhaupt wichtige Beiträge gewähren; Münzen, geschnittene Steine u. s. w.;
3. Bauverzierungen: Kapitäle, verzierte Säulenschäfte, Friese, Mosaiken etc.;
4. Gefässe: Aus den Grabstätten der ältesten Landesbewohner nicht sowohl die seltenen, als die in einzelnen Landesgegenden vorherrschenden Formen; sämmtliche Hauptformen römischer Gefässe;
5. Geräthe: a. Aus Stein: Die Steingeräthe der Urbevölkerung; die Hauptformen der Meissel, Keile, Messer, Aexte, Lanzen- und Pfeilspitzen etc.;

   b. Aus Metall: α. Haus- und Handwerks-Geräth: Schlösser, Schlüssel, Waagen und Gewichte, Messer, Scheeren, Celts, Beile etc.; β. Landwirthschaftliche Geräthe: Pflugscharen, Pferdegeschirre, Wagenbeschläge etc.; γ. Bekleidungs- und Schmuck-Gegenstände: Gewandnadeln, Hals- und Arm-Ringe, Riemenbeschläge, toreutische Arbeiten in Gold und Silber; δ. Waffen: Schuss- und Angriffswaffen, die Hauptformen der Schwertklingen, Pfeil- und Speer-Spitzen, Schild und Schild-Beschläge, Feldzeichen und militärische Ehrenzeichen.

Diese Alterthümer sind in ihrer natürlichen Grösse und wo nöthig auch Farbe, mit den verschiedenen Abformungsmitteln, Gips, Schwefel, Metall, Steinpappe, Papier, Guttapercha oder durch Galvanoplastik zu vervielfältigen.

C. Für Zeichnungen eignen sich:

Gegenstände, die sich nicht durch Modellieren oder Abformen vollkommen darstellen lassen, wie Grundmauern und Erdwerke von geringem Relief, Terraindarstellungen, geometrische Aufnahmen oder die durch ihre innere Beschaffenheit eine lehrreiche Abformung nicht wohl zulassen, z. B. dünne Gläser, Perlen, Millefioris etc.

Diese Gegenstände alle in einem Centralmuseum vereinigt, werden jedem Forscher, der seine Räume betritt, eine Zusammenstellung von verwandten Alterthümern aus allen Gauen des Vaterlandes bieten, eine Anschauung, die ihn in kurzer Zeit mehr fördern, ihn auf einen höheren umfassenderen Standpunkt stellen, ihm eine tiefere Einsicht in tausend Einzelheiten gewähren wird, als jahrelange beengte Lokalstudien, oder als zeitraubende Bereisungen zerstreuter Sammlungen es irgend vermöchten. Aber auch den verbündeten Vereinen wird dieser Centralpunkt zugleich die Quelle werden, aus welcher

den einzelnen Sammlungen dasjenige zufliesst, was im Allgemeinen zu ihrer Vervollständigung dienlich und insbesondere zur Erklärung der Lokalfunde, wie zur Einreihung derselben in den weiten Kreis der vaterländischen Alterthümer erforderlich sein wird. Erwägt man daher, dass bei keiner auch mit den reichsten Mitteln ausgestatteten Sammlung von Original-Alterthümern kaum eine annähernde Vollständigkeit erreichbar ist, so dürfte bei unserem Unternehmen in nicht allzuferner Zeit sich die sichere Aussicht eröffnen, dass statt unzureichender, in zahllosen Kupferwerken zerstreuter Darstellungen, eher ein systematisches Ganze in plastischen, die Originale ersetzenden Nachbildungen anschaulich sich zusammenstellen lässt.

Weiter beschäftigen sich dann die „Erläuterungen“ mit der Weise, auf welche das Alles zu erlangen sei. Man glaubt zunächst anregend und auffordernd vorgehen zu müssen. Durch Versendung einer Anzahl der werthvollsten Alterthümer in Abguss und Zeichnung als Beispiele oder Proben hofft man zu bewirken, dass die Vereine es als Ehrensache betrachten werden das Mögliche zu leisten, für eine Gabe die gewünschte Gegenleistung zu gewähren, vor Allem die Zusendung der gewünschten Originale ihrer Sammlung zum Behuf des Abformens oder die Nachbildung an Ort und Stelle zu bewilligen. „Täuschen wir uns in einem so einfachen Punkte“, heisst es an dieser Stelle, „so ist auch jede Hoffnung auf eine gemeinsame Wirksamkeit der Vereine eine Täuschung, und jeder Plan, der eine solche in scinen Bereich bringt, in die Luft gebaut.“

Was die nöthigen Geldmittel betrifft, so wird als feststehend angenommen, dass dieselben unmöglich von den Vereinen crhofft und verlangt werden könnten, da die nicht immer ständige Einnahme der meisten Vereine kaum zur Bestreitung ihrer eigenen Bedürfnisse hinreiche und zu dem Zweck und Mittel dieser Vereine in der Regel statutengemäss mehr auf engere Grenzen bestimmter Lokalforschung beschränkt seien. Nachhaltige Unterstützung eines so grossartigen, für die gesammte Alterthumskunde so hochwichtigen Zweckes glaubt man nur aus Staatsmitteln erwarten zu dürfen.

„In unserer festen Ueberzeugung“, so schliessen die Erläuterungen, „dass sich durch Begründung des römisch-germanischen Centralmuseums der kürzeste, ja einzige Weg eröffnet, auf welchem unsere Alterthumskunde aus dem Bereich unfruchtbarer, stets bestrittener Theorien zu einem freien und sicheren Ueberblick zu gelangen vermag, glauben wir die Hoffnung hegen zu dürfen, dass eine so reichen Erfolg versprechende Angelegenheit bei dem vaterländischen Sinne und der hohen Einsicht unserer Regierungen eine geneigte Theilnahme und erforderliche Unterstützung finden werde.“

Das römisch-germanische Centralmuseum war somit begründet, — mit Worten, das war aber auch Alles. Wenigen Männern blieb es überlassen, die von der Sympathie des Gesammtvereins getragene Idee zu verwirklichen, die Anstalt ins Leben zu rufen und lebendig zu erhalten. Es galt jetzt die, unter dem Eindruck des einstimmigen Beschlusses zahlreicher, wissenschaftlicher Körperschaften, an deren Spitze nicht wenige Männer von Einfluss und gelehrtem Ruf standen, gewonnene zuversichtliche Stimmung in eine lange Reihe grauer, trüber Werktage hinüberzutragen und zu bewahren, das Ideal nicht zu verlieren unter tausend seiner Verwirklichung entgegenstehenden, unberechenbaren Schwierigkeiten.

Der Vorstand des Mainzer Alterthumsvereins setzte alsbald einen besonderen Ausschuss für die Museumsangelegenheiten ein, in welchem Archivar Habel aus Schierstein zum Direktor, Ingenieur-Hauptmann A. von Cohausen und Dr. med. Wittmann zu Sekretären, L. Lindenschmit, Maler, zum Conservator und Karl Roos, Architekt, zum Kassierer erwählt wurden.

Die Hauptträger des Gedankens und zugleich die Vertreter der archäologischen Forschung in diesem Kreise waren Habel und Lindenschmit. Während Habel sein Interesse schon vorher mehr dem römischen Grenzwalle, der Aufgrabung römischer Ansiedelungen und mittelalterlichen Burganlagen zuwandte und dieser Richtung auch in der Folge, so lange er sich überhaupt mit antiquarischen Forschungen beschäftigte, treu blieb, war Lindenschmit's Bestreben auf die Erkundung der ursprünglichen Kultur und der Kulturentwickelung des deutschen Volkes, der Heimath, gerichtet und drückte von Anfang an der jungen Anstalt den nationalen Stempel auf. Ludwig Lindenschmit wurde als Sohn des herzoglich nassauischen Münzgraveurs Johann Lindenschmit am 4. September 1809 in Mainz geboren. Der Vater, ein vielseitig und namentlich künstlerisch hochbegabter Mann, beschäftigte sich in seinen Musestunden mit der Geschichte seiner Vaterstadt und deren Alterthümern. Gemeinsames Interesse brachte ihn in enge Berührung mit Schriftstellern, Sammlern und Alterthumsfreunden, die in seinem Hause freundschaftlich verkehrten. In dieser Umgebung und beeinflusst von jener der Entwickelung vaterländischer Gesinnung so günstigen Zeit nach den Befreiungskriegen, wuchs Ludwig Lindenschmit auf, begeistert für Kunst und Geschichte, doch vor allem für die Grösse des deutschen Volkes.

Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien wählte er, gleich seinem älteren Bruder Wilhelm den Künstlerberuf und besuchte als Schüler des Peter von Cornelius die Akademie in München vom Jahre 1825 bis 1831. Nach der Verlegung der Universität von Landshut nach München im Jahre 1827 besuchte er auf derselben während 8 Semester die philosophische Fakultät. Nach Mainz zurückgekehrt trat er im Jahre 1831 in den hessischen Staatsdienst, in dem er bis zum Jahre 1875 verblieb. Ein längerer Urlaub gestattete ihm im Jahre 1834 im Verein mit seinem Bruder, dem Historienmaler Wilhelm Lindenschmit an der Ausführung der historischen Frescogemälde im Kgl. Schlosse zu Hohenschwangau zu arbeiten.

Vom Jahre 1843 an widmete sich Ludwig Lindenschmit eingehenden archäologischen Studien als Conservator der Sammlungen des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altherthümer, zu dessen Begründern er gehörte. Als Ergebniss seiner Wirksamkeit in diesem Ehrenamt ist die Schaffung der bedeutenden Sammlung von Originalalterthümern des Mainzer Museums zu betrachten, das vorher nur aus einer Anzahl von Lapidarinschriften und Denkmälern bestand.

Von dem Jahre 1852 an war das Leben Lindenschmits mit den Schicksalen des römisch-germanischen Centralmuseums eng verknüpft; wie dieses durch Lindenschmit eigentlich geschaffen wurde, so wurde er erst durch sein Werk das, was er für die deutsche Alterthumskunde des verflossenen Jahrhunderts geworden ist, ein Führer.

Friedrich Gustav Habel, Sohn des Hofkammerrath Christian Friedrich Habel zu Wiesbaden, wurde am 22. Februar 1792 zu Oranienstein in Nassau geboren, besuchte das Gymnasium in Idstein und widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft auf

Blick in die Werkstätte des römisch-germanischen Centralmuseums.

den Universitäten Giessen und Heidelberg. Von dem Jahre 1829 bis zum Jahre 1837 bekleidete er die Stelle eines Archivars an der Landesbibliothek in Wiesbaden.

Die Verdienste Habels um die Erhaltung der Baudenkmäler, insbesondere der mittelalterlichen Burgen seines engeren Heimathlandes sind grosse und bleibende. Er zeichnete auf vielen Reisen fast alle Burgen des Rheinlandes, nahm die Grundrisse auf und suchte aus ihren Resten die frühere Gestalt zu rekonstruiren. Ein bedeutendes Vermögen gestattete ihm die Erwerbung mehrerer Burgen, die er vor weiterem Verfall bewahrte; namentlich ist ihm die Rettung des merkwürdigen Schlosses Reichenberg bei St. Goarshausen zu verdanken, das im Jahre 1818 auf den Abbruch verkauft werden sollte. Habel war Mitbegründer des nassauischen Alterthumsvereins, dem er eine Reihe von Jahren einen grossen Theil seiner Zeit widmete. Hauptsächlich war er als Leiter der Ausgrabungen thätig, über die er schätzbare Mittheilungen veröffentlichte. Mit Lindenschmit befreundet, nahm er begeistert den Plan der Gründung eines grossen, der vergleichenden Forschung dienenden Museums auf und war ein eifriger Fürsprecher und Förderer der Idee. Seine Thätigkeit als Vorsitzender der in den fünfziger Jahren von dem Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine eingesetzten Limes-Commission war zwar fruchtbar aber nicht von langer Dauer. Im Jahre 1859 zog sich Habel auf sein Schloss in Miltenberg zurück.

Die Entwickelungsperiode von fast zwanzigjähriger Dauer, welche nach der Begründung der Anstalt beginnt, bietet ein Bild, das man nur mit Theilnahme betrachten kann. Trotz schwerer Arbeit, mancherlei Enttäuschungen und absolut unzureichender Mittel wird das Museum Schritt für Schritt gefördert, und durch den festen Glauben an endliches Gelingen, den hohen Idealismus und die zähe, seelische wie körperliche Ausdauer, namentlich eines Mannes im Verlauf der ersten zehn Jahre schon zu einer hohen Stellung in der Achtung der Fachmänner und Mitstrebenden geführt. Dass diese Stellung ohne jenes, oft so hilfreiche Mittel der Posaunenstösse einer mehr oder weniger feinen Reklame

erkämpft worden ist, das ist einer der Ruhmes- und Ehrentitel des römisch-germanischen Museums, der ihm noch heute schön steht.

Die ersten Dokumente, welche von der begonnenen Thätigkeit des Vorstandes der neubegründeten Anstalt Kunde geben, sind Korrespondenzen und Eingaben, welche die Erlangung der nöthigsten Räumlichkeiten für das zu schaffende Museum zum Zweck haben. Als künftiges Heim der Anstalt, die gewissermassen aus dem Schosse des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer hervorging, hatte man naturgemäss das alte kurfürstliche Schloss in's Auge gefasst, in dessen Erdgeschoss längst die Sammlung des Alterthumsvereins und des landwirthschaftlichen Vereins Aufstellung gefunden hatten, das ausserdem in den oberen Stockwerken seines nördlichen Flügels die Sammlungen der rheinischen naturforschenden Gesellschaft und die städtische Gemälde-Galerie, im nordwestlichen Flügel aber die städtische Bibliothek barg.

Das „Schloss", welches die Abbildung auf Tafel I in seinem jetzigen Zustande zeigt, ist ein Werk, an welchem vier Kurfürsten während eines Zeitraumes von 125 Jahren, von 1627 bis 1752 bauten und zählt zu den schönsten fürstlichen Residenzen der Renaissance in Deutschland. Der ältere Theil des Gebäudes, die mit Erkern geschmückte Giebelseite und ein Theil der anschliessenden Rhein- und Hof-Façade, wurden von den Kurfürsten Georg Friedrich von Greiffenklau im Jahre 1626—1629, und Anselm Kasimir von Wambold (reg. 1629—1647) erbaut. Der Erkerbau war im Jahre 1631 vollendet. Dann ruhte die Bauthätigkeit während der Stürme des dreissigjährigen Krieges und noch geraume Zeit nach dem Friedensschluss. Erst unter der Regierung des Kurfürsten Damian Hartard von der Leyen (1675—1678) wurde die Arbeit wieder aufgenommen und unter Friedrich Karl von Ostein (1743—1763) im Jahre 1752 beendigt. Aus der Zeit des letztgenannten Fürsten stammt namentlich der zweite, auf dem Bilde nur theilweise sichtbare Flügel. Nach der Flucht des kurfürstlichen Hofes am Schlusse des 18. Jahrhunderts hat das Gebäude während der französischen Herrschaft bald als Kaserne, bald als Militärlazareth gedient, wurde schliesslich von Napoleon I. der Stadt Mainz als Lagerhaus des Freihafens überlassen und trägt alle Spuren einer pietätlosen, barbarischen Behandlung an seiner herrlichen Façade zur Schau.

Bei der Begründung des römisch-germanischen Centralmuseums hatte die Umgebung des Gebäudes und theilweise auch dieses selbst noch ein wesentlich anderes Aussehen, als das von dem Bild dargestellte. Die gegen den Rhein gewendete Seite war von einem mit primitiven, hölzernen Lagerhäusern besetzten Hof eingeschlossen; ein der Front entlang laufendes Schienengeleise diente zum Hereinstossen der Bahnwagen, deren Ladung hier ausgepackt, verzollt, und theils in den erwähnten Baracken, theils in den mit Bretterthüren verschlossenen Magazinen des Erdgeschosses des Gebäudes, die an Mainzer Kaufleute vermiethet waren, untergebracht wurden. Die schöne Erkerseite des Baues zeigte in ihrem unteren Geschoss die hässlich angeklebten Wachhäuschen der Zollbeamten.

Nach diesem Haus, dessen fremdartige Umgebung und verwahrlostes Aeussere so wenig Kunde gaben von den idealen, im Inneren der Lösung harrenden Aufgaben, sollten bald die bedeutendsten Vertreter der antiquarischen Forschung des In- und Auslandes wallfahrten.

Unter den obwaltenden Verhältnissen wurde es der jungen Anstalt indess durchaus nicht leicht, in dem schon so verschiedenen Zwecken dienenden Gebäude festen Fuss zu fassen. Die Stadt Mainz, vor allem Handelsstadt, war durch den alten Festungsgürtel unnatürlich eingezwängt, es fehlte in der Nähe des Hafens, der sich seit der französischen Occupation vor dem Schlosse befand, an anderem verwendbaren Boden und an einem brauchbaren Gebäude, welches das Schloss ersetzen konnte.

Bei der Wichtigkeit, welche die Beschaffung von Sammlungs- und Arbeitsräumen hatte, mag es wohl am Platze sein, die Unterhandlungen, welche zur endlichen Unterkunft der Anstalt führten, wenigstens im allgemeinen Umrisse zu schildern.

Die Eingabe, welche der Vorsitzende der „Kommission für das römisch-germanische Centralmuseum", Herr Archivar Habel am 5. Januar 1853 an die Grossherzogliche Bürgermeisterei (Bürgermeister Nack) richtete, bezog sich noch nicht auf Ueberlassung von Sammlungsräumen, sondern erbat nur die Erlaubniss zur vorübergehenden Benützung des wüst liegenden, hintersten Zimmers im Erdgeschoss des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses, nach dem grossen Hof hin, während der Wintermonate.

Das Gesuch wurde begründet durch die Nothwendigkeit mehrere interessante Grabmonumente der städtischen Sammlungen abformen zu lassen, um durch Austausch dieser Abgüsse mit auswärtigen grossen Museen, namentlich London, Wien, Paris, behufs Vermehrung des neuen Centralmuseums Verbindungen anzuknüpfen.

Nachdem der Stadtbaumeister sein Gutachten dahin abgegeben hatte, dass ein bauliches Hinderniss der Bewilligung des Gesuchs nicht entgegenstehe, ein alter Ofen im städtischen Magazin vorhanden sei, und das Lokal mit einer verfügbaren alten Thüre abgeschlossen werden könne, dass übrigens die geringen erwachsenden Kosten durch den Centralverein der deutschen Alterthumskunde getragen werden sollen, beschloss der Gemeinderath am 12. Januar 1853 dem Gesuch stattzugeben und gab zugleich auch die Erlaubniss zur Abformung der Grabmonumente, da der städt. Bibliothekar Dr. Külb, dem die Sammlung der Inschriften und Sculpturen damals unterstand, keinen Einwand erhob.

Diesem Gesuch, welches sich wie ein vorsichtiger Versuch festen Fuss zu fassen ausnimmt, folgte am 2. Februar 1853 schon eine Eingabe des Präsidiums des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine „an den Vorstand der städtischen Verwaltung zu Mainz." Dieses von dem hohen Protektor des Gesammtvereins, dem Kronprinzen Johann von Sachsen, dem Vorsitzenden Geheimer Rath Dr. W. Heinrich Schulz, Dresden und Dr. Engelhard unterzeichnete Gesuch wiederholt in Kürze die Gedanken, welche bei Begründung des Museums massgebend und leitend waren und den Wunsch, dass dieses Museum in der für alle Zeiten so denkwürdigen Stadt Mainz, in unmittelbarer Nähe der hier schon vorhandenen bedeutenden Sammlung römisch-germanischer Alterthümer aufgestellt werden möchte, und schliesst mit dem Ersuchen die Anlegung des Museums durch Ueberlassung der erforderlichen Räumlichkeiten und sonstige wohlwollende Förderung freundlich unterstützen zu wollen. Gleichzeitig erging eine Eingabe an das Grossh. Ministerium des Innern, welche um Befürwortung oder Förderung der Angelegenheit bei dem Mainzer Stadtvorstand ersuchte.

Das Gutachten, das die Verwaltung der Stadt Mainz von dem städtischen Bibliothekar Dr. Külb einforderte, fiel nicht zu Gunsten des zu schaffenden Museums aus; jede neue

und grosse Idee pflegt zunächst im günstigsten Fall Bedenken und Widerspruch hervorzurufen. Die von Dr. Külb geäusserten Ansichten sind bei der Eigenart des geplanten Instituts und in Anbetracht der örtlichen Verhältnisse nicht sonderlich befremdend. In seinem Schreiben vom 7. Februar 1853 gab Külb der Ueberzeugung Ausdruck, dass ein derartiges Museum nur dann einen wirklichen wissenschaftlichen und bleibenden Werth besitze, wenn es wenigstens zum grössten Theil aus Originalen bestehe und wirft dann die Frage auf, wie solche zu beschaffen. Nachdem er die Möglichkeit, das Museum aus Originalalterthümern zu bilden verneint, führt er aus, dass Gipsabgüsse viel zu vergänglich seien, als dass ein Museum, welches zudem einen grossen Raum in Anspruch nehmen müsse, auf eine lange und grosse Zukunft hoffen dürfe. Er schliesst mit dem Wunsch, die Stadt möge vor allem ihre eigenen Sammlungen pflegen, die in einem ganz unzulänglichen Raum untergebracht seien. Wolle man aber dennoch dem Ansuchen des Gesammtvereins entsprechen, so möge man keinenfalls die Aufstellung und Ausdehnung des Lokalmuseums benachtheiligen, vielmehr zugleich auch für die Aufbewahrung und Erhaltung des eigenen Besitzes in passenden, auch für lange Zeit ausreichenden Lokalen Sorge tragen, und deshalb die Geldmittel, welche ohnehin nur spärlich für die städtischen Sammlungen verwendet werden könnten, nicht allzu sehr beschränken und zersplittern. Jedenfalls solle die Bestreitung aller übrigen, das Centralmuseum betreffenden Ausgaben dem deutschen Geschichts- und Alterthumsverein überlassen bleiben.

Dies Gutachten übersandte die Bürgermeisterei an die Kommission zur Errichtung des römisch-germanischen Centralmuseums mit dem Auftrage, ihre Ansichten und Wünsche genauer darzulegen und gab ihr hierdurch Gelegenheit, unter Mittheilung der, den provisorischen Statuten beigegebenen Erläuterungen in der Eingabe vom 6. März 1853 die Ziele und Zwecke der zu schaffenden Anstalt klar zu legen und die durch den städtischen Bibliothekar Dr. Külb erhobenen Bedenken eingehend zu korrigieren. Die Ausführungen lauten: „Wenn der Herr Berichterstatter, wie er sagt, darüber nicht klar zu werden vermag, woher eine genügende Anzahl und Auswahl von Originalalterthümern, als wesentliches Erforderniss des Centralmuseums, selbst mit Aufwand der grössten Geldmittel herbeigeschafft werden könnte, scheint er übersehen zu haben, dass das Centralmuseum überhaupt nicht aus Originalalterthümern aufgebaut werden soll und dass es nicht der Stoff, sondern die Form und Bedeutung der Fundstücke ist, welche hier überhaupt in Betracht kommen. Es fällt schwer zu verkennen, dass man eine solche Sammlung von Nachbildungen, die wegen ihrer Treue und Genauigkeit von den Originalwerken kaum zu unterscheiden sind, einzeln für den Gelehrten und Künstler ganz denselben Zweck erfüllen als diese, dass sie aber in ihrer Zusammenstellung für ihn von weit höherem Werthe sind, da es nicht möglich ist, die Originale gleich den Abgüssen zu vergleichender Uebersicht an einem Orte zu vereinigen. Es ist keineswegs ein nothwendig bedingender, aber allerdings günstiger Umstand für unser Centralmuseum, dass dasselbe an der Seite des hiesigen Alterthumskabinetts seinen Sitz nimmt und hierdurch mit einer so vielseitig werthvollen Sammlung von Originalen in Berührung tritt, welche nicht etwa blos lokale Wichtigkeit, sondern für die Beurtheilung der deutschen Vorzeit die höchste Bedeutung haben. Sind wir daher in Bezug auf den Werth, den der Herr Berichterstatter der hiesigen Sammlung beilegt, mit demselben vollkommen einverstanden,

so finden wir dagegen seine Behauptung von der geringen Dauer und der wissenschaftlichen Werthlosigkeit der Gipsabgüsse in direktem Widerspruch mit der Erfahrung und dem Urtheil aller Sachverständigen. Die Dauerhaftigkeit des Gipses hört da auf, wo überhaupt auch die Existenz der Originalalterthümer selbst zerstört wird, d. h. unter freiem Himmel in Regen und Frost oder feuchten Lokalen, in welche, wie wir hoffen, der Gemeinderath sie nicht verweisen will.

Dass aber getreue Nachbildungen vollkommen geeignet sind, zu übersichtlichen Zwecken die Stelle der Originale zu vertreten, dass Gips ein vorzügliches Material zu dergleichen Nachbildungen ist, dass die Dauerhaftigkeit des Gipses jeden, durch ein Museum gestellten Bedingungen entspricht, dafür wollen wir den Beweis nur durch die Aufzählung einiger berühmten, schon seit langen Jahren bestehenden Sammlungen, welche gleichfalls nur aus Gipsabgüssen bestehen, führen. Wir nennen die ausgedehnten Sammlungen künstlicher anatomischer Präparate in Paris und Wien, die Abgusssammlung vorweltlicher Thiere im Museum zu München und Darmstadt, die grosse Zahl von Gipsabgüssen antiker Statuen, welche fast in jeder grösseren Stadt und zwar meist schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bestehen und diejenigen, welche jede Malerakademie als nothwendiges Erforderniss besitzt; die zahlreichen Sammlungen von Abgüssen geschnittener Steine in Berlin, Petersburg und anderwärts, die Sammlungen von Antiken und namentlich von Gipsmodellen antiker Bauwerke, wie sie im Berliner Gewerbeinstitut aufgestellt sind, und wie gleichartige im Augenblick zu Frankfurt für das Karlsruher Museum gefertigt werden; ja wir brauchen nur hinzuweisen auf die grossartigen Abformungen in Gips, welche eben jetzt in unserem Dom für englische Rechnung vorgenommen werden. Es sind dieselben für das Museum in Southampton (Glaspalast) bestimmt, einem Institute, in welchem der umsichtige Unternehmungsgeist Englands eine kunstgeschichtliche Sammlung aller Zeiten und Völker aufzustellen im Begriffe ist und dem er in wohlverstandenem eigenen Interesse und dem der Wissenschaft, den zahlreichsten und andauernden Besuch zuwenden will. Bei ähnlichem Zweck wird auch das römisch-germanische Museum Erfolge für die hiesige Stadt bewähren und derselben, ausser der Verleihung und Einräumung des nöthigen Lokals, keine Kosten verursachen.

Was nun die Räumlichkeiten betrifft, welche das römisch-germanische Centralmuseum bedarf, so bestehen sie:

1. Aus einem Saal zur Aufstellung der Sammlung.

2. Einem Arbeitslokal, in welchem die Formen, Ausgüsse und Modelle angefertigt, getrocknet koloriert und vollendet werden.

3. Einem Raum, in welchem die Formen geordnet, aufbewahrt und die Verpackung vorgenommen werden kann.

Für das Ausstellungslokal bedarf es vor allem vielen Lichtes und einer anständigen Herstellung. Der Arbeitsraum darf davon nicht entlegen sein, damit die Abgüsse und Modellstücke leicht dahingebracht werden können — wenn er dabei geräumig, hell und heizbar ist, genügt er allen Bedürfnissen. In Bezug auf Räumlichkeit und Helle dürfte wohl der Ecksaal Nr. 6 für die Aufstellung der Sammlung am geeignetsten befunden werden, zumal, da dessen Einrichtung mit den mindesten Kosten verbunden ist. Das

DAS KURFÜRSTLICHE SCHLOSS

neben hiesiger Alterthumssammlung gelegene Lokal kann aber, abgesehen davon, dass es schon für die letztere in Aussicht genommen ist, auch deshalb, weil es mit jenem Ecksaal ausser Verbindung steht, nicht wohl für einen Arbeits- oder Packraum geeignet sein. Denn es ist der Zusammenhang der Räume für das Centralmuseum um so wünschenswerther, je mehr wir bei glücklichem Gedeihen des Unternehmens die Hoffnung hegen, ihm eine grössere Ausdehnung geben zu müssen, und dann, ohne die Sammlung in getrennte Säle zu zerstückeln, und ohne die Liberalität des verehrlichen Gemeinderaths von neuem in Anspruch zu nehmen, einen der schon übergebenen Räume mit zur Aufstellung des Museums heranziehen könnten. Wir hoffen jedoch, dass dann die Wichtigkeit unserer Kunst- und wissenschaftlichen Anstalt auch aus weitesten Kreisen Beweise der Anerkennung erworben haben und für die hiesige Stadt nicht mehr die Ursache von Ausgaben, sondern von nachhaltigem Nutzen sein wird.

Indem wir uns daher auf das genaue Maass des Nothwendigen beschränken, bitten wir den verehrlichen Stadtrath: Es möge derselbe dem römisch-germanischen Centralmuseum den Ecksaal Nr. 6 als Ausstellungsraum einrichten, den Raum Nr. 8 als Arbeitslokal und den Nr. 25 und 26 als Formenmagazin, die beiden letzteren ohne weitere Einrichtung überweisen.

Standbild des fränkischen Kriegers.

Die städtische Verwaltung kündigte darauf am 30. März 1853 den seitherigen Inhabern der Magazine No. V, No. VI und No. XXIV und stellte somit in den, auf dem beistehenden Grundriss des kurfürstlichen Schlosses mit den Ziffern 1, 2 und 3 bezeichneten Räumen im ganzen 5000 Quadratfuss zu Museumszwecken zur Verfügung.

In der am 20. April erfolgten Sitzung des Gemeinderaths gab Herr Bürgermeister Nack von einem Rescript des Grossherzoglichen Ministerium des Innern vom 24. Februar 1853 und der beigefügten, an das Ministerium gerichteten Eingabe des Vorstands der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine Kenntniss, und trug dann vor: Der gemeinderäthliche Bauausschuss habe in Anerkennung der ehrenvollen Auszeichnung, welche der Stadt durch ihre Erwählung zum Sitz des zu begründenden Centralmuseums zu Theil geworden sei, und der Aufforderung der Oberbehörde entsprechend, sich angelegen sein lassen, in dem Schlossgebäude angemessene Räumlichkeiten auszumitteln, welche dem Centralmuseum überwiesen werden könnten.

Nachdem er darauf hingewiesen hatte, dass diese Aufgabe nicht ohne Schwierigkeit gewesen sei und die Tauschverhandlungen mit den früheren Inhabern der Magazine ausführlich besprochen hatte, teilte er weiter mit, dass die Einrichtung der dem Centralmuseum zu überlassenden Räume laut Ueberschlag des Stadtbaumeisters eine Ausgabe

von 720 fl, und die Herrichtung der als Ersatz dienenden Magazine 150 fl, der Gesammtaufwand also die Summe von 870 fl betragen werde.

Die Ueberlassung der fraglichen Lokale an das römisch-germanische Centralmuseum wurde darauf von dem Gemeinderath beschlossen.

Die Bürgermeisterei berichtete am 27. April an das Kreisamt: „Der Gemeinderath betrachtet es, wie aus dem Protokoll hervorgeht, als eine Ehrensache von Seiten der hiesigen Stadt, möglichst beizutragen, das rubricirte Projekt hier zu verwirklichen. Er hat daher die von seinem Bau-Ausschuss im Einverständniss mit dem Vereinsvorstand ausgemittelten Lokale im Schloss bereitwilligst zugestanden und die Kosten zu deren Herrichtung nach Maassgabe des vorliegenden Ueberschlags bewilligt. . . . . Wenn die Vorschläge des Gemeinderaths die höhere Genehmigung erhalten, so kann mit den Arbeiten zur Herrichtung der Lokale alsbald begonnen werden.

So rasch wurde die Angelegenheit nun allerdings nicht erledigt, denn nach Verlauf von zwei Monaten forderte das Kreisamt zunächst noch den Nachweis von der Stadt Mainz, aus welchen Mitteln die Deckung des Ausfalls an Miethe und die Ausgaben für Herrichtung der Lokale, sowie für Einrichtung der im Tausch den verschiedenen Kaufleuten überlassenen Magazine gedeckt werden könnten. Am 5. August 1853 erfolgte dann die Genehmigung der Beschlüsse des Gemeinderaths von Seiten des Kreisamts.

Gleichzeitig mit den Bemühungen um Unterkunft für das zu begründende Museum beschäftigte die Kommission schon seit ihrer Konstituierung die ungleich schwerere Aufgabe der Beschaffung der für den Anfang allernöthigsten Mittel.

Da die Kommission es als dringende Nothwendigkeit und eigentliche Lebensfrage erkannte, sobald als irgend möglich ein Zeichen der beginnenden Thätigkeit des Direktoriums zu geben, und die auswärtigen beigetretenen, wie die noch nicht angeschlossenen Vereine zur Unterstützung des Centralmuseums durch Zusendung von Alterthümern oder durch Tausch von Nachbildungen aufzufordern, so ergab sich hieraus das Bedürfniss der sofortigen Anstellung einer brauchbaren Kraft zur Herstellung von Formen für Abgüsse in Gips und Metall. Das Fehlen eines Fonds zur Besoldung auch nur eines Arbeiters, der Mangel an Mitteln zur Beschaffung des Materials und der nöthigsten Einrichtung drohte schon die ersten Schritte zu hemmen und den Erfolg des ganzen Unternehmens in Frage zu stellen.

In der Sitzung vom 19. Oktober 1853 beschloss die Kommission bei dem Vorstand des Mainzer Alterthumsvereins unter Vorlage eines ungefähren Kostenvoranschlags eine Krediteröffnung von zunächst 80 Gulden aus der Kasse dieses Vereins anzusuchen. Mit diesem Betrag, welcher hinreichen konnte einen Arbeiter für die nöthigen Abformungen wenigstens auf kurze Zeit zu beschäftigen, wurden die Nachbildungsarbeiten sofort in Angriff genommen und zwar, so weit sie sich auf Kleinalterthümer beschränkten, in der Wohnung des Conservators, da die in Aussicht genommenen Räume im kurfürstlichen Schlosse noch nicht zur Verfügung standen.

Der im Oktober 1852 für diese Abformungen vorübergehend angestellte Arbeiter war der geschickte Stuccateur Philipp Roth aus Weisenau, der, vom Jahre 1852 an dauernd

beschäftigt, bis zu seinem Tode in den Werkstätten des Museums thätig war. Das Kolorieren der Abgüsse nach den Originalen besorgte Lindenschmit selbst, anfangs unterstützt von dem Sekretär Dr. med. Wittmann, dem die Untermalung oder Grundierung der Abgüsse oblag.

Als der Präsident der Kommission, Archivrath Habel, im Frühling des Jahres 1853 eine Eingabe an Sr. Kgl. Hoheit den Grossherzog von Hessen um Bewilligung einer Unterstützung aus dem Mainzer Universitätsfonds richtete, war man bereits in der Lage eine Gruppe von mustergiltig ausgeführten Facsimile-Nachbildungen alterthümlicher meist in den Museen von Mainz und Wiesbaden aufbewahrten Funde als Belege für die Leistungsfähigkeit der jungen, noch nicht in sicherem Heim untergebrachten Anstalt überreichen zu können.

Mit dem Dank des Grossherzogs wurde der Kommission die Mittheilung, dass im August dieses Jahres dem römisch-germanischen Centralmuseum eine Unterstützung von 700 fl für das laufende Jahr bewilligt sei, unter der Bedingung, dass bei günstiger Gestaltung der Verhältnisse des Museums die Rückzahlung an den Universitäts-Fonds erfolgen werde.

Auch bei der Bundesversammlung hatte man Schritte geplant, die zur Unterstützung des Museums führen sollten. Man unterliess jedoch aus verschiedenen Erwägungen vorläufig die Uebersendung der Eingabe, da man es für wünschenswerth erachtete mit Herrn von Aufsess in Nürnberg wegen gemeinsamer Schritte in Relation zu treten. Archivrath Habel übernahm als Vorsitzender der Kommission die Einleitung dieser Angelegenheit, die in Folge unbekannter Ursachen vorläufig im Sande verlief.

Aus der von dem Grossherzog bewilligten Summe mussten zunächst die, von dem Alterthumsverein nach und nach bis zum Betrage von 289 Gulden ausbezahlten Vorschüsse wenigstens zum grösseren Theil zurückbezahlt werden. Der Rest reichte kaum aus die für Materialien, Verpackung, Porti und Reisekosten gemachten Schulden und Auslagen zu decken und den Former weiter zu besolden. Als die von der Stadt Mainz zur Verfügung gestellten Arbeitsräume im kurfürstlichen Schlosse gegen Ende des Jahres zum Theil in Benutzung genommen werden konnten, fehlte es an Mitteln die nothwendigsten Möbel zu beschaffen. Lindenschmit stellte entbehrliches Hausgeräth, Tische, Stühle und Büchergestelle, die zum Theil noch heute in den Schreibzimmern und Werkstätten des Museums in Gebrauch sind, zur Verfügung, während ein Mitglied des Alterthumsvereins, Ursinus, einen Schrank zur einstweiligen Aufbewahrung der fertigen Nachbildungen stiftete.

Unter diesen Umständen waren die Fortschritte, welche die Anstalt bis zum Herbst 1853 gemacht hatte, in der That sehr bemerkenswerth. Es war nicht nur eine Gruppe von 170 Nachbildungen alterthümlicher Gegenstände, welche der sächsische Alterthumsverein in Dresden bestellt hatte, vollendet und mehrere kleinere zu Geschenken bestimmte Gruppen von Kopieen angefertigt worden, es konnte auch bei der Zusammenkunft des Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereins in Nürnberg, im September dieses Jahres ein Bestand von 170 Kopieen als Grundlage des künftigen Museums nachgewiesen werden. Die bei dieser Gelegenheit ausgestellten Nachbildungen erregten allgemeine Bewunderung. Es wurde von Seiten des Vorsitzenden der Versammlung besonders darauf aufmerksam gemacht, dass diese Kopieen von Antiquitäten wegen ihrer hohen Bedeutung

für die Förderung der germanischen Alterthumskunde, das allgemeine Interesse sämmtlicher Geschichts- und Alterthumsvereine verdienen, sowie auch die Unterstützung von Seiten dieser letzteren durch Einsendung entsprechender Nachbildungen von Alterthümern an das Museum dringend zu wünschen sei.

Die Kommission für das römisch-germanische Centralmuseum wurde in der Versammlung zu Nürnberg definitiv bestätigt. An Stelle des nach Coblenz versetzten Ingenieur-Hauptmanns A. von Cohausen trat Stadtbaumeister Laske, Mainz, als Mitglied derselben bei.

Noch vor Jahresschluss erging eine Bittschrift an den Grossherzog, betreffend die Ertheilung der Rechte einer juristischen Person für das Museum, um demselben die Annahme von Vermächtnissen und Geschenken zu ermöglichen. Dieser Bittschrift schloss sich das Gesuch um weitere Unterstützung durch Geldmittel für das Jahr 1854 an.

Mit der Mittheilung an das Grossherzogliche Ministerium, dass eine zweite Gruppe von kolorierten Nachbildungen als Geschenk für das Grossherzogliche Staatsmuseum abgesandt worden sei, wurde die Bitte um Ueberlassung von Originalalterthümern aus dem Staatsmuseum zum Zweck der Abformung verbunden. Auch wurde an das Ministerium die Anfrage gerichtet, ob nicht die hessischen Gesandten in den anderen deutschen Staaten, namentlich in Dresden und München, zur leihweisen Ueberlassung von Alterthümern an das Centralmuseum anzuregen in der Lage seien?

Das waren im Allgemeinen die Begebenheiten des ersten Jahres, welches die Anstalt durchlebte. Die vielen Zweifel, Sorgen, Mühen und drängenden Arbeiten aller Art, welche am meisten und zum Teil ausschliesslich auf dem Conservator lasteten, kommen in dieser knappen Schilderung auch nicht annähernd zum Ausdruck.

Lindenschmit, der nach schwerem inneren Kampfe seine künstlerische Thätigkeit ganz aufgab in der Erkenntniss, nicht zwei Herren dienen zu können, hatte seine Person und gewissermassen seine ganze Zukunft völlig an die Verwirklichung seines idealen Gedankens gesetzt, ohne die Hoffnung auf raschen und reichlichen Zufluss von Unterstützungen seitens der deutschen Staaten zu theilen, welche die anderen Mitglieder der Kommission nährten. Er war in der That schon im ersten Jahre die Seele des Unternehmens und entschlossen, dasselbe unter allen Umständen durchzuführen. Bezeichnender könnte seine Stellung zu der Sache kaum illustriert werden als durch das hier folgende Schreiben, welches der Präsident der Kommission, Archivrath Habel, am Schluss des Jahres 1853 an ihn gerichtet hat. Er schrieb: „Mein verehrter Freund! Die letzten Stunden des scheidenden Jahres sind Ihnen gewidmet, mein theurer Freund! Meine aufrichtigsten, innigsten Wünsche für Ihr und Ihrer verehrten Angehörigen Wohl darf ich Ihnen nicht erst besonders ausdrücken. Sie kommen, das wissen Sie, aus treuem Herzen. Ueberblicke ich auch nur einen Moment die Erlebnisse des vergangenen Jahres, — wie das unbedeutende, im September vorigen Jahres gepflanzte Samenkorn in ungünstigem Boden Wurzeln schlagen und allein durch Ihre unermüdliche Pflege in kurzem Zeitraum zu einem Baum heranwachsen konnte, der schon so schöne Blüthen und Früchte getragen hat, so kann ich nicht genug die glückliche Fügung preisen, die eine grosse, lange, im Innersten getragene Idee durch so wackere Arbeit der Verwirklichung entgegengeführt. Und daran knüpft sich auch die feste Ueberzeugung, dass dieser Baum, um mit dem

Gleichniss fortzufahren, der um rauhes Gestein fest seine Wurzeln geschlungen, um so mehr den Stürmen trotzen wird, die durch Ungunst der Zeiten ihn auch manchmal bewegen. So wird auch, wie ich nicht zweifele, der fleissige Gärtner, der mit so viel Liebe und Aufopferung seine erste Pflege übernommen, nicht müde werden, seine ganze Kraft der weiteren Fortentwickelung zu widmen. Erwäge ich, wie nur die richtige Würdigung der unermesslichen wissenschaftlichen Bedeutung der begonnenen Schöpfung, selbst bei den trübsten Aussichten Ihren Muth aufrecht zu erhalten vermochte, so befestigt dies meine Zuversicht, dass Sie jetzt, bei Eröffnung einer heitereren Fernsicht, im Hinblick auf eine erfolgreiche Vergangenheit mit um so grösserer Freude und Befriedigung am schönen Werk fortarbeiten werden. Möge das neue Jahr meinen innigsten Wunsch für Sie in Erfüllung bringen, und, wie ich hoffe, durch baldige Gewährung einer festen, unabhängigen Stellung Ihrer Thätigkeit den verdienten, ehrenvollen Wirkungskreis eröffnen, wie es für das Gedeihen unserer Anstalt so unentbehrlich ist. . . . . .“

Ein vergleichender Blick auf die Lage, deren sich das gleichzeitig gegründete germanische Nationalmuseum in Nürnberg schon damals erfreuen durfte, lässt die Verhältnisse, unter welchen sich das Mainzer Museum zu entwickeln suchte, ärmlich ja fast hoffnungslos erscheinen. Dort war eine stattliche Sammlung bereits vorhanden und vergleichsweise reichliche Mittel zu ihrem Ausbau standen zur Verfügung; der geistige Urheber und Leiter war ein in jeder Hinsicht unabhängiger Mann in gesicherter Lage. Für Ziel und Zweck des Museums war allgemeines Verständniss vorhanden und deshalb war auch die Theilnahme nicht nur in den Kreisen der Fachmänner, sondern in weiten Schichten des gebildeten Deutschlands lebendig. In Mainz, ein Anfang aus nichts; spärliche, nicht für das Nöthigste ausreichende Mittel, in Folge davon keine besoldeten Beamten; der Träger der Idee und erste Arbeiter für dieselbe, ein Mann ohne nennenswerthes Vermögen, der eine Last auf sich nahm, die er neben seinen Berufsarbeiten zu tragen hatte; mangelndes Verständniss oder zögerndes Entgegenkommen von Seiten der Vereine, bei vollständiger Teilnahmslosigkeit des grossen Publikums, soweit nicht ein bestimmter Kreis von Männern in Mainz selbst und von auswärtigen Gelehrten in Betracht kommt.

Der Zustand fortdauernden Mangels der nothwendigsten Mittel zieht sich durch die nächsten zehn Jahre hin; die charakteristische Signatur dieser Periode ist: Kampf ums Dasein, äusserste Sparsamkeit bei äusserster Anstrengung aller Kräfte.

Eine Darstellung der Hilfsquellen, der Arbeiten des Museums und der Ergebnisse derselben wird am Besten jeden dieser Punkte für sich allein behandeln, weil auf diese Weise ein klareres Bild der Entwickelung und der Bedingungen unter welchen diese sich vollziehen konnte, gegeben werden kann, als in der Aufzählung der Begebenheiten von Jahr zu Jahr.

Der Zeitraum von 1852 bis 1862 ist vielleicht die interessanteste Episode im Leben der Anstalt, wenn er sie auch noch nicht auf der Höhe der wissenschaftlichen Bedeutung zeigen kann, die sie im folgenden Jahrzehnt erklimmen sollte. Es ist eine arme Jugendzeit, aber voll von unverwüstlicher Lebenskraft und Elastizität.

Am 5. September 1854 wurde die 338 Nummern umfassende kleine Sammlung zum ersten Mal dem Publikum zugänglich gemacht; sie befand sich, in einigen Schaukästen ausgelegt, in dem auf dem Grundriss mit No. 1 bezeichneten Raum. Der Zugang erfolgte

von der Rheinseite des Schlosses. Die Eröffnung fand ohne jede Feierlichkeit in sehr gedrückter Stimmung statt.

Die sanguinischen Hoffnungen, die der Vorsitzende der Kommission für das römisch-germanische Museum, Archivrath Habel, und die meisten Mitglieder derselben, auf das baldige Eintreten einer heiteren Zukunft in Folge der Bewilligung von mindestens 3000 Thalern von Seiten der deutschen Staaten gesetzt hatten, waren schon fast ganz geschwunden. Habel hatte sich schon im Jahre 1853 in ein neues grosses Unternehmen, die Erforschung des römischen Grenzwalles, gestürzt und widmete gerade während der bedrängtesten Lage des Museums demselben nur einen geringen Theil seiner nach allen möglichen Richtungen zersplitterten Thätigkeit. Es waren beinahe zwei volle Jahre verstrichen, ehe der immer mehr rückwärts schreitende Gang der Finanzen die Aufmerksamkeit und mit ihr Vorstellungen gegen das unstete Wesen, das Stocken wichtiger Maassregeln, gegen das Unbenutztlassen günstiger Momente, gegen die Vernachlässigung nahe liegender, pomphaft verkündeter Protektion hervorrief. In freundlichster und bittweiser Form vorgetragene Erinnerungen, die jeder Vorstand, der nicht die Befriedigung einer Liebhaberei, sondern ein tiefer gehendes Interesse für die Sache gehabt hätte, als eine willkommene Anregung betrachtet haben würde, waren im Stande, bis dahin ungetrübte freundschaftliche Beziehungen nach und nach zu trüben.

In der Masse handwerksmässiger Arbeit begraben und bis zum Aeussersten der übernommenen Pflicht nachkommend, konnte Lindenschmit nicht begreifen, dass der Vorsitzende der Kommission, dem die Anknüpfung der Verbindungen mit Museen und die Beschaffung der nöthigen Hilfsmittel oblag, die er als verhältnissmässig leichte Sache bezeichnet hatte, im entscheidenden Moment nicht die nothwendige Energie entwickelte. Er ahnte damals nicht, dass ein Mann, der ein langes Leben hindurch sich die für eine zusammenhängende, vollendete Leistung nöthige Beschränkung nicht auferlegen wollte oder konnte, es für eine Herabwürdigung seiner Stellung erachten konnte, wenn er ersucht wurde, längst nothwendige, immer wieder verschobene Schritte zu thun, die einigermassen eine augenblicklich bevorzugte Thätigkeit stören konnten. Endlich zu einem Schritt sich aufraffend, fühlte sich Habel bei jedem Misserfolg so weit entmuthigt, dass er an der Sache und an sich selbst zu verzweifeln geneigt war.

Im Jahre 1854 begann er sich allmählich zurückzuziehen. Die Stimmung, welche ihn damals beherrschte, geht aus einem an Lindenschmit gerichteten Schreiben vom Februar 1855 hervor. Er berichtet über die auf Lindenschmits dringenden Wunsch angeknüpfte Verbindung mit München und theilt mit, dass er an Geh. Rath Thiersch unter eingehender Auseinandersetzung der Verhältnisse des römisch-germanischen Centralmuseums geschrieben und denselben um seine Verwendung beim König behufs Bewilligung einer Subvention gebeten habe. Was Karlsruhe betreffe, so habe er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, obwohl dieselbe durch das Schweigen des Herrn von Bayer sehr erschüttert sei. Eine Ansprache in Stuttgart habe er noch nicht versucht, vielleicht könne Lindenschmit durch seine Bekannten, Herrn von Dürrich und andere dort etwas erreichen. Dann schliesst er: „Wenn es mir an Geschick und Gewandtheit fehlte, so kann es mir nur sehr leid thun. Dass eben kein Fähigerer mit diesen Sachen betraut wurde, das gehört zu unserem grössten Missgeschick. Ich hätte mich längst zurückgezogen, hätte ich

nicht gedacht, durch mein Bleiben Ihnen zu nützen.“ In diesen Worten kommt neben Kleinmuth und Enttäuschung ein gutes Theil Selbstanklage zum Ausdruck.

Dem stetigen Anwachsen der Bedürfnisse der in fortschreitender Entwickelung befindlichen Anstalt standen auch nicht entfernt in gleichem Maasse erhöhte Mittel gegenüber. Dieselben konnten, da die Subvention aus dem Universitätsfonds auf 500 fl herabgesetzt worden war, trotz abermaliger Vorschüsse einzelner Mitglieder der Kommission nur durch den Verkauf von Nachbildungen an auswärtige Museen ungefähr auf der Höhe erhalten werden, wie im ersten Jahre. Dass ein beträchtlicher Theil der Arbeitskraft, auch des Conservators, durch diese zum Lebensunterhalt der Anstalt ausgeführten Zwangsarbeiten der Vermehrung der Sammlung entzogen werden musste, war für Lindenschmit, der mit aller Kraft seines lebhaften Temperaments vorwärts drängte, fast unerträglich.

Als auch die Hoffnung, der hessische Landtag werde dem Museum eine Unterstützung gewähren, hauptsächlich in Folge der Mattherzigkeit des damaligen Vertreters der Stadt Mainz zu Wasser geworden war und Habel dauernd am Limes (Saalburg) beschäftigt, den Angelegenheiten immer weniger Aufmerksamkeit widmete, richtete Lindenschmit, um endlich eine Wendung herbeizuführen, an den Geh. Rath Schulz, den ehemaligen Vorsitzenden des Gesammtvereins, ein Schreiben, das hier als bezeichnend für die Verhältnisse wiedergegeben sei.

„Ich fürchte, dass der Anblick meines Namens mit der Erinnerung an die Angelegenheiten unseres Museums einen Gegenstand der Betrachtung bei Ihnen hervorrufen werde, welcher Ihnen vielleicht peinlich geworden ist, nach den Mittheilungen unseres Freundes Habel über die begegneten Widerwärtigkeiten und die gänzliche Erschöpfung unserer Mittel. In dieser Besorgniss habe ich lange gezögert, Sie mit einigen Zeilen zu belästigen und erlaube mir dies nur in der Ueberzeugung von der Dringlichkeit der Verhältnisse, sowie der Nothwendigkeit, nach der Darlegung unserer Bedrängnisse auch dasjenige mitzutheilen, was wir in Bezug eines Weges in Erfahrung gebracht haben, auf dem mindestens die für den Augenblick nöthigste Hülfe für uns erreicht werden könnte.

Dass unser Minister Herr von Dalwigk das römisch-germanische Museum nicht zu unterstützen geneigt sei, war wohl vorauszusehen. Ein gleiches wäre in jedem der kleineren deutschen Staaten (wohl auch in manchen grösseren) zu erwarten. Begründete Hoffnung glaube ich auf die huldvolle Gesinnung Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs selbst und zumal auf den Umstand setzen zu dürfen, dass wir in dem Universitätsfonds ziemlich bedeutende, von dem gewöhnlichen Staatsbedarf nicht durchaus in Anspruch genommene und für wissenschaftliche Zwecke ursprünglich bestimmte Mittel besitzen. Bei einer neuerdings mit Herrn Staatsarchivar Bauer in Darmstadt über unsere Verhältnisse gepflogenen Berathung ermuthigte uns derselbe, nochmals ein Gesuch sowohl um die Differenzsumme unserer diesjährigen Unterstützung gegen die vorjährige, als auch um Fortdauer einer jährlichen Subvention von 700 Gulden bei dem Grossherzog einzureichen. Er glaubt ein günstiges Resultat erwarten zu dürfen: ‚Wenn in Verbindung damit etwa eine wiederholte Verwendung des Prinzen Johann erwirkt werden könnte. Treffen beide Schreiben zusammen, so ist nicht zu zweifeln, dass man hier weit energischer vorschreiten wird, als dies der Fall vielleicht ist, wenn solche vereinzelt, unterbrochen durch einen längeren Zwischenraum, anlangen.‘ Steht das hier angedeutete zu erreichen,

so würde die Fortdauer und die Möglichkeit steigender Entwickelung unserer Thätigkeit gesichert erscheinen, in so ferne nach einer Bewilligung unseres Grossherzogs von ca. 700 Gulden, alsdann auch eine gleiche oder ähnliche Summe sowohl von Oesterreich als von Preussen zu hoffen ist, wie dies bei einer etwaigen Verwendung unseres hohen Präsidiums (Prinz Johann von Sachsen), Herr von Prokesch einerseits und die Herren von Bismarck und von Olfers andererseits wiederholt in Aussicht gestellt haben. Eine Bewilligung bedingt die andere, namentlich würde von unserem Grossherzog das äusserst Mögliche geschehen, wenn die Aussicht gewonnen ist, dass auch von anderer Seite durch eine gewährte Unterstützung dem Unternehmen Bedeutung beigelegt wird.

Bei der bewährten Theilnahme unseres hohen Präsidiums für unsere Angelegenheit glaube ich eine günstige Entschliessung in Bezug dieser Schritte hoffen zu dürfen und ich bin nur zu wenig in Geschäften erfahren, um beurtheilen zu können, ob es nicht angemessen und nöthig erscheint, dass der Vorstand unseres Museums in einem besonderen Gesuche die Bitte um die Verwendung Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen vortragen und ersuche deshalb um geneigte Belehrung.

Auf keinem anderen der von uns berathenen Wege kann ich irgend einen Erfolg voraussehen und halte den angedeuteten durch Kürze und verhältnissmässige Sicherheit empfohlen, zwei berücksichtigungswerthe Punkte, da nunmehr der äusserste Zeitpunkt für den Eintritt nachdrücklicher Hülfe genaht ist.

Ich sehe dies, ohne mein Vertrauen auf die glückliche Durchführung unseres Unternehmens erschüttert zu fühlen. Die Schwierigkeiten des Anfangs können nach zweijähriger Thätigkeit als überwunden betrachtet werden. Dass dabei ungewöhnliche Anstrengungen von unserer Seite in Anspruch genommen wurden, war vorauszusehen, da einestheils die Angelegenheit nicht von allgemeiner Theilnahme getragen und nur von wenigen Einsichtsvollen ihrer ganzen Bedeutung nach gewürdigt werden konnte und andererseits selbst diese, nach der Bedächtigkeit unserer Nation mit ihrer Zustimmung zögerten bis nach einer genaueren Kenntnissnahme unserer Auffassung der Aufgabe und der ganzen Gestaltung der Angelegenheit.

Nunmehr ist bei der erwachenden Theilnahme, welche uns von verschiedenen Seiten Sendungen werthvoller Alterthümer zuwendet und die Benützung der wichtigsten öffentlichen Sammlungen zur Verfügung stellt ein Punkt erreicht, welcher auch für die zurückhaltende Bedenklichkeit jeden Gedanken an das Aufgeben einer, in so fördernden Gang gebrachten Unternehmung beseitigen muss. Wir dürfen auf die Fortdauer der seither für uns so erfolgreichen Verwendung unseres hohen Präsidiums auch fernerhin vertrauen und werden bei irgend gebotener Möglichkeit sicherlich eine Thätigkeit bewähren, wie man sie in Deutschland von Männern, die für die Sache begeistert sind, erwarten kann. Ohne Bitterkeit über die erlebten Hemmnisse und Widerwärtigkeiten hege ich eben so wenig täuschende Erwartungen auf einen baldigen und glänzenden Erfolg. Ich erkenne sehr wohl, dass ich mich glücklich schätzen kann, wenn ich auch nur die allernöthigsten Mittel gewinne für die lange dauernde und beschwerliche Arbeit, die auf meinem Wege liegt, welche nun einmal ernstlich begonnen ohne Schande und unersetzlichen Schaden nicht aufzugeben ist. Dies fühlen auch unsere Freunde von nah und fern, unter denen vor allen unser verehrter Thomson mich wiederholt aufs eindringlichste zur Ausdauer

AUS DEM RÖMISCHEN SAAL

mahnt, als hätte er eine Ahnung von der ganzen Schwierigkeit meiner Lage. Er führt mir dabei seine eigene siebzehnjährige unentgeltliche Leitung des Kopenhagener Museums als Beispiel vor und versichert, dass, wenn nur einmal Resultate gewonnen wären, alsdann auch Beistand von allen Seiten käme. Bei aller Anerkennung der so äusserst freundlichen Absicht muss ich dennoch finden, dass die Ausdauer eines Staatsraths von anderer Art ist und unter anderen Bedingungen sich bethätigt als die meinige und dass andererseits wir keiner Unterstützung mehr bedürfen, wenn die Resultate erreicht sind; dann ist unsere Aufgabe gelöst. Nicht geschenkweise, wie die grosse Mehrzahl der Gegenstände des Kopenhagener Museums, sondern mit vielen Kosten muss das Material beschafft werden zur Ausführung der „sehr wichtigen und praktischen Idee" wie sie Thomson nennt, welche dem Durcheinander der Meinungen und Ansichten über unsere Alterthümer ein Ende bereiten und eine übersichtliche Beurtheilung möglich machen wird. Erst Ende des vorigen Monats schrieb mir unser verehrter Freund: „Ich werde dieses Jahr schwerlich nach Münster kommen, auch scheint es mir, dass man keine sonderlichen Fortschritte gemacht hat, ich prophezeie, dass man in Mainz weit eher zum Ziel kommt, wenn Sie und Ihre Freunde Ausdauer haben, als da wo viele Köpfe und viel Schreiben nicht die Sache fördern." — Gott gebe die Möglichkeit die Arbeit fortzusetzen, an muthvoller Ausdauer fehlt es nicht im Vertrauen, dass sich die Zusagen der einsichtsvollsten und einflussreichsten Männer endlich zu einem nachdrücklichen Versuch zur wirklichen Hilfeleistung gestalten werden.

Ob diese Hoffnung Grund habe, darüber vermögen Sie, verehrtester Freund, uns am sichersten aufzuklären. Gewissheit ist in der jetzigen drangvollen Lage für uns von höchstem Werthe und ich bitte Sie so ergebenst als angelegentlich um eine baldige Rückäusserung. (Habel ist fortwährend bei den Ausgrabungen auf der Saalburg beschäftigt.)

Eine schwere Erkrankung des Geh. Rath Schulz, der Tod des Königs von Sachsen und die Thronbesteigung des Kronprinzen hinderten die Ausführung des Vorhabens. Doch wurde im Frühjahr 1855 auf Rath des Herrn Schulz eine Eingabe um Bewilligung einer Unterstützung an den König von Sachsen, den ehemaligen Protektor des Gesammtvereins, gerichtet. Dieselbe sollte dem König durch Herrn Schulz übermittelt werden. Aus dem Begleitschreiben, welches an den letzteren gerichtet war, geht hervor, dass die Verhältnisse des Museums damals in der That verzweifelte waren. Das, trotz der Beschränkung der bezahlten Arbeitskräfte auf das geringste Maass, eingetretene namhafte Defizit, hauptsächlich entstanden durch den aus verschiedenen Gründen geschmälerten Zuschuss des hessischen Staates, stellte die Auflösung der Anstalt in nahe Aussicht. „Euer Hochwohlgeboren," sagt unter anderem das Schreiben, „werden ermessen, mit welchen Gefühlen wir dieser für alle Betheiligten peinlichen Wendung der Angelegenheit entgegensehen, sowohl im Hinblick auf das hiermit abermals bestätigte Schicksal solcher Unternehmungen auf deutschem Boden, als auch auf die Fruchtlosigkeit unserer mit hingebender Anstrengung aufgewendeten Thätigkeit. Die ganze Schärfe der uns bedrohenden Kränkung zeigt, abgesehen von anderen gleichwichtigen Beziehungen, schon allein unsere Stellung zu unserem Stadtvorstand, welcher in dem wohl berechtigten Glauben, dass eine durch Beschluss der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine begründete und von so hoher Seite her angelegentlich protegierte Anstalt, eine

wenn auch mässige und allmähliche, doch ihre Existenz sichernde Unterstützung finden würde, sogleich auf die Verwendung des Verwaltungsausschusses, die für seine Mittel bedeutende Summe von 1000 Gulden für die Herstellung der nöthigen Räumlichkeiten aufgewendet hat und nunmehr die ganze Unternehmung, gleich einer leichtfertig unternommenen Gründung, nach kurzem Bestande zu Grunde gehen sieht. Das unsägliche Aergerniss einer öffentlichen Versteigerungsausschreibung unseres Inventars, unserer Formen und Abgüsse, und ähnlicher vorausgehender Schritte, würden den Akt der Auflösung zu einem höchst kläglichen Vorgang vervollständigen. Bedenkt man dabei, dass dies gerade in einen Zeitpunkt trifft, wo wir nicht etwa durch selbstfabrizirtes Lob und durch eigenes Ausposaunen unserer Leistungen und Opfer, sondern durch den Erfolg angestrengter Thätigkeit, wir dürfen sagen das allgemeinste Vertrauen unserer Anstalt errungen haben, und dass wir nach diesem, wahrlich nicht alltäglichen Erfolge öffentlich bekennen müssen, es sei uns nicht einmal gelungen diejenige mässige Unterstützung auf einige Jahre hinaus zu erlangen, welche die Aufrechthaltung der Anstalt erfordert, bis zum Eintritt einer vollständigen Deckung ihres Bedarfs, selbst bei der bestimmten sich mit jedem Tage mehr befestigenden Aussicht, dass diese Unterstützung bald nun in geeignetem Maasse zu erreichen steht; — wenn man dies alles überblickt, so übersieht man zugleich mit dem unersetzlichen Schaden, auch die unverdiente Schmach, die uns bedroht. . . . .“

Der in diesem Schreiben an Herrn Schulz leise durchklingende Hinweis auf eine gewisse moralische Verpflichtung, welche das Präsidium des Gesammtvereins bei Begründung des Museums übernommen, aber seither lediglich dadurch bethätigt hatte, dass es die Anstalt den Vereinen bei Gelegenheit der Versammlungen zur Unterstützung empfahl, konnte freilich wenig nützen; dagegen hatte die Eingabe an den König von Sachsen den Erfolg, dass derselbe, als ehemaliger Protektor des Gesammtvereins, ungesäumt eine jährliche Unterstützung von 262 Gulden, zunächst auf drei Jahre, bewilligte. Der Betrag konnte wenigstens den Ausfall an der hessischen Subvention für 1855 decken, wenn er auch das vollständige Ausbleiben derselben im Jahre 1856 nicht im entferntesten zu ersetzen vermochte.

In dieser Zeit grosser Bedrängniss erging durch den Vorstand des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, Freiherrn von Aufsess, der Ruf an Lindenschmit, die nach Uebersiedelung von Eyes nach Dresden erledigte Stelle eines Direktors der Kunst- und Alterthumssammlungen des germanischen Nationalmuseums und seiner Ateliers mit einem fixen Gehalt von 1000 Gulden zu übernehmen. Was die bereits in Mainz geschaffene Sammlung betrifft, so dachte Herr von Aufsess an eine theilweise oder, wenn möglich, völlige, auch örtliche Vereinigung mit dem Nürnberger Museum, denn er sagt in seinem Schreiben vom 29. September 1855: „Die Zwecke des Mainzer Museums, wenigstens rücksichtlich der germanischen Alterthümer und der römischen Uebergangsperiode würden, wenn sie hier mit vereinigt wären, wo endlich doch der Schwerpunkt liegen dürfte, gewiss eben so gut, wenn nicht besser erreicht. Das rein römische Element mag immerhin in Mainz vertreten sein und von Dir von hier aus geleitet werden, wenn Du Dich davon nicht lossagen könntest. Keinenfalls soll aber den Mainzern etwas entzogen werden, wenn Du nicht selbst für diese Vereinigung bist und ich bin zufrieden,

alles in statu quo zu lassen, wenn Du nur kommst und wirken willst für die schöne, grosse Sache." . . . Schwer wurde Lindenschmit die Entscheidung. Auf der einen Seite stand die Liebe zu dem in mehrjährigem, schwerem Ringen in der Vaterstadt geschaffenen selbständigen Werke, und die Schätzung der Unabhängigkeit, auf der anderen Seite die lockende Thätigkeit an einem nationalen, sicher fundirten Museum, an der Seite eines befreundeten Mannes, der wiederholt und dringend zum Kommen einlud. Am 12. Oktober 1855 schon schrieb Aufsess auf's Neue: „Lieber Freund! Da morgen, vom 3. d. M. an gerechnet, die zehn Tage Deiner Bedenkzeit ablaufen werden, ohne dass Du vielleicht daran denkst, mir Deinen Beschluss bekannt zu machen, so erlaube ich mir, Dich hiermit freundlich daran zu erinnern; dass es Dir hier gefiele, weiss ich bestimmt, dass Du hier grösseres wirken könntest als in Mainz, bin ich überzeugt. Doch hüte ich mich Dir zuzureden, um nicht am Ende den Schein auf mich zu laden, als wollte ich Mainz einen Mann entziehen, der allerdings auch dort von hohem Werthe ist. Will es Gott, so wird es werden, will er es nicht, so bescheide ich mich gerne und hoffe dennoch auf seinen Beistand. Doch würde ich neue Stärke in mir fühlen, wenn mein Wunsch, Dich zum Gehülfen zu haben, in Erfüllung ginge. Ist's möglich, so komme zu Deinem treuen Freund von Aufsess."

Als darauf Lindenschmit am 16. September seinen Entschluss, Mainz nicht zu verlassen, kundgab, erklärte von Aufsess, diese Mittheilung als letztes Wort nicht annehmen zu können und schreibt: „Nicht ich bin es, der Dich ruft, sondern das deutsche Vaterland, dieses wird Dir Dank wissen und reich genug sein, Dein Opfer zu ersetzen."

Insofern als es sich um Vereinigung beider Museen handelte, gab Herr von Aufsess seine Bestrebungen in der That nicht auf. Schon im folgenden Jahre entspannen sich eingehende schriftliche Verhandlungen zwischen ihm und der Kommission des römisch-germanischen Centralmuseums. Ohne die Ueberführung der Mainzer Sammlung nach Nürnberg zu betonen, erstrebte er jetzt zunächst nur die Stellung des römisch-germanischen Centralmuseums unter die gemeinsame oberste Leitung der Ausschüsse des germanischen Nationalmuseums, und glaubte in der Verschmelzung der Mainzer Anstalt mit dem gut situirten germanischen Museum in Nürnberg den einzigen Weg zur Erhaltung des erstgenannten zu sehen. In dem, einem Schreiben an die Kommission beigelegten Brief an Lindenschmit gibt er dieser Ansicht in folgender Weise Ausdruck: „Aus dem beiliegenden Schreiben wirst Du ersehen haben, dass ich gewiss das Möglichste zum Fortgang Deiner trefflichen Schöpfung in Mainz zu thun bereit bin, dass aber die Möglichkeit nur darin ihre feste Basis haben kann, indem wir uns als ein Ganzes fest aneinander schliessen. Niemand erkennt wohl die Wichtigkeit und Leistungen des Mainzer Museums mehr als ich, aber Niemand sollte auch mehr von der Wahrheit überzeugt sein, als Du, dass das Mainzer Museum in bisheriger Weise nicht fortbestehen kann, wenn nicht ein Wunder geschieht, oder es sich dem germanischen Nationalmuseum als Glied anschliesst, wozu es schon von seiner Entstehung an gehörte. — Es würde mir eine Ehrensache sein, dem Mainzer Museum bald seine nöthigen Hilfsquellen zu eröffnen, schon um dem Centralverein zu beweisen, dass ich in kurzer Zeit mehr kann, als er in vier langen Jahren nicht konnte."

Den schriftlichen Verhandlungen, welche zwischen Lindenschmit und der Kommission einerseits und dem Leiter des germanischen Nationalmuseums andererseits geführt wurden hatte man von der Mainzer Seite aus die Fixierung des römisch-germanischen Central-museums in Mainz und die Unabhängigkeit seiner Subvention als unerlässliche Bedingungen zu Grunde gelegt. Es scheint im Laufe der Berathungen eine Aenderung in den von Nürnberg aufgestellten Punkten des in Vorschlag gebrachten Vertrags und zwar zu Ungunsten von Mainz vorgekommen, auch ein Druck durch die leise Drohung eine Concurrenzanstalt zu errichten, erfolgt zu sein, was schliesslich zum Abbruch der Verhandlungen führte. In einem am 21. August 1856 an Herrn von Aufsess gerichteten Schreiben Lindenschmits heisst es: „. . . Um ganz aufrichtig zu sprechen, glaube ich die so wesentliche Veränderung der von Dir vorgeschlagenen Grundlagen eines Einigungsvertrags sind einzig aus Eurer Ueberzeugung zu erklären, dass wir uns in so hülfloser und auch für die Zukunft hoffnungsloser Situation befinden, welche uns eine Vereinigung mit dem Germanischen Museum unter allen Bedingungen als einzige Rettung erscheinen lässt. Ich fürchte, Ihr habt dies nicht vollständig richtig, nur aus der übermässigen Belastung meiner Person mit Opfern und Anstrengungen, gefolgert. Wer jedoch glauben wollte, letztere seien ohne allen Erfolg geblieben, wäre in einer Täuschung befangen, der ich für den Augenblick mit der wohlbegründeten Versicherung entgegnen kann, dass wir bei unausgesetzter Thätigkeit ohne alle Besorgniss der Weiterentwickelung derselben und selbst der Concurrenz des germanischen Nationalmuseums entgegensehen. Die Verhältnisse sind nun einmal derart, dass wir, obgleich nicht im Stande die Bildung ähnlicher Unternehmungen in jeder beliebigen Stadt Deutschlands zu verhindern, dennoch durch die Erfahrung belehrt über die Kosten und Mühen solcher Arbeiten, ohne Furcht und Eifersucht den Erfolg jeder Mitbewerbung auf unserem Gebiete der Zukunft überlassen, zumal von einer Anstalt wie das germanische Nationalmuseum, die Mittel und Kräfte einem anderen, gleich grossen Zweck zuwenden muss, zu erwarten ist, dass sie, in richtiger Erkenntniss ihrer ganzen Stellung und ihres wahren Vorteils, nicht absichtliche Conflicte mit uns herbeiführen werde, deren Folgen nicht im Bereiche ihrer Macht bleiben können. Betrachte die Sachen wie sie sind. Die Vereinigung beider Anstalten war lange Zeit schon, ja von Anfang an, insofern im Bereich unserer Wünsche, als wir einsahen, dass sie beiden, sich ergänzenden Anstalten Vortheile gewähren müsse, und wir haben nicht gesäumt, auf Grundlage der Vorschläge, welche im Juni von Deiner Seite dringend uns empfohlen, und zu welchen wir jede Modifikation in unserem Interesse vorzuschlagen aufgefordert wurden, in Verhandlung zu treten. Es bleibt dabei wohl zu beachten, dass die Anregung derselben nicht von uns ausgegangen ist, was in dem Falle der Richtigkeit Euerer Beurtheilung unserer Verhältnisse wohl schon längst geschehen wäre. Was uns einzig wünschenswerth erscheint, ist eine Vereinigung, welche im ganzen und wesentlichen den Grundsatz der Gleichberechtigung nicht aus den Augen lässt, und es ist kein, den wirklichen Vollzug solcher Verbindungen störendes Element von unserer Seite in die Verhandlung gebracht worden, welche erst durch die plötzliche Veränderung Euerer Punctation gestört wurde, und möglicherweise bei einseitigem Festhalten dieser, wie ich glaube, aus unrichtigen Voraussetzungen entsprungenen Ansichten auch vereitelt werden kann.

In der That wurden die Verhandlungen bald abgebrochen, nicht nur in Folge der von Nürnberg hergestellten Formulierung des Vertrags, welchen namentlich auch Habel als Direktor der Kommission entschieden zurückwies, sondern auch auf Grund der Erwägung Lindenschmits, dass zwei mit so umfassenden und wesentlich verschiedenen Aufgaben betraute Institute in der von Aufsess gewollten engsten Vereinigung unmöglich gedeihen können, ein Theil vielmehr mit Sicherheit der Verkümmerung verfallen müsse.

Die künftige Entwickelung der Dinge rechtfertigte den Entschluss. Das römisch-germanische Centralmuseum vermochte sich aus eigener Kraft festen Boden und eine sichere Grundlage zu schaffen.

Auf die persönlichen Verhältnisse Lindenschmits hatte die Berufung nach Nürnberg insofern einen Einfluss geäussert, als die Kommission bei dem Eintritt einer von Kaiser Franz Josef von Oesterreich bewilligten jährlichen Unterstützung beschloss, ihrem einzigen Beamten eine Entschädigung zu leisten.

Das zu diesem Beschluss im November 1856 abgefasste Protokoll lautet: „Der Vorstand betrachtet es jetzt, wo ihm reichlichere Geldmittel als bisher gestatten, seinen dringendsten Verpflichtungen nachzukommen, als seine erste und nächste Pflicht, dem Herrn Professor Lindenschmit für seine, seit der Gründung der Anstalt derselben gewidmete Zeit, Mühe und Aufopferung seiner ganzen Thätigkeit in einer, den jetzigen Verhältnissen entsprechenden Weise, vorläufig durch das Anerbieten einer jährlichen Vergütung von 400 fl einen Theil seines Dankes abzutragen. Der Vorstand will nicht, dass diese Summe irgend als Aequivalent der aufopfernden Thätigkeit betrachtet werde, welche Herr Lindenschmit der Anstalt bisher gewidmet hat, der Vorstand behält sich vielmehr vor, bei Erweiterung der zu Gebot stehenden Geldmittel diese Summe nach Möglichkeit zu erhöhen, während er für die Leistungen des Herrn Lindenschmit in den vergangenen Jahren sich als Schuldner desselben bekennt bis es möglich sein wird, auch in dieser Beziehung seine Verbindlichkeiten zu lösen."

Als man diesen Beschluss fasste, stand man unter dem Einfluss einer gehobenen Stimmung, welche die Bewilligung der erwähnten Unterstützung hervorgerufen hatte und vergass die bei den ständig und rasch anwachsenden Aufgaben der Anstalt nothwendig werdenden Ausgaben aller Art in Betracht zu ziehen. Die Vergütungen konnten denn auch damals nicht in der beabsichtigten Höhe und nicht lange geleistet werden, ja sie mussten sogar manchmal ganz eingestellt werden.

Das wie ein Sonnenblick durch Gewitterwolken wirkende, Hoffnung auf fortschreitende Besserung der Verhältnisse spendende Eintreten der österreichischen Subvention benützte Habel um sein Amt als Vorsitzender der Kommission niederzulegen, und sein Verhältniss zum römisch-germanisehen Centralmuseum überhaupt ganz zu lösen. Er theilte am Ende des Jahres 1856 seinen Entschluss ohne weitere Motivirung den Mitgliedern der Kommission brieflich mit und hatte, wenigstens scheinbar, den Vorwurf vermieden, die ihm anvertraute Anstalt in der grössten Noth verlassen zu haben. Dass Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und einzelnen Mitgliedern der Kommission bei Gelegenheit der Verhandlungen mit Nürnberg entstanden waren, ist sicher, indessen kommen diese Differenzen kaum in Betracht. Die Hauptgründe für Habels Rücktritt waren offenbar der Zweifel an der Möglichkeit, das Unternehmen zu einem guten Ende

zu führen und zugleich das, nur durch sein dilatorisches Verfahren und Zögern hervorgerufene, selbständige Vorgehen der Kommission oder des Conservators, das seinen Stolz kränkte.

Die Kommission erklärte zunächst die Abdankung nicht annehmen zu können und ersuchte Habel in einem Schreiben vom 28. Februar 1857 dringend um Fortsetzung seiner Thätigkeit und Abhaltung einer Sitzung.

Im Protokoll einer, am 6. April abgehaltenen Versammlung der Kommission heisst es dann: „Da der Vorstand bis jetzt von Herrn Habel noch keine Antwort erhalten hat, sieht er sich im Hinblick auf die angehäuften, dringenden Geschäfte in die Nothwendigkeit versetzt, seine Arbeiten ohne Unterstützung des Herrn Habel fortzusetzen."

Die Kommission wurde bald durch Wahl weiterer Mitglieder, der Herren Viktor von Zabern, Buch- und Kunsthändler, Wolf von Motz, kgl. preuss. Genie-Major a. D. und Dr. med. Karl Wenzel, vermehrt, die bis zu ihrem Lebensende treue Freunde und Förderer der Anstalt blieben.

Vor allem der zuletzt genannte, Wenzel, ursprünglich ein Gegner der Gründung eines Centralmuseums und der Pläne Lindenschmits deren Verwirklichung er unter den obwaltenden Umständen für unmöglich gehalten hatte, nach hartem Strauss mit Lindenschmit aber der aufrichtigste Freund und energischste Verfechter der Idee, darf diese Bezeichnung in vollem Maasse in Anspruch nehmen; ja, weit mehr als das.

Karl Maria Wenzel wurde im Jahr 1820 in Mainz geboren, studirte Medizin auf der Landesuniversität Giessen, besuchte die Kliniken in Wien, Berlin und Paris und liess sich im Jahre 1845 in seiner Vaterstadt nieder, wo er bald einer der gesuchtesten Aerzte wurde. Sein lebhafter Geist und seine vielseitige Begabung liessen ihn tiefgehendes Interesse an politischen und socialen wie an wissenschaftlichen Fragen nehmen. Sein begeisterter Patriotismus zeigte ihm das römisch-germanische Centralmuseum nicht nur als eine zum Zweck fachmännischer Studien geschaffene Anstalt, sondern vor allem im Licht seiner höheren moralischen Aufgabe: durch Aufhellung der Urgeschichte der deutschen Stämme das Selbstvertrauen, den Stolz auf die Heimath gross zu ziehen und die Liebe zum gemeinsamen grossen Vaterlande zu nähren. In ganz unabhängiger Stellung, später fast ein Menschenalter lang Mitglied des städtischen Kollegiums, war er in der Lage dem Museum die wichtigsten Dienste zu leisten. Wenn er sich selbst oft in seiner humoristischen Weise den Strassenmeister des römisch-germanischen Museums nannte, so bezeichnet dieser bildliche Ausdruck treffend die unermüdliche Thätigkeit, welche auf Beseitigung aller materiellen Hindernisse gerichtet war, die sich dem Fortschreiten der Arbeiten seines Freundes Lindenschmit in den Weg stellten.

Der Eintritt Wenzels in die Kommission, zu deren Vorsitzenden er später gewählt wurde, bezeichnete auch für Lindenschmit den Zeitpunkt, von dem ab allmählich eine Wendung zum Besseren eintreten sollte, wenigstens insofern als er nach und nach in die Lage versetzt wurde, sich dem rein wissenschaftlichen Theil der Museumsarbeit mehr zuzuwenden.

Das dringende Bedürfniss diese Verhältnisse zu bessern und den mit einer umfangreichen geschäftlichen und wissenschaftlichen Korrespondenz beladenen Direktor durch Anstellung eines Koloristen von den Arbeiten in den Werkstätten einigermassen zu ent-

lasten, gab Wenzel, zu einem energischen Versuch, die Einkünfte des Museums zu vermehren, Veranlassung.

Der Erfolg, der an dreissig deutsche Fürsten gerichteten Eingaben um Gewährung eines jährlichen Zuschusses war die Bewilligung einer Subvention von Seiten des Königs von Preussen im Betrag von 375 Gulden. Das war ein glückliches Ereigniss. Dagegen eröffnete das Sekretariat des Königs Ludwig von Bayern, dass Se. Majestät der König im Hinblick auf die zahlreichen im Inland zu gewährenden Unterstützungen aller Art sich nicht veranlasst finde, das römisch-germanische Centralmuseum in Mainz durch einen Beitrag zu unterstützen. Da König Ludwig dem germanischen Nationalmuseum in Nürnberg sein volles Interesse zugewendet hatte, war dies Ergebniss wohl kaum überraschend.

In wöchentlichen Sitzungen der Kommission fanden um diese Zeit die finanziellen und geschäftlichen Angelegenheiten der Anstalt eingehende und eifrige Besprechung und Berathung. Die Nothwendigkeit, die Oeffentlichkeit zu benutzen, wurde mehr betont als seither, doch hielt man sich auch jetzt, wie immer, in den bescheidensten Grenzen, fern von jeder Reklame. Die Jahresberichte wurden also unter Kreuzband in 600 Exemplaren mit einer in Briefform verfassten Aufforderung zur Unterstützung der Bestrebungen des Museums versandt. Das vergriffene Programm des römisch-germanischen Centralmuseums wurde umgearbeitet, neu gedruckt und gelangte zur Versendung an die deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine und die deutschen Regierungen.

Die Unterstützung durch den König von Preussen und die Einnahmen aus einigen Verkäufen von Abgüssen an das Berliner Museum und an die Sammlungen in Ulm und Kiew ermöglichten es zwei Koloristen zu gewinnen, die indessen nur bei starker Anhäufung von Arbeiten beschäftigt und stückweise bezahlt wurden. Auch ein trockener Magazinraum zur Aufbewahrung der Formen und Modelle konnte über der Werkstätte hergestellt und mit den nöthigen Tischen und Regalen versehen werden. Aber schon im nächsten Jahre 1858/59 stellten die bauliche Herrichtung eines neuen Ausstellungsaales (No. 3 des Grundrisses), die Begleichung älterer Rechnungen für Bauarbeiten, dann Druckkosten und Reisekosten fast unerschwingliche Anforderungen an die Kasse.

Trotz einmaliger Beiträge des Prinzen Wilhelm von Preussen, des Fürsten von Hohenlohe, des Vertreters Preussens beim deutschen Bundestag, Herrn von Bismarck, der Frau Mertens-Schaffhausen in Bonn, hätte der Rechnungsabschlus des Jahres ein grosses Deficit aufgewiesen, ohne das opferwillige Eintreten einer Reihe von Mainzer Bürgern, die sich zu einem jährlichen Beitrag verpflichteten.

Um so wichtiger war diese dauernde Hilfe, als im Jahre 1859, in Folge des österreichisch-französischen Krieges die Subvention von Seiten des Kaisers Franz Josef vorübergehend ausfiel und eine zu diesem Zwecke im Jahre 1860 an die hessischen Stände gerichtete Eingabe um Gewährung einer Unterstützung keinen Erfolg hatte. Da man den abermaligen ablehnenden Bescheid von Seiten der Stände zum Theil dem Umstand zuschreiben zu dürfen glaubte, dass der Gesammtverein statutengemäss Eigenthümer der Sammlungen des römisch-germanischen Centralmuseums war, richtete die Kommission demnächst die Kundgebung einer Aenderung des § 2 der Statuten an den Verwaltungsausschuss des Gesammtvereins, „wonach die Sammlungen des römisch-germanischen Centralmuseums,

behufs ihrer Sicherstellung für die Wechselfälle der bedrohlichen Zeitverhältnisse, sowie als ausdrückliche Bedingung einer Unterstützung von Seiten der Landstände oder der Regierung, als Eigenthum der Stadt Mainz erklärt werden."

Die finanziellen Verhältnisse verblieben noch immer sehr schwankende. Der Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben musste, namentlich in den letzten Jahren des ersten Jahrzehnts des Bestehens der Anstalt wieder in erhöhtem Maasse in dem Verkauf von Nachbildungen an auswärtige Museen gefunden werden. Die durchschnittliche Jahreseinnahme betrug in den Jahren 1859 bis 1862 einschliesslich je 2500 Gulden. Freilich sind die durch Verkauf von Kopieen eingegangenen Beträge hierbei voll mitgezählt, während sie ja keineswegs als Reingewinn betrachtet werden dürfen, der bei den beträchtlichen Selbstkosten an Löhnen und Material recht bescheiden war. Im Jahre 1860 war in Folge der Ausführung grösserer Bestellungen für die Museen in Berlin, Dublin, Kopenhagen und Paris am Jahresschluss ein Ueberschuss von 488 Gulden vorhanden, dem jedoch bald wieder ein schmerzliches Deficit folgte. Immerhin konnte für den Betrieb der Werkstätte besser gesorgt werden als vorher. Der Former, der in den ersten sieben Jahren nur von Fall zu Fall beschäftigt worden war, wurde im Jahre 1859 dauernd angestellt, hatte seine ganze Zeit dem Museum zu widmen und wurde in seiner Thätigkeit durch einen ständigen Gehilfen unterstützt. Während des Sommers dieses Jahres arbeitete er mit dem letzteren zusammen in Bonn, an der Abformung wichtiger Denkmäler (Kenotaph des Caelius, ara Ubiorum etc). Es war die erste grosse Arbeit, welche das römisch-germanische Museum auswärts ausführen liess. Bald folgte eine zweite bedeutungsvollere Arbeit in den Pariser Museen.

Von dem Jahre 1857 an waren die Zusendungen aus deutschen Sammlungen ständig gewachsen. Der Beifall, welchen die auf den Jahresversammlungen ausgestellten Nachbildungen fanden, die fortgesetzte warme Befürwortung seiner Bestrebungen von Seiten der Vorstandschaft des Gesammtvereins und vor allem die Würdigung, welche sich das, allen Hindernissen trotzende Vorwärtsgehen des Museums errang, fingen an ihre Wirkung zu thun. Die Zurückhaltung, welche von Seiten mancher öffentlichen und Vereinssammlungen auch von Seiten der Besitzer bedeutender Privatsammlungen noch hie und da beobachtet worden war, begann nachgerade mehr und mehr zu weichen. In dem Jahresbericht von 1860 wird diese Erscheinung mit folgenden Worten begrüsst. „Wie zu hoffen stand, heben sich die Schwierigkeiten einer so umfassenden Unternehmung mit dem wachsenden Erfolg der Leistungen. Was bei Beginn theilweise nur mit Mühe und Opfern zu erlangen war, wird uns jetzt, nachdem die Bedeutung des Zwecks allgemein erkannt wird, in höchst anerkennender Weise freiwillig geboten." . . . „Dürfen wir dies Ergebniss zunächst der zunehmenden Bedeutung unserer Sammlung, der Vereinigung eines weit zerstreuten, seltenen und höchst werthvollen Forschungsmaterials beimessen, welches in immer höherem Grade die Aufmerksamkeit selbst des Auslandes gewinnt, und seine Anziehungskraft durch den oft wochenlang dauernden Aufenthalt auswärtiger Besucher bekundet, so legt uns dies die Pflicht auf, vor allem denjenigen, durch deren Vertrauen und Unterstützung die Herstellung dieser Grundlage einer übersichtlichen Sammlung der vorchristlichen Alterthümer Deutschlands möglich geworden, den gebührenden Dank auszusprechen."

Zahlreiche ausländische Forscher, namentlich Engländer und Dänen, hatten übrigens schon seit den ersten Jahren dem Museum ihr lebhaftes Interesse zugewandt, standen in regem Verkehr mit der Leitung der Anstalt und pflegten den Austausch wissenschaftlichen Materials. Im Jahre 1861 setzte sich Napoleon III., ein Freund und Förderer der Alterthumsforschung, in direkte Verbindung mit dem römisch-germanischen Centralmuseum, als er im Begriff stand, eine Sammlung nach dem Muster der Mainzer Anstalt in St. Germain en Laye ins Leben zu rufen. Zur Einleitung des Verkehrs diente die Bestellung einer umfangreichen Gruppe von Nachbildungen römischer und germanischer Waffen für die Sammlung des Kaisers. Diese günstige Verbindung gab Lindenschmit Gelegenheit, ein Gesuch betreffend Erlaubniss zur Ausführung von Abformungen in den Pariser Museen zu stellen, und namentlich um die Nachbildung der, durch den Mainzer Erzbischof Philipp von Schönborn an die Krone Frankreich gelangten, kostbaren Grabausstattung des Frankenkönigs Childerich des I. zu bitten. Der Erfolg des Gesuchs war die Eröffnung, dass wohl am besten der Direktor des Museums nach Paris kommen werde, um nach eigenem Ermessen diese Abformungen ausführen zu lassen. Eine so überraschend günstige Fügung für den Gewinn bisher unzugänglicher wissenschaftlicher Schätze musste von dem Vorstande dankbarst erkannt und aufgenommen werden. Lindenschmit begab sich demnach mit dem ersten Former des Museums nach Paris, wo er von den Ergebnissen der Ausgrabungen bei Alesia Einsicht nehmen konnte, und die Erlaubniss zu Abformungen von Alterthümern seiner Wahl in sämmtlichen kaiserlichen Museen, durch besonderes Schreiben an die Direktoren der einzelnen Sammlungen, erhielt. Dieser Akt der Theilnahme für die von dem römisch-germanischen Museum angestrebten Ziele, welcher das bisher in allen Staatssammlungen herrschende Absperrungssystem ihrer Schätze zu Gunsten der Forschung aufhob, eröffnete der Mainzer Anstalt das Museum des Louvre, das der Artillerie, sowie die Sammlungen des Hôtel Cluny und das Cabinet des Médailles. Was hier an Fundstücken aus altgallischer und fränkischer Zeit und an reichem Vergleichungsmaterial, altitalischen Geräthen, abgeformt werden konnte, darf als schätzbarste Bereicherung des Museums betrachtet werden.

Ausser dieser durch den Former des römisch-germanischen Centralmuseums hergestellten, ca. hundert Nummern umfassenden Gruppe von Nachbildungen, wurden dem Museum noch 13 Abgüsse assyrischer, für die Geschichte der Waffenformen wichtiger Reliefs, deren Originale theils im britischen Museum, theils im Louvre aufbewahrt sind, zu Theil. — Im gleichen Jahre noch folgte dieser Reise eine zweite in Begleitung des Vorstehers der antiquarisch-militärischen Versuchsstation in Meudon, nach Wien und Pest, wo, nach Lindenschmits Wahl und Angabe, Nachbildungen im kaiserlich königlichen Antikenkabinet und im ungarischen Museum hergestellt wurden, die dem in St. Germain begründeten Museum zugeführt wurden, natürlich aber zugleich auch der Vermehrung des römisch-germanischen Museums zu statten kamen. Der technische Vorstand des Museums in St. Germain besuchte für längere Zeit Mainz zum Zweck einer eingehenden Schulung in der Werkstätte der Mainzer Anstalt.

Unter den damals herrschenden Verhältnissen war dieser Erfolg des Museums geeignet weit mehr Eindruck zu machen, als er an sich beanspruchen konnte, so werthvoll er auch zweifellos für das Wachsen der Sammlungen des Museums sein musste. Am

meisten trug er zur Mehrung der Achtung und Hochschätzung bei, welche der Anstalt in der eigenen engeren Heimath entgegengebracht wurde. Die Dekorirung des Direktors durch den Landesfürsten erfolgte denn auch kurz vor der Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion von Seiten des Kaisers der Franzosen.

In rein wissenschaftlichen und fachmännischen Kreisen war es freilich, neben den oben genannten Ursachen der wachsenden Anerkennung und Würdigung des Museums, hauptsächlich auch die sich mehr und mehr entwickelnde litterarische Thätigkeit des Direktors, welche die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maasse auf die Anstalt gelenkt hatte.

Gleichzeitig mit den zur Hebung der finanziellen Verhältnisse des Museums getroffenen Maassnahmen und in gewissem Zusammenhang mit denselben, war der schon früher gefasste und zum Theil auch schon verwirklichte Plan, Herstellung eines Katalogs der bereits vorhandenen Kopieen alterthümlicher Funde in Abbildungen, wieder aufgenommen und dahin ergänzt worden, dass das Verzeichniss die Angabe des Preises jedes einzelnen Stücks enthalten müsse. Dieses Verzeichniss sollte die Sache des Museums mehr in die Oeffentlichkeit tragen, und den künstlerisch und naturgetreu ausgeführten Nachbildungen ein weiteres Absatzgebiet erschliessen helfen. Der Direktor und der Schriftführer, Major a. D. von Motz, beschäftigten sich mit der Anfertigung des Verzeichnisses und der Abbildungen. Der erste Theil dieser, durch lithographischen Ueberdruck hergestellten Veröffentlichung, welcher auf 8 Seiten ungefähr 200 Gegenstände aus der Stein- und Bronzezeit mit genauen Angaben der Grösse jedes Gegenstandes, des Fundortes und Aufbewahrungsortes des Originals brachte, konnte nach kurzer Frist dem Vorstand vorgelegt werden. Er fand nicht nur allgemeinen Beifall, sondern regte auch die Herausgabe eines mit guten grösseren Abbildungen versehenen „Katalogs“, der den Charakter eines monumentalen Werkes tragen sollte, an. Man beschloss, das vorgelegte Verzeichniss als Preisliste fortzusetzen, zu vervielfältigen und unentgeltlich zu versenden, ausserdem aber sofort zu den Vorbereitungen für die grosse Publikation mit auf Stein gravirten Abbildungen zu schreiten. Kaum drei Monate später, am 23. Juli 1858, wurden schon Probedrucke der Abbildungen für die erste Lieferung vorgelegt. Das Mitglied des Vorstands, der Buchhändler und Verleger Viktor von Zabern erbot sich, im Hinblick auf die bedrängte Lage der Finanzen des Museums, die Herausgabe auf seine Kosten zu unternehmen, wenn ihm der Text kostenfrei geliefert werde. Das Werk sollte den Titel „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ erhalten, und fortlaufend, in vier Lieferungen jährlich, erscheinen. Es wurde bestimmt, dass dieser „Katalog“ unentgeltlich nur an die Geschenkgeber und solche Personen, welche Alterthümer zum Abformen für das Museum zur Verfügung gestellt hatten, zu liefern sei.

Erst mit diesem Beschluss, ein Werk in grossem Stil zu schaffen, hatte man ein wirksames Mittel gefunden die gesammelten Schätze, das wichtige Material für die vorgeschichtliche Forschung den weitesten Kreisen der in- und ausländischen Fachmänner vor Augen zu führen und dienstbar zu machen, das im römisch-germanischen Museum gesammelte Licht nach allen Seiten auszustrahlen, das Interesse und Zutrauen zu der Anstalt immer mehr anzuregen und zu festigen.

Die erste Lieferung erschien noch im Sommer des Jahres 1858; am 4. November war schon die zweite zum Druck fertig und wurde noch im gleichen Jahre ausgegeben.

Eine Anzahl von Exemplaren beider Lieferungen wurden von dem Direktor und einem Mitglied des Vorstands Herrn von Motz kolorirt und den fürstlichen Förderern des Museums übergeben. Die Lieferungen enthielten je 8 Tafeln mit ca. 150 Abbildungen.

Ueber den dem Werke zu Grund gelegten Plan gibt Lindenschmit in einem später zugefügten Vorwort Auskunft. Dasselbe hebt hervor, dass das römisch-germanische Centralmuseum zwar noch keinen genügenden Ueberblick nach irgend einer Seite hin gewähren könne, die ihm obliegende Aufgabe auch naturgemäss nie zum völligen Abschluss gelangen könne, da die Sammlungen stets mit den neuen Ergebnissen der Grabforschung zu rechnen und sich entsprechend zu erweitern hätten, dennoch scheine es aber jetzt an der Zeit, die Veröffentlichung der Sammlung zu beginnen, um zugleich bei Bekanntgebung des schon Vorhandenen, auch mit der rasch zuwachsenden Fülle des Materials gleichen Schritt halten zu können. Der Umfang des Stoffs, welcher den Gegenstand des römisch-germanischen Centralmuseums bilde, sei zwar im Allgemeinen auf den Bereich der heidnischen Alterthümer Deutschlands beschränkt, müsse aber diese Grenze nach zwei Richtungen überschreiten. Nach der einen Seite sei die Uebergangsperiode in das Christenthum, die Zeit vom 5. bis 8. Jahrhundert n. Chr., zu berücksichtigen, namentlich weil hier bei den Schmuckgeräthen eine Ornamentik erscheine, welche, obschon ein eigenthümliches Merkzeichen dieser Zeit, doch keineswegs den Charakter der Neuheit und einer plötzlichen Entstehung, sondern vielmehr den der Ueberlieferung und Entwickelung aus viel älteren nationalen Elementen darbiete. Andererseits sei die Aufgabe gestellt, alle jene Vergleichungsmittel aus den Funden benachbarter Länder und namentlich des Südens zu beschaffen, welche über das Wesen und den Ursprung der Fundstücke der Heimath Aufschluss geben könnten. Als solche Gegenstände werden sowohl römische Alterthümer, soweit sie aus der Zeit der römischen Herrschaft in Germanien stammen, als auch die griechischen und etruskischen Erzgeräthe bezeichnet, die nicht nur für die Untersuchung der einheimischen Erzfunde überhaupt von höchster Wichtigkeit, sondern auch in den alten Gräbern des Südens und Westens Deutschlands unbestreitbar nachzuweisen seien.

Von klarer Erkenntniss der Schwierigkeiten, welche bei der damaligen Lage der Forschung, einer feineren Gliederung des vorhandenen Materials entgegenstehen mussten, zeugt es, wenn Lindenschmit die Aufgabe des erscheinenden Werkes darin sieht, zunächst den Stoff für die richtige und allseitige Beurtheilung der vaterländischen Alterthümer zu beschaffen, nicht aber die Resultate dieser Untersuchung vorweg zu nehmen und auf eine verhältnissmässig noch beschränkte Grundlage weitreichende Folgerungen zu bauen. Der im ersten Bande des Werkes zur Darstellung gelangende Stoff ist demnach nur in vier grosse Abtheilungen gegliedert: A. die Steinperiode, B. Erzperiode (a. einheimische, b. altitalische), C. Eisenperiode (a. einheimische, b. römische) und D. Fränkisch-alamannische Periode.

Diese Eintheilung umfasst zugleich alle die Uebergangsstufen, welche, als der Gegenstand archäologischer Untersuchung, erst aus dem Thatbestand der Gräberfunde ihre Zeitfolge und Zeitbestimmung finden mussten und nachträglich zum Theil gefunden haben. In jeder dieser grossen Abtheilungen ist den Waffen, Handwerksgeräthen, Schmucksachen und Verzierungen, Gefässen und, sofern Sculpturen vorhanden, auch diesen Rechnung

getragen. Die Frage des einheimischen oder fremden Ursprungs der vorgeschichtlichen Bronzegegenstände bleibt ebenfalls zunächst unberührt; erst in den folgenden Bänden des Werkes vertrat Lindenschmit auf Grund eingehender Betrachtung einen bestimmten Standpunkt in dieser Frage, der bekanntlich im Gegensatz zu dem der nordischen Archäologen stand.

Zum Zweck einer möglichst grossen Anschaulichkeit sollten die Abbildungen in dem Werk unbedingt vorherrschen. In den ersten Heften, ja noch im ersten und zweiten Bande spielt daher der Text fast nur eine erklärende Rolle, indem er sich in der Hauptsache auf Angaben über den Stoff, Fundort und den Ort der Aufbewahrung der dargestellten Gegenstände beschränkt.

Die Herausgabe der folgenden Hefte ging so rasch von statten, dass mit Schluss des Jahres 1862 der erste Band, der auf 96 Tafeln hunderte von prächtigen Abbildungen bot, vollständig vorlag. Schon dieser erste Band enthält übrigens, ausser dem rein beschreibenden und erklärenden Text eine kurze Abhandlung, in welcher Lindenschmit seine Ansicht über das römische Pilum, den irrigen Ansichten Rüstow's und von Gölers gegenüber darlegt, und aufs glücklichste begründet, indem er zwei in Mainz gefundene Waffenstücke an der Hand der Darstellungen auf Grabsteinen römischer Legionssoldaten und unter Hinweis auf die massgebenden Stellen in den Schriften des Polybios, Vegetius und Anderer, als römische Pila nachweist. Die Ergebnisse dieser Untersuchung wurden in einer, in der Werkstätte des römisch-germanischen Centralmuseums hergestellten Rekonstruktion vor Augen geführt.

Der kleine Excurs über das römische Pilum, dem bald eine längere ausführliche Abhandlung über die gleiche Frage folgen sollte, bezeichnet den Beginn einer, neben der rein wissenschaftlichen Richtung des römisch-germanischen Museums herlaufenden, für die lebendige Anschauung antiken Lebens und das Verständniss mancher Stellen in den alten Schriftwerken äusserst fruchtbringenden Thätigkeit, welche in der Herstellung der allgemein bekannten und weit verbreiteten Modelle römischer, gallischer und fränkischer Bewaffnung und Tracht später gipfeln sollte.

Neben diesen Publikationen beschäftigte den Direktor ein grösseres Werk: „Die vaterländischen Alterthümer der Fürstlich-Hohenzollern'schen Sammlung zu Sigmaringen". Das Werk behandelt ausschliesslich die Waffen und Geräthe aus den Grabstätten und Niederlassungen der alten Landesbevölkerung, die neben einer hervorragenden Sammlung antiker und mittelalterlichen Kunstgegenstände in dem Schlosse zu Sigmaringen aufbewahrt sind, und ist mit 43 gravirten Tafeln und zahlreichen Textabbildungen in Holzschnitt geziert. In dieser bedeutenden Arbeit sind die wissenschaftlichen Anschauungen und Ueberzeugungen, welche Lindenschmit im Laufe seiner Studien gewonnen hatte, in Form einiger grösseren Abhandlungen niedergelegt. Obwohl nicht als eine Veröffentlichung des Museums zu betrachten, sondern im Auftrage des Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen verfasst, hat das Buch, wie die anderen privaten wissenschaftlichen Publikationen direkten, innigen Zusammenhang mit dem Entwickelungsgang des römisch-germanischen Museums. Lindenschmits wissenschaftliche Bedeutung wuchs mit den Sammlungen und letztere wiederum nur mit ihm. Seine grosse Anschauung lässt die Einwirkung des ihm zur Verfügung stehenden reichen Materials erkennen. Er

schöpft aus der von ihm geschaffenen Sammlung und ergänzt sie zugleich, indem er die Belege für die von ihm erkannte Wahrheit nach Möglichkeit vollständig in ihr zu vereinigen sucht.

Das Buch ist nicht als Katalog in engerem Sinne gedacht. Da das Gebiet, dem die zu beschreibenden Funde entstammen mit seinen Höhlenwohnungen der Urzeit, den zahlreichen Grabhügeln, den Spuren römischer Niederlassungen, Strassen, Kastellen, mit seinen grossen alamannischen Friedhöfen, auf dem Raum weniger Meilen die Reste aller Kulturperioden, welche Deutschland durchlebte, vereinigt, so war die Sammlung, wie die Einleitung sagt, geeignet, einen ergiebigen Gegenstand der Untersuchung zu bieten, der Gesammtkunde deutscher Vorzeit wichtige Erläuterungen zuzuführen. Bei dem damaligen Stand der antiquarischen Forschung war es jedoch noch nicht möglich, die Grabfunde und Ueberreste unserer vorgeschichtlichen Zeit mit der Sicherheit einer allgemein anerkannten Klassifikation und Terminologie zu bezeichnen, welche auf dem Gebiet der klassischen Alterthumskunde und der Kunstgeschichte durch eine Verständigung über die Ergebnisse langdauernder Studien gewonnen war; jede ausgesprochene Ansicht musste vielmehr ihre Begründung zur Seite haben.

Der behandelte Stoff ist in drei grosse Abtheilungen gegliedert. Voran stehen Die Grabalterthümer der merowingischen Zeit, dann folgen Die Grabhügelfunde des oberen Donaugebietes und als dritter Theil schliessen sich Die Alterthümer der ältesten Landesbevölkerung an. Der Entschluss von der jüngsten, der hier in Betracht kommenden Phasen der Kulturentwickelung, der merowingischen Periode, auszugehen ist zwar überraschend, doch wohl erklärlich. Der Verfasser selbst rechtfertigt ihn mit folgender Ausführung: „Wenn die Beschreibung dieser Sammlung förmlich auf das Gebiet der Forschung selbst übergehen musste, so glaubte ich es auch weiterhin wagen zu dürfen hier einen, von dem gewöhnlichen abweichenden Weg einzuschlagen, und im Gegensatz zu dem herrschenden Brauche, der, von den ältesten und dunkelsten Perioden ausgehend, die Uebergänge zu den näher liegenden und bekannten Zeiten aufzusuchen strebt, meinerseits gerade von dem gesicherten, jüngeren Gebiet aus, aufwärts zu dem älteren zurückzugehen und an dem Bekannten, die Anknüpfungspunkte und Bezüge mit dem Entlegeneren und Unbekannteren zu suchen...... Die Ueberzeugung, dass, bei Betrachtung der zahlreichen und vielseitig merkwürdigen Denkmale, manche für die Gesammtbeurtheilung unserer Alterthümer massgebende Anhaltspunkte von höchster Bedeutung vortreten, bestimmte mich zunächst, gerade sie voranzustellen und von ihnen erst auf die Grabhügelfunde des höheren Alterthums überzugehen."

Dieses Verfahren, welches Lindenschmit festhielt und bei der Ordnung des römisch-germanischen Museums später zum Ausdruck brachte, und noch seinem spätesten unvollendet gebliebenen Werk, dem Handbuch der deutschen Alterthumskunde, zu Grunde gelegt hat, mag wohl Widerspruch erregen, doch lässt sich ihm, in Anbetracht der damaligen Verhältnisse, die Berechtigung nicht abstreiten.

Der Kunsthistoriker Adamy äusserte sich in der Lindenschmit gewidmeten Gedächtnissrede darüber in verständnissvoller Weise indem er sagt: „Für den Forscher Lindenschmit lagen die Verhältnisse anders als schon für uns. Hatte er die Methode der

Forschung — d. h. eine vergleichende Methode auf historischer Grundlage — auch für die frühen Perioden des deutschen Alterthums festgestellt, so war doch der Boden der Thatsachen noch ein allzu schwankender, als dass er sicher auf ihm sich hätte tummeln können: es musste seine eigene That sein, diesen Boden erst zu befestigen, und wenn er nun den einzigen Stützpunkt, den er sich selbst geschaffen, zum Ansetzen seines historischen Hebels benutzte, so hatte er von seinem Standpunkte aus ein volles Recht dazu, da er eben jene Germanen, die der Kultur der merowingischen Zeit angehören, schon für genug vorgeschritten hielt, um bei Aufnahme der römischen Kulturwerke, die Errungenschaften ihrer eigenen Kultur nicht einzubüssen. Wenigstens lässt sich an den Denkmälern und Funden aus der Merowingerzeit das eigenthümlich Germanische in Form und Stil leicht von dem römischen sondern. Auch gestatten ja die Denkmäler der vorgeschichtlichen Zeit selber leicht eine Prüfung der wissenschaftlichen Ergebnisse. Jedenfalls war sein Sinn für geschichtliche Forschung ein so ernster, dass er sich dagegen sträubte, das Unbekannte einem anderen Unbekannten an- oder einzuordnen.“ . . . . .

Die Beschreibung der, aus alamannischen Friedhöfen stammenden Alterthümer der Sammlung gibt Veranlassung zu einer grundlegenden Abhandlung. Tracht, Schmuck, Waffen und Geräthe der merowingischen Zeit werden an der Hand der schriftlichen Ueberlieferungen sowohl, wie der den Gräbern entnommenen Dokumente und mit Blicken auf die Weiterentwickelung im Mittelalter, wie auf die Anklänge an Formen älterer Zeit, zum ersten Male auf breiter Grundlage und erschöpfend behandelt.

Wenn der Verfasser in einem der Abtheilung II des Werkes vorausgeschickten Excurs „Kelten und Germanen“, seine Ansicht in einer damals viel umstrittenen Frage zur Geltung zu bringen und die ursprüngliche Einheit der Donaukelten und Germanen nachzuweisen sucht, so nimmt er in der dritten Abhandlung, „Die sogenannte Erzperiode“, entschieden Stellung gegen die Annahme einer im Norden heimischen, vorgeschichtlichen Bronzekultur und tritt zum ersten Male in schroffen Gegensatz zu der von nordischen Forschern aufgestellten und ziemlich allgemein angenommenen Hypothese. Nach Würdigung einer Reihe von inneren Gründen, welche gegen diese Aufstellung Einspruch erheben, weist er auf die Handelsstrassen, auf welchen die Erzwaaren sowohl vom Süden, Italien, als auch von Südosten, Griechenland, her importirt worden sind. „Die Einfuhr der Erzgeräthe südlicher Industrie“, sagt Lindenschmit, „liegen jedenfalls näher als die Uebertragung und Verpflanzung eines aus seinem Zusammenhang mit dem ganzen Kulturleben des Südens herausgerissenen Zweige der Kunst und Technik nach dem fernen Norden. Wenn in der Mitte des belebtesten Verkehrs, auf dem tyrrhenischen Meere, auf Sardinien, die von phönikischen Faktoreien und tuskischen Niederlassungen hervorgerufene Blüthe mit der karthagischen Eroberung spurlos verschwindet und die neben ihr erhaltenen altbarbarischen Zustände der Landeseinwohner wieder hervortreten, wenn in Gallien, wo die inneren tiefer dringenden Wirkungen eines langdauernden und ausgedehnten Verkehrs mit den Kulturvölkern sich schon vor Caesars Zeiten deutlich erkennbar zeigten, dennoch die Verhältnisse erst nach der Eroberung und Romanisirung eine wesentliche Aenderung erleiden, so gewährt dies einen wohlbegründeten Schluss auf den Grad des Einflusses, welchen die aus der Ferne gebrachten Schmucksachen und Waffen auf die Bildungszustände des Nordens haben konnten. Sie mussten, ungeachtet mancher Nachahmungs-

versuche, in einer völlig fremden Umgebung isolirt und ohne jede Wirkung auf die später erst nachweisbare Aufnahme selbständiger Bestrebungen bleiben. Es wird freilich einer bereits festgewurzelten Ansicht widerstreben, die sog. Erzzeit als Zeugniss einer frühen und ungewöhnlichen Bildung der kelto-germanischen Stämme aufgeben zu müssen. . . . Gerade die Keltisten, welche selbst bisher in einer entschieden antinationalen Richtung thätig waren, werden nichts destoweniger wohl am ersten die Ueberweisung der Erzeugnisse der Erzperiode an den griechischen und etruskischen Handel als einen Verrath an unserem vaterländischen Alterthum bezeichnen. Immerhin, die Macht der Thatsachen wird sich Bahn brechen. Die Forschung wird erkennen, dass die Denkmale unserer heimischen Metallarbeit, was sie an Alter verlieren an Zuverlässigkeit gewinnen und dass, nach dem vollgültigen Maassstab der Erscheinungen aus merowingischer Zeit zu urtheilen, an eine uralte Metallurgie, Erzguss und Toreutik in griechischem oder etruskischem Stil im Norden nicht zu denken ist. Dagegen wird es wohl als Ersatz für den Verzicht auf die Anspruchnahme der Erzgeräthe gelten können, dass diese fremden Ueberlieferungen keinen Theil haben an dem, was wir als die erste Aeusserung germanischer Kunstanlage betrachten dürfen, an jenen, wenn auch noch barbarischen, aber neuen und originalen Elementen, die wir in dieser Richtung als unseren Einstand in die kulturgeschichtliche Entwickelung des Welttheils eingebracht haben."

Das Buch, welches als eine bedeutende Erscheinung in der damaligen archäologischen Litteratur bezeichnet werden muss, bildete in der That gewissermassen ein wissenschaftliches Glaubensbekenntniss des Verfassers, dessen Stellung als eines Führers auf dem Gebiet der heimischen Alterthumsforschung es wesentlich verstärkte. Die Universität Zürich verlieh Lindenschmit den Doctortitel h. c.

Die Ergebnisse der umfassenden, in den „Vaterländischen Alterthümern der Fürstlich Hohenzollern'schen Sammlung" zuerst niedergelegten Studien blieben nicht in den toten Buchstaben gebannt, sie sind gleichzeitig auch in den Sammlungen des römisch-germanischen Centralmuseums zur lebensvollen Erscheinung gelangt. Die Betrachtung des Werdens und der Art der Vermehrung der Sammlungen während der ersten zehn Jahre gewährt ein Bild ständigen und sehr bald von den eigenen, wissenschaftlichen Anschauungen geleiteten Fortschreitens. In der ersten Zeit, als die Schaffung eines Grundstocks von Nachbildungen das Wichtigste war, konnte eine in jeder Hinsicht vorbedachte, nach bestimmten Absichten geregelte Auswahl unter dem Besitz auswärtiger Museen und Privatsammlungen nicht immer bethätigt werden, zumal die Verbindungen mit denselben erst herzustellen, das Vertrauen und Interesse der Leiter zu gewinnen war. Zunächst lieferten hauptsächlich die Alterthümer-Sammlungen der Städte Mainz und Wiesbaden und einige Privatsammlungen der näheren Umgebung den nöthigen Stoff. Aber schon vom Jahre 1854 an fand eine von Lindenschmit auf seinen Reisen mit grosser Sorgfalt durchgeführte Auswahl der nachzubildenden Alterthümer in den süd- und norddeutschen Vereinssammlungen statt. Es lässt sich die jeweilige Beschäftigung des Leiters der jungen Anstalt mit bestimmten wissenschaftlichen Fragen in dem binnen gewissen Zeitabschnitten zusammengebrachten Material vielfach verfolgen. So erscheint eine starke Bevorzugung der merowingischen Alterthümer zusammenzutreffen mit der Bearbeitung der betreffenden Abtheilung der Fürstlich Hohenzollern'schen Sammlung in Sigmaringen. Auch der Werth,

welcher der Beschaffung in Italien gefundener Alterthümer beigelegt wurde, wuchs von dem Zeitpunkt an, wo Lindenschmit sich von dem Dreiperiodensystem losgesagt und Stellung gegen die Annahme einer nordischen Bronzekultur genommen hatte, in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre. Die Nachbildung griechischer und italischer Waffen und Geräthe aus der Malerschen Sammlung im Grossh. Museum zu Karlsruhe und manche andere, gleichartige Fundstücke aus der Fürstlichen Sammlung in Sigmaringen und anderen Privatsammlungen war übrigens schon während der ersten fünf Jahre des Bestehens der Anstalt erfolgt.

In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre wurden auch die Serien von Stein- und Bronzegeräthen meist aus norddeutschen Museen gewonnen, welche noch heute als Typenreihen einen werthvollen Theil der Sammlung bilden. Wenn in diesem Bestand sich nicht selten Stücke befinden, die aus ihrer Zugehörigkeit zu grösseren oder kleineren Fundgruppen gelöst sind, so lag diese Absonderung nicht in der Absicht Lindenschmits, der schon früh die Wichtigkeit geschlossener Funde für die Beurtheilung der Zeitstellung erkannte und betonte, sondern sie muss in den meisten Fällen auf das Widerstreben der Museumsvorstände, grössere Fundgruppen, wenn auch nur vorübergehend, ganz aus ihren Sammlungen zu nehmen, zurückgeführt werden.

Bezeichnend für die erste Zeit ist die verhältnissmässig geringe Berücksichtigung der vorgeschichtlichen Keramik. Bald greift indess die Erkenntniss Platz, dass die Keramik als unzweifelhaft einheimisches Produkt in einem bemerkenswerthen Gegensatz zu der kunstvollen Entwickelung der Erzgeräthe stehe, und dass dieser auffallende Gegensatz als einer der vielen Beweise gegen die einheimische Produktion dieser Metallarbeiten, eingehende Beachtung finden müsse.

Ein Ueberblick über das gesammte, in zehn Jahren gewonnene Material zeigt eine ziemlich gleichmässige Vermehrung der vorgeschichtlichen römischen und merowingischen Alterthümer. Jedenfalls wurde die Gefahr, welche vom Mainzer Boden drohte, eine übermässige Berücksichtigung der römischen Alterthümer und Studien, glücklich vermieden.

Nach der oben erwähnten, im Jahre 1858/59 erfolgten baulichen Herrichtung eines zweiten Ausstellungs-Saales (Grundriss Raum 3) hatte Lindenschmit, zugleich mit der gründlichen Neuaufstellung der Sammlungen der Stadt und des Alterthumsvereins, das bis dahin gesammelte Material, an 2800 Abgüsse, den gegebenen Räumlichkeiten entsprechend geordnet. Die Gegenstände wurden nicht zeitlich, sondern der Art nach gruppirt.

Der erste Saal (Grundriss No. 1) der sich an die städtische Sammlung anschliesst enthielt nach einer Aufzeichnung vom Jahre 1862

In einem grossen Glastisch:

1. Die ältesten Werkzeuge aus Stein und Thierknochen (dabei Paläolithische Funde).
2. Eine Uebersicht aller Formen der Schmuckringe aus Gold und Erz, der Arm- und Brustspangen, der Gewandnadeln und Haarnadeln aus Erz, aus Grabhügeln Nord- und Süddeutschlands.

In einem zweiten grossen Glastisch:

1. Alle Formen der Werkzeuge und Meissel etc. aus Erz.
2. Römische Werkzeuge und Verzierungen, Pferdegeschirre und Wagenbeschläge etc.

3. Eine sonst nirgends gebotene Uebersicht aller Schmucksachen der Franken, Alamannen und Burgunden, reich verzierte Gewandnadeln aus Gold und Silber, Gürtelgehänge, Schnallen und Beschläge aller Art etc.

Grosser Wandschrank:

1. Eine Uebersicht aller Formen der Helme, von den altgriechischen und altitalischen an bis zu den in Deutschland gefundenen Erzhelmen, und dem römischen Eisenhelm.
2. Schilde, Panzer und Waffen aus altitalischen Gräbern, zur Vergleichung mit inländischen Fundstücken.
3. Eine grosse Anzahl von Erz- und Eisenwaffen aus Grabfunden.
4. Werkzeuge und Schmuckstücke aus Erz, und Eisenschwerter aus den Pfahlbauten der Schweizerseen.

Auf einem Tisch: Plastische Modelle von Grabhügeln und fränkischen Gräbern etc.

In den Fensternischen: Schmuckstücke und Geräthe aus Grabhügeln etc., als besonders interessant, die Nachbildungen der berühmten Kesselwagen von Peccatel in Mecklenburg und von Judenburg in Steiermark hervorzuheben.

An den Wänden: Zur Vergleichung der Stile: Abgüsse egyptischer, assyrischer, griechischer und römischer Sculpturen, römische Grabsteine; die Büsten römischer Kaiser, in der Mitte des Saals zwei für altgermanische Götzen gehaltene Steinbilder.

Der zweite Saal (Grundriss, Raum 3) enthielt:

1. Die vollständige Waffenausrüstung der Franken, Alamannen und Burgunden.
2. Römische Waffen, zum Theil aus deutschen Gräbern römischer Zeit.
3. Eine Uebersicht der alten Waffenformen von Erz, aus Grabhügeln Deutschlands, in den seltensten und schönsten Exemplaren der ersten Museen.
4. Die Waffen der Urbevölkerung, die Pfeilspitzen, Lanzen und Messer aus Feuerstein, die Hämmer aus Granit, Serpentin, Hirschhorn.
5. Fränkische und römische Grabgefässe und Urnen, Erzgefässe aus deutschen Grabhügeln und die Schalen, Näpfe und Schüsseln der Hünenbetten und Steinkistengräber Deutschlands.

In besonderen Glasrahmen: Ein silbernes römisches Fahnenschild; die militärischen Ehrenzeichen, phalerae, eines römischen Offiziers.

An den Wänden und Fensternischen: Abgüsse von merkwürdigen Altären und von Grabsteinen römischer Soldaten.

Eine tabellarische Uebersicht der Vermehrung der Sammlungen sowohl, als der in der Werkstätte geleisteten Arbeit überhaupt, mag hier, zur Ergänzung des oben Erzählten, ihre Stelle finden.

Jahr	Zahl der der Sammlung zugeführten Gegenstände	Zahl der verkauften Nachbildungen	Zahl der im Austausch gelieferten Nachbildungen	Zahl der geschenkweise gelieferten Nachbildungen
1852	—	—	—	—
1853	175	170	—	130
1854	160	92	—	26
1855	128	66	—	24
1856	167	16	—	9
1857	147	50	—	—
Uebertrag:	777	394	—	189

Jahr	Zahl der der Sammlung zugeführten Gegenstände	Zahl der verkauften Nachbildungen	Zahl der im Austausch gelieferten Nachbildungen	Zahl der geschenkweise gelieferten Nachbildungen
Uebertrag:	777	394	—	189
1858	425	62	—	—
1859	403	118	34	32
1860	420	101	—	31
1861	475	36	—	16
1862	300	27	—	6
	2 800	738	34	274

Die stattliche Gesammtzahl von rund 3850 Gegenständen, unter welchen sich viele umfangreiche und schwer herzustellende Kopieen befinden, gewinnt noch an Bedeutung bei der Erinnerung an die Verhältnisse, unter welchen die Arbeit sich vollziehen musste, namentlich bei Beachtung des Umstandes, dass bis zur Mitte des Jahrzehnts ein Former und der Leiter der Anstalt selbst alle Arbeiten allein ausgeführt haben. Von dem Jahre 1858 an zeigt sich schon bei der geringen Besserung der finanziellen Verhältnisse, welche die dauernde Anstellung einiger Arbeitskräfte ermöglichte, in fast verdreifachter Vermehrungsziffer der Sammlungen der glückliche Fortgang.

Wenn im ersten Jahre aus Mangel an Zusendungen von Alterthümern durch auswärtige Museen hauptsächlich Funde aus den Sammlungen des Mainzer Alterthumsvereins, der Sammlung des nassauischen Vereins und anderen kleineren benachbarten Museen nachgebildet werden mussten, vermehrten sich die Verbindungen auch mit entfernten, öffentlichen und privaten Sammlungen rasch von Jahr zu Jahr, in Folge der Empfehlung und Verwendung des Gesammtvereins und hauptsächlich der Reisen des Direktors und seiner persönlichen Einflussnahme. So wechselt die Zahl der Museen, welche ihre Alterthümer zum Zweck der Nachbildung dem römisch-germanischen Centralmuseum anvertrauten, in den Jahren 1855 bis 1857 zwischen 7 und 6, im Jahre 1858 sind es 10 und im Jahre 1862 schon 14 grosse Staats- und Vereins-Sammlungen, die durch Uebersendung ihrer Schätze zur Förderung der Anstalt beitrugen.

Im Ganzen verdankte die Anstalt, im Laufe der ersten zehn Jahre, Unterstützung durch Zusendung von Alterthümern: dem Königl. Antiquarium in München; dem bayerischen Nationalmuseum in München; dem german. Museum in Nürnberg; dem Welfen-Museum in Hannover; den Grossherzogl. badischen Museen zu Carlsruhe und Mannheim; dem Grossherzogl. mecklenburgischen Museum zu Schwerin; dem Museum Sr. Hoheit des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen; dem Landgräflich hessischen Museum zu Homburg; der Sammlung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Metternich zu Königswarth; dem Museum der Universität zu Tübingen; dem Museum zu Bern; der Sammlung der Geschicht- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg; der Sammlung des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg in Augsburg; der Sammlung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn, der historischen Vereine zu Darmstadt, Hannover, Hildesheim, Münster, Speyer, Stettin, des württemberg. Alterthumsvereins zu Stuttgart, des Vereins für nützliche Forschung zu Trier, des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben, des historischen Vereins für das württemb. Franken, des Vereins für nassauische Geschichte und Alterthumskunde in Wiesbaden, der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, des Alter-

thumsvereins in Mannheim, des historischen Vereins für Niederbayern in Landshut, des historischen Vereins für Oberbayern in München, der niederlausitzischen Gesellschaft in Görlitz, des historischen Vereins für Steiermark in Graz.

Ausserdem stellten die nachstehend genannten Privatsammler Gruppen von Alterthümern zur Nachbildung zur Verfügung: S. Erlaucht der Graf Wilhelm von Württemberg; die Herren: Kammerherr Baron von Estorf; Conferenzrath Thomson in Kopenhagen; Geheimrath von Thiersch, München; Reichsfreiherr Grote auf Schauen bei Halberstadt; Professor Dieffenbach in Friedberg; Kammerherr Baron von Mayenfisch in Sigmaringen; Hofrath Dr. Gustav Klemm in Dresden; von Gemmingen in Nürnberg; Baron G. von Bonstetten in Thun; Obrist Schwab in Biel; von Graffenried in Bern; Professor von Hefner-Alteneck in München; Archivar Habel in Schierstein; Finanzrath Paulus in Stuttgart; Stadtbaumeister Soherr, Bingen; Kaufmann Reuter in Rüdesheim; Dekan Bauer in Künzelsau; Hofrath Esselau in Hamm; Professor Dr. Hassler in Ulm; Rektor Rein in Crefeld; Professor Freudenberg in Bonn; Schönwasser in Gelb; Dr. Wagner in Rheinzabern; Soyter in Augsburg; Dr. Hölder in Stuttgart; Professor A. Morlot in Lausanne; die Antiquare Altmann und Jourdan, Mainz.

Geschenke von Gipsabgüssen verdankte das Museum: Herrn Geh. Rath von Olfers, Generaldirektor der Kgl. Museen in Berlin, Herrn Regierungs-Rath von Arneth, Direktor des k. k. Antikenkabinets in Wien; dem historischen Verein für Niedersachsen in Hannover; den Museen zu Bern und Leyden; Herrn Archivrath Dr. Lisch in Schwerin; den Herren: Baron von Bonstetten in Eichbühl bei Thun; de Longpérier, Direktor des Louvre-Museums, Paris; Professor Fiedler in Wesel; Rektor Petersen in Hamburg; Boch-Buschmann in Mettlach; Ernst aus'm Weerth, Bonn; Frédéric Troyon in Eclepans bei Lausanne; Professor A. Morlot in Lausanne; Dr. Engelhardt, Direktor des Museums in Flensburg.

Wenn dem römisch-germanischen Centralmuseum die Mittel, seine Thätigkeit fortzusetzen, wie aus der vorangegangenen Schilderung hervorgeht, hauptsächlich von dem Staate Hessen und einzelnen deutschen Fürsten zuflossen, so verdankt es doch auch einer Reihe von Mainzer Bürgern thatkräftige Unterstützung in der ersten, schweren Zeit seines Bestehens. Diese Männer, deren Nachkommen vielfach noch heute Mitglieder des römisch-germanischen Museums sind, verdienen genannt zu werden. Es sind die Herren: Bettelhäuser, C., Kaufmann; Canton, G. F., Kaufmann; Dieterich, J., Kaufmann; Deninger, C. Fr., Lederfabrikant; Du Mont, Alexis, Advokat-Anwalt; Gastell, Albert, Chaisenfabrikant; Goldschmidt, Gebr., Banquier; Heerdt, S., Kaufmann; Henkell, A., Weinhändler; Kirchheim, Georg, Buchhändler; Knussmann Fr., Möbelfabrikant; Korn Fr., Banquier; Kraus, Konrad, Architekt; Laske, J. B., Stadtbaumeister; Lauteren, Chr., Weinhändler; Lauteren, Clemens, Weinhändler; Lennig, A. Fr., Domdekan; Lindenschmit, Ludwig, Conservator; Lothary, Christ., Bauunternehmer; Mayer, Ernst, Lederfabrikant; Michel, Karl, Lederfabrikant; Michel, Frau Marie, geb. Reinhardt; Michel, Karl jun., Lederfabrikant; Moufang, Chr., Domkapitular und Regens; von Motz, Major a. D.; Karl Roos, Architekt; Schirges, G., Sekretär der Rheinschifffahrts-Commission; Schmauch, Stephan, Eisenhändler; Schneider, J. B., Bauunternehmer; Scholz, Chr., Fabrikant; Schott, Franz, Musikverleger; Schröder-Sandfort, Kaufmann; Schumacher, Jos., Schuhfabrikant; Sonntag, F., Gasfabrikant;

Strigler, J., Kaufmann; Ursinus, P., Schreinermeister; Vohsen, J. E., Kaufmann; Wenzel, Dr. med.; Wittmann, Dr. med.; von Zabern, Viktor, Buchhändler.

Auf Wunsch der Commission für das römisch-germanische Centralmuseum hatte, vor Ablauf des ersten Jahrzehnts seit Bestehen der Anstalt, der Verwaltungs-Ausschuss des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine einen speciellen Kommissar nach Mainz geschickt, um die Sammlungen besichtigen zu lassen. Der Vorsitzende des Gesammtvereins, damals Graf Wilhelm von Württemberg, äussert sich in der Hauptversammlung des Vereins zu München über diese Besichtigung wie folgt: „Es gereicht dem Verwaltungsausschuss zur grössten Befriedigung, dass das römisch-germanische Centralmuseum in Mainz, die gehaltvollste und gedeihlichste Schöpfung des Gesammtvereins, unter der umsichtigen und energischen Leitung seines Vorstands einen solch erfreulichen Aufschwung genommen und, nach Zahl und Werth der darin angesammelten Objekte, einen achtunggebietenden Umfang erreicht hat. Der erstattete Bericht über das Ergebniss der Besichtigung ist von der Art, dass der Gesammtverein nach der Ansicht des Verwaltungsausschusses allen Grund hat, auf diese seine gelungenste Schöpfung mit gerechtem Stolz hinzublicken und dem hohen Werth derselben für vergleichende wissenschaftliche Forschung die grösste Anerkennung zu zollen."

Dass auch Lindenschmit mit dem was nach zehnjähriger Arbeit erreicht, zufrieden war, geht aus dem zurückschauenden Bericht für das Jahr 1862 hervor. Es ist die Genugthuung, welche das Gelingen einer schweren Arbeit gibt, wenn er sagt: „Wir unterziehen uns der Pflicht (der Berichterstattung) in dem erhebenden Gefühl eines glücklichen Erfolgs unserer Bestrebungen für die stufenweise Steigerung der Leistungen, zugleich mit dem tiefsten Dank für die Unterstützung unserer hohen Protektoren, welche die Entfaltung unserer Thätigkeit ermöglicht und die Beweise allseitigen Vertrauens und freundlicher Förderung, welche unseren Muth in Ueberwindung aller Schwierigkeiten eines so umfassenden Unternehmens erfrischt und belebt haben."

Die Saat war in dem Zeitraum von zehn Jahren auf den verschiedenen Gebieten, welche das röm.-germ. Centralmuseum zu bebauen hatte, ausgestreut und überall aufgegangen; es fehlte nur an befruchtendem Regen, der sie zur Entwickelung, zu raschem Wachsthum bringen konnte, — die Geldmittel flossen noch immer zu spärlich. Die Einkünfte der Anstalt waren zudem sehr schwankend, was bei der wechselnden Zahl der Förderer und der rein zufälligen Einnahmen durch Verkauf von Nachbildungen nur natürlich erscheint. Ein Blick auf die Mittel, welche in den nächsten neun Jahren zu Gebot standen, zeigt folgende Ziffern:

Jahr							
Jahr 1863	Subventionen	und	Beiträge	1670 fl,	aus	Verkäufen	860 fl
„ 1864	„	„	„	1905 fl,	„	„	1040 fl
„ 1865	„	„	„	1956 fl,	„	„	874 fl
„ 1866	„	„	„	2527 fl,	„	„	153 fl
„ 1867	„	„	„	2438 fl,	„	„	248 fl
„ 1868	„	„	„	2286 fl,	„	„	20 fl
„ 1869	„	„	„	2440 fl,	„	„	436 fl
„ 1870	„	„	„	3281 fl,	„	„	25 fl
„ 1871	„	„	„	2310 fl,	„	„	845 fl

Das Jahr 1862 hatte mit einem beträchtlichen Fehlbetrag (180 fl) geschlossen und es schwebten ohnehin noch Schulden für bauliche Arbeiten im Betrag von ca. 1000 Gulden, deren Begleichung nachgerade nothwendig wurde. Im Jahre 1864 schoss der Kassierer des Museums, der Stadtbaumeister Jos. Laske, 134 Gulden vor, um einen drängenden Gläubiger zu befriedigen.

Da auch bei äusserster Anspannung der Kräfte, durch Arbeiten für auswärtige Museen die Einkünfte nicht weiter verbessert werden konnten, ohne den Ausbau der eigenen Sammlung schwer zu schädigen, so musste der Vorstand, um der Noth abzuhelfen, die Vermehrung der Beiträge mit aller Energie zu erstreben suchen.

Die Hoffnung, welche man auf Unterstützung von Seiten des deutschen Bundes gesetzt hatte, war schon längst bedeutend herabgestimmt und das Gesuch um Bewilligung eines matricularmässigen Beitrags blieb denn auch schliesslich ohne Erfolg. So war man auf den alten Weg der Petition bei den einzelnen Regierungen verwiesen. In der Ueberzeugung aber, dass in dieser Richtung das überhaupt Erreichbare schon erreicht sei, beschloss man zunächst lieber die Zahl der einheimischen Förderer nach Möglichkeit zu erhöhen. Hier war es namentlich Wenzel, der, nachdem er selbst ein unverzinsliches Darlehen von mehreren Hundert Gulden zur Verfügung gestellt hatte, sich unter mancherlei oft peinlichen Umständen bemühte dem Museum in den Kreisen wohlhabender Mitbürger weitere Unterstützung zu gewinnen. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg; ihm war es hauptsächlich zuzuschreiben, dass der Rentner Heinrich Rau, trotz der rückhaltslos mitgetheilten Sachlage, die eine Rückzahlung keineswegs erwarten liess, ein unverzinsliches Darlehen im Betrage von 1400 Gulden zur Tilgung der hauptsächlichsten Schulden gab. Das drückende der damaligen Verhältnisse wird am besten beleuchtet durch eine Mittheilung Lindenschmits über dieses Vorkommniss an einen Freund; er schrieb: „Dieses kaum begreifliche, so überaus glückliche Ereigniss beseitigt die wesentlichsten Besorgnisse für die Zukunft und gewährt Muth und Zuversicht nicht allein für die schwungvolle Fortsetzung der Arbeiten, sondern auch für die Erfüllung meiner persönlichen Hoffnungen, welche sich zwar von jeher innerhalb sehr bescheidener Grenzen hielten, aber nach dem Verlauf der letzten Zeit jede Aussicht verloren zu haben scheinen: — Glück auf!

Später, in besseren Zeiten wurde ein kleinerer Theil des Betrags Herrn Heinrich Rau, zurückbezahlt. Den Rest von tausend Gulden hat der edle Mann dem Museum letztwillig zugesprochen.

Die Last der Schulden war nun zwar zum grösseren Theil abgewälzt, doch das Kriegsjahr 1866 brachte so grosse Störungen, dass die Einkünfte des Museums durch Verkauf von Nachbildungen fast ganz ausfielen, sie gingen auf 153 Gulden zurück. Da die Zeit auch sonst manche Einbusse verursachte, so erschien es denn als glückliches Ereigniss, dass eine Eingabe des Vorstands an Sr. Königl. Hoheit den Grossherzog von Hessen von überraschend günstigem Erfolge war. Der Beitrag aus dem Universitätsfonds, der in den letzten Jahren auf 350 Gulden normiert war, wurde im Jahre 1867 auf 700 Gulden erhöht. Lindenschmit schrieb damals seinem Neffen: „Jetzt ist, Dank den unablässigen Bemühungen eines Freundes (Wenzel), Aussicht auf definitive Regelung meiner Stellung gegeben und ich kann aufathmen!" Die hierdurch hervorgerufene, verhältnissmässig günstigere Lage des Museums veranlasste den Vorstand, Lindenschmit, als dem Direktor

der Anstalt, an Stelle der seitherigen Remuneration von schwankender Höhe, einen festen Gehalt von vorläufig 700 Gulden zu zahlen. Freilich war der Direktor gezwungen, der Ersparniss wegen, wiederum die Arbeit des Koloristen neben seinen übrigen Obliegenheiten zu übernehmen, wie er dies schon in den ersten Jahren des Bestehens der Anstalt geübt hatte. Der bis dahin angestellte Kolorist sollte nur bei dringenden, für auswärtige Museen bestimmte Arbeiten herangezogen werden.

Im folgenden Jahre wurde ein schon längere Zeit vorbereitetes, gedrucktes Rundschreiben an die Bürger von Mainz versandt, welches zur Unterstützung der Anstalt durch jährliche Beiträge aufforderte. Der, von dem Mitgliede des Vorstands, Landgerichtsrath Dr. Creizenach, verfasste Aufruf gibt eine kurze Erklärung des vom Museum erstrebten, wichtigsten Zieles, „systematische Veranschaulichung alles Materials zur Kenntniss der deutschen Urgeschichte, soweit es mit den Mitteln der abformenden Plastik möglich ist,“ und fügt hinzu, dass schon jetzt nirgends anderswo eine so unmittelbar instruktive und vollständige Uebersicht unserer nationalen Alterthümer zu gewinnen sei. Nach Würdigung der von dem Museum, auch in der Schätzung von Seiten des Auslandes, gewonnenen wissenschaftlichen Bedeutung heisst es: „Für unsere Stadt, welche dadurch zum Centralpunkt wissenschaftlicher Studien auf einem der anziehendsten Gebiete der Wissenschaft, für ganz Deutschland geworden ist, muss der Ausbau des Werkes von ganz besonderem, hervorragendem Interesse sein. Sie bewahrt in dem Museum aber auch eine Schöpfung, welche zunächst für unsere Jugend eine stets zugängliche Quelle der anregendsten Belehrung bietet, ganz dazu angethan, den Bildungstrieb, insbesondere den historischen Sinn, durch Anschauung der vollständigsten Illustration der Keime und des Fortgangs unseres Kulturlebens zu wecken und zu pflegen, wie sie sonst nirgendwo zu Gebot steht.“ . . Der Hinweis auf die kärglichen zum Ausbau des vaterstädtischen Werkes zu Gebot stehenden Mittel, schliesst mit der Bemerkung, dass der Gesammtbetrag aller Einnahmequellen des römisch-germanischen Centralmuseums seit fünfzehn Jahren, noch nicht einmal den Betrag der Einkünfte ähnlicher Anstalten, z. B. den des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, von einem Jahre erreicht.

Der Appell an die Bewohner von Mainz hatte das Ergebniss, dass die Beiträge der einheimischen Förderer im Laufe des nächsten Jahres von 339 fl auf die Summe von 1238 fl anwuchsen; ein schöner Erfolg, der durch das eifrige Zusammenwirken des Vorstands, wie sich die Kommission jetzt nannte, erreicht worden ist.

Das waren im Grossen und Ganzen die Mittel, welche dem römisch-germanischen Centralmuseum bei seiner Arbeit während des zweiten Jahrzehnts zur Verfügung standen. Aber wenn die Verhältnisse auch keineswegs gefestigt, das Einkommen kein sicheres war und die Noth oft genug aus allen Ecken sah, so war man doch jetzt voll Zuversicht. Das Gefühl, dass man zur Noth auch ohne Anschluss an ein grösseres Ganze den Weg zum Ziel fortsetzen könne, war mehr und mehr erstarkt und verlieh den Entschliessungen des Vorstands, als Direktor Essenwein, der erste Vorstand des germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg, im Jahre 1866/67 die Vorschläge zur Verbindung der beiden Anstalten erneuerte, die nöthige Ruhe und Ueberlegung. Man glaubte die Idee der Verschmelzung beider Anstalten an sich freudig begrüssen zu müssen, wie man auch 10 Jahre vorher sich keineswegs principiell ablehnend verhalten hatte, doch sollte die

ungestörte Weiterentwickelung des römisch-germanischen Museums in der seitherigen Weise, verbürgt sein. Man forderte, wie ehemals, als Grundlage eines abzuschliessenden Vertrags, das Verbleiben der Anstalt in Mainz, und ausserdem den Eintritt der Mitglieder des Vorstands in den Verwaltungsausschuss des germanischen Nationalmuseums.

Eine am 9. Mai 1867 in Mainz abgehaltene Besprechung des Vorstands mit Direktor Essenwein führte zu keinem abgeschlossenen Ergebniss. Man fasste zunächst ein Uebergangsstadium ins Auge, als dessen hauptsächlichstes Merkmal eine auf gemeinschaftliche Kosten in Mainz zu errichtende gemeinsame Werkstätte geplant war. — Dem Gefühl der Unzufriedenheit mit dem Ausgang der Besprechung in Mainz lieh Essenwein in einem Schreiben vom 2. Juni 1867 Ausdruck, in dem er, bei aller Bewunderung für die glänzenden Leistungen des römisch-germanischen Centralmuseums, betonte, dasselbe sei zu wenig umfangreich, um, wenn kein Anschluss an Nürnberg erfolge, eine nationale Anstalt werden zu können. Ein solches Museum müsse vor allem durch die Masse auch dem Laien imponiren. Das Volk wolle grosse, materiell grosse Anhaltspunkte, wenn es sie als nationales Einheitsband betrachten solle. Er stellte in Aussicht, die Sammlung werde mit Lindenschmit stehen und fallen, nach seinem Tode werde sie einen Annex des städtischen Museums bilden und dort verlassen sein, bevor sie auch nur einen kleinen Theil ihrer Aufgabe erfüllt habe. Zugleich kommt Essenwein auf den, schon von Aufsess ausgesprochenen Gedanken der Errichtung einer Konkurrenzanstalt zurück. Er schrieb: „Wir müssen uns nun für unser Antiquarium dieselbe Aufgabe stellen, welche Sie haben, oder wenigstens eine ganz ähnliche. Wir müssen also auch dieselben Mittel und Wege einschlagen, wie Sie und werden alsdann, wenn wir die Sache geschickt anfangen, vielleicht im Laufe von einigen Jahren, um ähnliches Geld, wie Sie es aufgewendet haben, auch ähnliche Resultate erzielen. Unser Antiquarium nimmt von Tag zu Tag zu, sodass wir nicht mehr in der Lage sind, die Sachen aufzustellen. Es muss nun einmal System in die Sache gebracht werden, und wenn ich dieses jetzt noch nicht vorgeschlagen habe, so geschah es blos desshalb nicht, weil wir vorher noch anderes in Ordnung zu bringen haben. In drei bis vier Jahren wird aber daran die Reihe kommen, und dann werde ich, wenn eine Einigung (mit dem römisch-germanischen Centralmuseum) nicht erfolgen sollte, mir von unserem Ausschuss die Mittel anweisen lassen müssen, für unsere Anstalt dasselbe zu thun, was dieselbe durch Verbindung mit dem römisch-germanischen Museum erlangt.“ Diese ziemlich deutliche Drohung wird kaum abgeschwächt durch die nachfolgende Bemerkung, dass von Seiten des Nürnberger Museums die Vereinigung lebhaft gewünscht werde, und der Verwaltungsausschuss sich im Herbst mit der Angelegenheit beschäftigen werde.

Die Antwort, welche Lindenschmit im Auftrage des von dem Schreiben wenig erbauten Vorstands gab, lautet im allgemeinen: „Vor allem beeile ich mich, Ihnen unsere vollste Zustimmung auszudrücken, wenn Sie sich veranlasst finden, die Berathung der Vereinigung beider Anstalten einstweilen zu vertagen. . . Mein Wunsch war immer weniger auf raschen Vollzug, als auf Gewinn einer beiderseitig befriedigenden Lösung gerichtet. . . Es handelt sich um die Auffindung einer ausgleichenden Art des Uebereinkommens, welche unser Institut in seiner wesentlich ergänzenden Richtung, für das Ihrige nutzbringend macht, und dem unsrigen dafür ebenfalls einen mehr als ideellen Vortheil

zuweist, welchen wir aus einer Vereinigung erwarten müssen, der wir jedenfalls einen Theil sowohl unserer Zeit und Thätigkeit, als auch unserer Unabhängigkeit zu opfern haben würden. Um sich über eine solche zu einigen, bedarf es einer allseitig richtigen, unbefangenen Anschauung der Verhältnisse und ich halte es deshalb für Pflicht, mich über einige Aeusserungen in Ihrem letzten Schreiben, in welchem ich diese nothwendigen Bedingungen einer Verständigung zu vermissen glaube, näher auszusprechen. Ich muss dabei vor allem einige Punkte hervorheben, welche für die Beurtheilung des Werthes und der Bedeutung der ja beiderseitig als wünschenswerth erkannten Verbindung von wesentlichem Gewicht sind." Lindenschmit wendet sich nun zunächst gegen die Ansicht Essenweins, dass das römisch-germanische Centralmuseum wohl voraussichtlich, nach dem Tode seines jetzigen Leiters, einen Annex des städtischen Museums bilden und verlassen sein werde etc. indem er darauf hinweist, dass, wenn bei den schwankenden Verhältnissen der Zeit allerdings Niemand vorhersehen könne, ob das Museum sich ungestört werde in gleicher Art fortentwickeln können, es doch ebenso zweifelhaft sei, ob durch den Anschluss an das germanische Museum die glückliche Wahl eines Nachfolgers, oder überhaupt eine energische „sachgemässe Fortführung der Arbeit gesichert sei; möglicherweise würde dasselbe dann ausserhalb aller fruchtgebenden Weiterbildung und sorgsamen Pflege gerathen, welche man für den Fall der Einverleibung in das Mainzer Museum voraussetze, und in welcher sich thatsächlich die antiquarische Abtheilung des germanischen Museums vierzehn Jahre lang befunden habe und noch befinde. „Wollten wir," heisst es weiter, „die Wahrscheinlichkeiten in Betracht ziehen, so sprächen dieselben eher dafür, dass ein kleineres, verhältnissmässig geringe Kosten forderndes Unternehmen mit scharf begrenztem, wissenschaftlichem Zweck, welches selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen seine Lebensfähigkeit erwiesen, eher die Wechsel der Zeit und selbst längere provisorische Zustände überdauern, immer wieder zu richtiger Leitung und zu endlichem Abschluss gelangen werde, als ein so weitläufig angelegtes, so bedeutende Mittel in Anspruch nehmendes Institut wie das germanische Nationalmuseum. Doch stellen wir die Zukunft den Fügungen der Vorsehung anheim. Wir werden unsere Pflicht erfüllt haben, wenn wir nach redlichstem Ermessen auf den jetzt vorliegenden Stand der Verhältnisse und Errungenschaften, unsere Maassnahmen und Berechnungen des künftig Erreichbaren begründen. Da aber wird es einer unbefangenen Prüfung alsbald klar werden, dass unsere Arbeiten und Leistungen ihre Aufgabe keineswegs etwa noch nicht zum geringen Theil erfüllt haben, sondern dass im Gegentheil unläugbar jetzt schon gerade das Schwierigste als erreicht zu betrachten ist. Wenigstens in Bezug auf die vorzugsweise wichtigen Grabalterthümer wird der Zuwachs von weiteren fünfthalb Tausend Nummern und selbst das Doppelte, zehnmal leichter zu gewinnen sein, als das erste Tausend derselben. Ebenso einleuchtend bleibt es, dass hier nicht die Zahl der Nummern an und für sich von massgebender Bedeutung ist, sondern ihre einsichtsvolle Auswahl und dass diese ihre Wahl denn doch einige besondere Kenntniss, ein lebenslanges Vertrautsein mit den fraglichen Objekten selbst, eine direkte Mitbetheiligung an der Specialforschung, kurz, manche Dinge voraussetzt, die nicht Jedermanns Sache, jedenfalls aber mindestens ebenso unerlässlich sind, als eine gute technische Ausführung der facsimilirten Gipsabgüsse.

Wenn wir die neuere Umwälzung unserer mittelalterlichen Kunstgeschichte noch so hoch anschlagen, so bleibt es doch gewiss, dass es eine gleich schwierige, vielleicht noch verwickeltere Aufgabe ist, in die vorgeschichtlichen Kulturverhältnisse Licht und Sicherheit zu bringen und die phantastischen Nebelgebilde zu beseitigen, mit welchen irrthümliche Vorstellungen aller Art nicht weniger als verkehrte Gelehrsamkeit, den grossen Raum der Vorgeschichte und selbst die ersten historischen Zeiten erfüllt haben. Und wenn die Lösung dieser Aufgabe nur darin bestehen kann, nicht nur das richtige Verfahren zu treffen, nach welchem in objektivster Weise die vorliegenden Thatsachen zu einem übersichtlichen Zusammenhang gelangen, sondern auch zugleich für diesen Zweck die lichtgebenden Momente und treffenden Belege aus der Masse der überall hin zerstreuten Denkmale herauszufinden, so darf in der That unsere Anstalt auf die Ergebnisse ihrer Arbeiten und die Anerkennung, welche dieselben in dem Kreise der Urtheilsfähigen gefunden, mit vollster Befriedigung zurückblicken. Dass aber diese Würdigung des vorwiegend wissenschaftlichen Charakters unserer Leistungen noch nicht eine so allgemeine geworden, wie dies nur das Ergebniss öffentlicher Besprechungen sein kann, war seither nur die Folge unserer Zurückhaltung und unseres Wunsches, erst noch dieses und jenes weiter zu fördern. Nichts wäre aber leichter, als die gewonnenen Resultate in das gebührende Licht zu setzen, namentlich jetzt, wo bereits für die wichtigsten Fragen so werthvolles Material überallher zusammen gebracht ist. Es bedürfte dazu kaum ein Prozent der Mühe und Mittel, welche für Reklamen das germanische Museum seit langen Jahren verwendete, und es wird auch geschehen müssen, sobald wir in eine ganz überflüssige und zwecklose Koncurrenz hineingenöthigt werden. Ich müsste es aber als ein beklagenswerthes Missverständniss bezeichnen, wenn Sie die wissenschaftliche Seite unserer Arbeiten, ihre wesentliche, alles bedingende Grundlage völlig ausser Acht lassend, wirklich zu der Ueberzeugung gelangt sein könnten, dass es nur eines gleichen Aufwandes an Geld und Zeit bedürfe, um auch gleiche Resultate wie die unsrigen zu erzielen. In diesem Falle würde ich, wie früher dem Herrn von Aufsess, welcher drohend auf die gleiche Aufgabe des germanischen Museums hinwies, auch Ihnen erwidern müssen: Wohlan, der Versuch steht Ihnen frei! — Wäre es sogar möglich, die subventionierenden Regierungen zu veranlassen, zweimal Geld für denselben Zweck zu bewilligen, und die überflüssige Wiederholung desselben Unternehmens bei Gelehrten und Patrioten zu rechtfertigen, so wird doch der alte Spruch: Si duo faciunt idem non est idem, ohne Zweifel sich auch hier und gewisslich nicht gerade zu unserem Nachtheil bewähren. In dieser Ueberzeugung und zugleich mit dem aufrichtigen Wunsche, dass der Ausführung einer naturgemässen, möglichst nahen Verbindung beider Anstalten nicht alle Aussicht entzogen werde, kann ich nur von jedem Gedanken an den Versuch einer parallelen Thätigkeit des germanischen Museums mit dem unsrigen ebenso nachdrücklich als treugemeint abmahnen. Dagegen glaube ich, dass gerade bei dem angezogenen Spruch anknüpfend, sich die einfachste und natürlichste Lösung der Frage Ihres Antiquariums gewinnen liesse." .... Lindenschmit schlägt vor, aus den geschenkweise dem germanischen Nationalmuseum überlassenen Funden, in ergänzender Verbindung mit wohlgewählten Abgüssen, eine instruktive Sammlung vorchristlicher Alterthümer herzustellen,

und weist darauf hin, dass dies vollkommen der Weise entsprechen würde, in welcher Essenwein die übrigen Abtheilungen des germanischen Museums zu einer lehrreichen Vollständigkeit auszubilden im Begriffe stehe, dass gar keine Veranlassung vorliege, gerade in Bezug auf die fernliegenden, vorchristlichen Alterthümer diese Grenze zu überschreiten und damit offenbar in den Bereich des römisch-germanischen Centralmuseums einzugreifen, welches auf diesem Gebiet eine weit umfassendere, ja erschöpfende Zusammenstellung des betreffenden Forschungsmaterials auszuführen habe. Die Hilfe des römisch-germanischen Museums bei Auswahl und Herstellung der nöthigen Abgüsse stellt Lindenschmit darauf bereitwilligst in Aussicht, und indem er auf den in Mainz besprochenen Plan der Errichtung gemeinsamer Werkstätten zurückkommt, schliesst er mit dem Ausdruck der Ueberzeugung, dass auf dieser sehr einfachen und sicheren, wenn auch schmalen Basis sich der innige Verkehr beider Anstalten bald in der Weise gestalten werde, dass alle nur in Unkenntniss der Verhältnisse wurzelnde Vorurtheile verschwinden und das Einigungswerk in seiner richtigen und möglichen Form sich dann von selbst bilden müsse.

Der Plan einer Vereinigung beider Anstalten verlief resultatlos; im Verlauf der kommenden Jahre wurde ein ernstlicher Versuch, die Verhandlungen wieder aufzunehmen, von keiner Seite mehr unternommen. Ich habe dem Austausch der Meinungen hier eingehendere Berücksichtigung gegönnt, weil die Ausführungen zur Kenntniss der Verhältnisse und Anschauungen nicht ohne Wichtigkeit sind.

Wenn übrigens Lindenschmit in dem oben wiedergegebenen Schreiben versichert, dass er mit Ruhe der Errichtung einer Parallelanstalt entgegensehe, so war dies in der That mehr als eine Redensart; Konkurrenz auf seinem eigensten Gebiete hatte das römisch-germanische Museum nicht mehr zu fürchten. Jetzt waren die Beziehungen der Anstalt, die durch die alljährlichen Reisen, die litterarische Thätigkeit und eine ausgebreitete Korrespondenz des Direktors genährt wurden, in unaufhaltsamem Wachsen begriffen, zugleich mit dem wissenschaftlichen Ansehen des Leiters, das die Stellung mehr festigte, als grosse Dotationen allein vermocht hätten. Das römisch-germanische Museum war schon in den sechziger Jahren ein geistiger Mittelpunkt der deutschen Alterthumsforschung, eine Stelle aufklärenden Rathes geworden. Es bleibt lebhaft zu bedauern, dass die zahllosen Briefe Lindenschmits, die damals eine Fülle von Belehrung, wissenschaftlichen Beobachtungen und Auskünften nach auswärts trugen, von denen viele kleinen Abhandlungen über augenblicklich brennende, wissenschaftliche Fragen glichen, nicht in Kopie erhalten sind. So bleibt nur aus einzelnen, zufällig erhaltenen Entwürfen und aus den Antworten der Empfänger zu erkennen, in welchem Maasse Lindenschmit durch freigebige Mittheilung der Ergebnisse seiner Forschung, auch abgesehen von seiner litterarischen Thätigkeit, befruchtend auf die heimische Alterthumskunde eingewirkt hat.

Die litterarische Thätigkeit wuchs im Lauf der sechziger Jahre bedeutend, trotz der theilweisen Beschäftigung des Direktors mit der Bemalung der Abgüsse, sie bildete hauptsächlich die Arbeit der Abende.

Vom Jahre 1866 ab entlasteten ihn zwei Mitglieder des Vorstandes, die Herren Dr. Creizenach und von Motz, als Sekretäre des Museums, indem sie die kleineren, rein geschäftlichen Schreibarbeiten zum Theil übernahmen.

Der I. Band des Werkes „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" war im Jahre 1862 mit dem 12. Heft abgeschlossen. Der Absatz des Werkes hatte sich, namentlich auch im Auslande, bedeutend gehoben und Lindenschmit konnte mit Recht in dem Vorwort zum II. Band hervorheben, dass der Versuch der Herausgabe verlässiger Abbildungen in der Weise eines, bis jetzt nicht vorhandenen Nachschlagewerkes, die vollste Zustimmung der Kenner und Freunde unserer Alterthümer gefunden habe. Die als zweckmässig erkannte Anlage des Werkes wurde im allgemeinen auch im zweiten Bande beibehalten, doch hat der Verfasser, in Folge der schon in seinen anderen Veröffentlichungen zum Ausdruck gebrachten Erkenntniss von der Unhaltbarkeit der Dreiperioden-Theilung jede Bezugnahme auf dieses System aufgegeben. Diese Aenderung rechtfertigte er durch den Hinweis auf die Thatsache, dass der Gebrauch der Erzgeräthe diesseits der Alpen niemals ein durchaus allgemeiner gewesen, und dass die primitiven Werkzeuge aus Stein, Knochen und hartem Holz selbst bei ausgedehnterem Gebrauch des Eisens nur allmählich verschwunden seien. Wenn ein sicherer Anhalt für die Altersbestimmung der Funde demnach nur noch in der eingehenden Betrachtung des Stils und Charakters der Arbeiten und durch die Gesammterscheinung des Gräberbaues gefunden werden konnte, so erschien es förderlicher, die hierfür Licht gebenden Punkte theils in erweiterten Erklärungen der Tafeln selbst, theils in erläuternden Beilagen über besonders wichtige, noch nicht erklärte oder besprochene Grabfunde anzugeben.

Was im Allgemeinen das vorgeführte wissenschaftliche Material betrifft, so erscheint dasselbe mannigfaltiger und in noch reicherem Wechsel als im I. Bande, und häufiger zur Illustrirung bestimmter, wissenschaftlicher Fragen ausgewählt. Die in dem II. Bande enthaltenen Aufsätze: „Etruskische Alterthümer des Rheinlandes", „Ueber einige diesseits der Alpen gefundene Erzgefässe als Zeugnisse altitalischen Handelsverkehrs nach dem Norden", „Etruskische Bildwerke diesseits der Alpen", „Grabhügel mit etruskischen Metallarbeiten", bringen Lindenschmits Ansicht über die Herkunft bestimmter, aus Grabhügeln erhobener Bronze- und Goldgeräthe, die damals noch ziemlich allgemein als römische Arbeiten bezeichnet wurden, zum Ausdruck. Er war es, der zuerst bestimmt auf die altitalische und etruskische Herkunft jener Bronzen hinwies, und daher mag sich die später namentlich von skandinavischen Forschern in Umlauf gebrachte Nachrede schreiben, Lindenschmit führe alle diesseits der Alpen gefundenen Bronzen aus vorrömischer Zeit auf etruskischen Import zurück. Wiederholt und entschieden hat er sich gegen diese Unterstellung verwahrt. Gerade er war weit von der leider so viel beliebten Verallgemeinerung bestimmter Beobachtungen und Ergebnisse entfernt. In der Vorrede zum III. Bande der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit", im Jahre 1871 sagt er im Verlauf einer längeren Auseinandersetzung in Bezug auf diese Unterschiebungen: „Nichts ist unbegründeter, als mir die Absicht beizulegen, alle Bronzen nordischen Fundortes auf etruskischen Ursprung zurückzuführen. Meiner wiederholt ausgesprochenen Ueberzeugung nach sind bei dem Import von Erzgeräthen nach der Mitte und nach dem Norden unseres Welttheils alle Kulturvölker des Mittelmeerbeckens betheiligt, je nach der Zeit, in welcher sie, der historischen Ueberlieferung gemäss, sich im Besitz einer bedeutenden Metallindustrie befanden, für die Erzeugnisse derselben zu dem Aufsuchen ergiebiger Verwerthung veranlasst wurden

und durch den ausgedehnten Handel zur See und zu Lande dieselbe zu gewinnen in der Lage waren. . . .“

Der II. Band des Werkes schloss gegen Ende der sechziger Jahre ab und der III. begann noch innerhalb des 2. Jahrzehnts der Anstalt. Im Allgemeinen hatte das Werk den objektiven Charakter bewahrt, der ihm von Anfang an aufgeprägt war, da der Verfasser seine entschiedene Stellungnahme zu bestimmten grossen Fragen, die Berichtigung irriger Ansichten, die Begründung neuer Beobachtungen, in besonderen, je nach Bedarf, den einzelnen Heften zugegebenen Beilagen bethätigte.

Eine freie Bahn, seine Anschauungen auszufechten, und namentlich die durch die nordische Alterthumsforschung gepflanzte Lehre von einer grossen, nordischen, der südlichen Entwickelung gleichwerthigen Kultur zu bekämpfen, erhielt Lindenschmit, als, von ihm und Professor Ecker in Freiburg angeregt, eine Reihe von Gelehrten, Naturforschern und Anthropologen sich im Jahre 1865 zur Begründung einer Zeitschrift, des Archivs für Anthropologie, vereinigten. Hofrath Professor Ecker in Freiburg, Professor Welcker in Halle und von Baer hatten die Einladungen zu einer gemeinschaftlich zu gründenden Zeitschrift und einer Zusammenkunft in Frankfurt a. M. ergehen lassen. Der Versammlung wohnten die Herren Professor Désor, Neuenburg, Professor Ecker, Freiburg, Direktor Lindenschmit, Mainz, Professor Lucae, Frankfurt a. M., Professor Schaffhausen, Bonn, Professor Vogt, Genf, Professor Welcker, Halle, Professor His, Basel, an. Nach Uebereinkunft sollte die Zeitschrift 1. Originalmittheilungen, 2. Referate bringen, wobei festgesetzt wurde, dass pathologisch-anatomische Fragen nur so weit Aufnahme zu finden hätten, als sie Interesse für die Anthropologie selbst zu bieten vermöchten. Als Redakteure der Zeitschrift wurden einstimmig die Herren Ecker und Lindenschmit ernannt, und zwar der erstgenannte für den naturwissenschaftlichen, der letztere für den archäologischen Theil. Die Zeitschrift erschien im Verlag von Friedrich Vieweg, Braunschweig. Der erste Band lag im Jahre 1866 fertig vor. Durch dieses Archiv wurde eine Lücke gefüllt in der Reihe der Arbeiten zur Aufhellung der Urgeschichte, indem auch den in den Gräbern bewahrten Körperresten der Landesbevölkerungen eingehendere Beachtung und fachmännische Beurtheilung zu Theil wurde.

Die Reihe der von Lindenschmit in dem „Archiv“ veröffentlichten Abhandlungen und Referate, meist polemischer Natur, enthalten einen Schatz von treffenden, vielfach heute erst recht giltigen Ausführungen und Anschauungen, wie er denn in den vielumstrittenen Fragen, welche damals zur Lösung standen, im grossen Ganzen Recht behalten hat. Das Bezeichnende an diesen Arbeiten ist der, bei gebührender Würdigung von Einzelheiten bewahrte grosse Gesichtspunkt, von dem aus er die Dinge betrachtete, der ein Verirren zwischen all den sich häufenden Mischungsverhältnissen und Uebergängen in den Grabfunden nicht zulässt. Bezeichnend ist ferner seine allem Schematismus abgeneigte Betrachtung.

Gegen Ende der sechziger Jahre begann sich Lindenschmit mit den Vorbereitungen zu der Bearbeitung eines Handbuchs der deutschen Alterthumskunde zu befassen, dessen erste Lieferung aber erst fast ein Jahrzehnt später erschien.

Was die Vermehrung der Sammlungen während des zweiten Dezenniums betrifft, so vollzog sie sich in engem Zusammenhang mit den Ergebnissen der Forschung und nament-

lich, wie schon seither, mit besonderer Rücksicht auf die von Lindenschmit studierten, wissenschaftlichen Fragen. Neben der Beschaffung der allgemeinen Grundlagen einer objektiven Forschung wurde auch, und sehr zum Vortheil der Sammlungen, der Vertheidigung und Stärkung bestimmter Anschauungen durch Ansammlung zahlreicher, markanter Belege Rechnung getragen. In diesem Zeitabschnitt fanden daher die Grabhügelfunde mit Importwaaren aus dem Süden und Südosten, unter welchen der berühmte Dürkheimer Dreifuss und die Funde von Waldalgesheim, Armsheim und Mettlach hervorragen, eingehende Berücksichtigung.

Reichen und wichtigen Zuwachs bildeten die grossen Typenreihen aus dem Grabfelde von Hallstatt und aus den gleichalterigen Necropolen Steiermarks, die dem k. k. Antikenkabinet in Wien und dem Landesmuseum in Graz zu verdanken waren. An diese österreichischen Funde schlossen sich die ebenfalls der Hallstattperiode angehörenden, durch ihre bunte, reichdekorirte Keramik ausgezeichneten, schwäbischen Grabhügelfunde an, die Graf Wilhelm von Württemberg zur Nachbildung überliess. Eine zweite, grosse Gruppe von Nachbildungen, fast ausschliesslich aus Eisenwaffen bestehend, übergab Kaiser Napoleon III. dem Museum als Geschenk, zum Dank für den Rath und die Förderung, welche das Mainzer Museum bei Begründung des gallo-römischen Museums in St. Germain geliehen hatte. Diese Nachbildungen der bei Alise St. Reine, dem gallischen Alesia, aufgefundenen gallischen Waffen waren Erstlingswerke des Präparators des genannten Museums, der in der Mainzer Anstalt eine Lehrzeit durchgemacht hatte; sie brachten willkommene Bereicherung der Gruppe von Eisenwaffen, die aus der Station La Tène am Neuenburger See stammend, der Sammlung bereits angehörten. Beide grosse Serien boten markante Mittelpunkte, um die sich das rasch zuströmende gleichartige Material kristallisirte. Den später nach dem Ort La Tène benannten Funden, namentlich den alten Typen dieses Formenkreises, widmete Lindenschmit schon damals seine besondere Aufmerksamkeit; sie fielen in der Masse der Hinterlassenschaft vorgeschichtlicher Kultur als eigenartige, seltsame Gebilde auf, und er versuchte eine Erklärung derselben, der er in der Beilage zu Heft 1 des III. Bandes Worte verlieh. Es heisst da: „Wenn irgendwo, so müssten diese letzteren (die Uebergänge und Zwischenstufen zwischen bestimmt stilisirten und trefflich ausgeführten Werken, welche griechischen Einfluss bekunden, und zwischen Arbeiten eines barbarischen, theilweise ganz primitiven Geschmacks) in Oberitalien und zwar in jenen alten tuskischen Städten des Pogebietes aufzufinden sein, welche seit dem V. bis IV. Jahrh. v. Chr. in der Ueberfluthung des Landes durch gallische Völker wie Inseln zurückgeblieben und in ihrer isolirten Lage mit ihrem industriellen Verkehr hauptsächlich auf die sie umgebenden, wilden Stämme angewiesen waren. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, dass dies Verhältniss auf die Art und den Stil ihrer gewerblichen Thätigkeit einen wesentlichen Einfluss übte, und dass der griechische Geschmack, wenn er hier überhaupt zu herrschendem Einfluss gelangt war, auch am leichtesten durch das eingeborene, barbarisirende Element mancherlei Zersetzung und Veränderung erfahren konnte; der Eintritt dieser Städte in nächste Verbindung mit der neuen Bevölkerung ist aber weiterhin für die vorliegende Frage von Wichtigkeit, da er nach zwei Seiten hin eine für uns beachtenswerthe Wirkung äussern musste. Eines Theils ist es ihre nunmehrige Stellung, zum Theil als Hauptorte der einzelnen gallischen

Stämme, wie Bononia, welche für die weite Verbreitung ihrer Fabrikate auch über die Alpen hinaus entschieden förderlich sein musste, andererseits erklärt sie in nächstliegender und zuverlässigster Weise die grossen Mengen von Gold- und Silbergeräthen im Besitz der italischen Gallier."

Die von Lindenschmit unter dem dargelegten Gesichtspunkte betrachteten Funde fanden, als vorläufig nicht genügend erklärte Erscheinungen, in gesonderten Behältern Aufstellung.

Ein Versuch durch Vermittelung des Cardinals Reisach Kunde über das Vorhandensein alter Eisenwaffen in den Museen Gregorianum und Kircherianum zu erhalten, blieb ohne Erfolg. Im allgemeinen aber mehrte sich das Entgegenkommen ausländischer Museen in überraschender Weise. Schon um die Mitte der sechziger Jahre war Lindenschmit in Folge des weithin gedrungenen Rufs der Anstalt in der Lage, den Sammlungen Fundmaterial aus dem Auslande zuzuführen. Ein grosser Theil der in den Sammlungen des römisch-germanischen Centralmuseums befindlichen Nachbildungen von Alterthümern aus England, Irland, Russland, Ungarn, Frankreich und der Schweiz stammen aus dieser Zeit.

Die noch bescheidene Sammlung der Waffenmodelle, d. h. der aus den Stoffen der Originale hergestellten Nachbildungen, wurde im Jahre 1868 durch einen Ballist, das Geschenk des Kaisers Napoleon III., und die in den Werkstätten des römisch-germanischen Centralmuseums hergestellten Rekonstruktionen verschiedener Arten des römischen Pilum vermehrt. Diese, mit Benutzung der Darstellungen des Pilum auf den Grabdenkmälern römischer Soldaten, mit Anlehnung an die aus der Erde gehobenen Fundstücke, und mit Berücksichtigung der Angaben der römischen Militärschriftsteller ausgeführten Rekonstruktionen wurden schon damals als Anschauungsmittel beim Unterricht in höheren Schulen vielfach verwendet. Eine Gruppe dieser und anderer Waffenmodelle wurde im Jahre 1871 im Auftrage des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm für den Prinzen Wilhelm, den jetzigen deutschen Kaiser, als Geburtstagsgeschenk bestellt.

Ausser Waffenmodellen wurden plastische Darstellungen von Grabbauten (Steinkammergrab), einer vorgeschichtlichen Salzsiederei, einer Pfahlbauhütte der betreffenden Abtheilung der Sammlung einverleibt.

Im Jahre 1867 war in Folge der zahlreichen Zugänge die Beschaffung neuer Schränke und dann die Neuaufstellung der ganzen Sammlung nothwendig geworden, die dritte Umordnung seit dem Bestehen der Anstalt. Die Anordnung des Materials erfolgte diesmal nach jener von Lindenschmit schon bei Beschreibung der Sammlung des Fürsten von Hohenzollern - Sigmaringen betonten Ansicht, die Betrachtung der Denkmale und Ueberlieferungen der ältesten, geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit unseres Vaterlandes sei am lehrreichsten in rückläufiger Weise durchzuführen, indem der Ausgang der Zusammenstellung von den spätzeitlichsten Erscheinungen aus genommen werde, bei welchen die Merkmale fremder Einwirkung zugleich mit der nationalen Anlage am erkennbarsten zu Tage treten.

Der auf dem Grundriss des Gebäudes (Seite 15) mit 3 bezeichnete Raum war also Saal I der Sammlung, er enthielt, nach einem Bericht aus dem Jahre 1868, zunächst die merowingischen Alterthümer: Waffen, Schmuck und Gefässe (VIII.—V. Jahrh. n. Chr.). Daran schlossen sich die römischen Waffen und Schmucksachen, sowie Geräthe des häuslichen Lebens und Handwerks an (V. Jahrh. n. Chr. bis I. Jahrh. v. Chr.). Darauf

folgten dann die Eisenwaffen und Schmuckgeräthe vom III. Jahrh. n. Chr. an bis zum I. Jahrh. v. Chr. und, am Ende des Saales, die Hinterlassenschaft aus Gräbern „der Periode vor den Kriegen mit den Römern“, vom Ende des II. bis zum V. Jahrh. v. Chr. Von hier aus gelangte man in den auf dem Grundriss mit Nr. 1 bezeichneten Raum. Er zeigte zunächst Waffen und Geräthe aus Erz bis zu den ältesten diesseits der Alpen gefundenen Formen. Ferner die zur Vergleichung mit denselben dienenden Waffen, Schmucksachen, Geräthe und Gefässe aus Erz und Thon, aus italischen und griechischen Fundplätzen. Den Abschluss bildeten die Waffen und Geräthe aus Stein, Knochen und Horn. In den Nischen des zweiten Saales hatten ausserdem die Modelle von Grabhügeln, Reihengräbern, und auf den Gesimsen der Pfeiler, Abgüsse antiker Sculpturen Platz gefunden. Eine bestimmte Bezeichnung für die später von der archäologischen Forschung mit den Namen zweier Fundstellen, Hallstatt und La Tène, belegten Kulturperioden findet sich in dem hier benutzten Bericht über die Ordnung der Sammlung so wenig als in den litterarischen Arbeiten Lindenschmits, obwohl er in diesen sowohl, als auch in der Sammlung die beiden Formenkreise natürlich als ganz verschiedene Erscheinungen behandelte.

Die genannten Bezeichnungen lehnte er in der Folge als unpassend und, nach seiner Anschauung, unwissenschaftlich ab.

Der Betrieb der Werkstätten konnte, da der Direktor, der Ersparniss halber, den grösseren Theil der Arbeit des Koloristen zu seinen übrigen Obliegenheiten übernommen hatte und mehrere Jahre hindurch ausführte, erweitert werden.

Der Zustand des Verfalls, in dem sich häufig die dem römisch-germanischen Museum zur Nachbildung übersandten Alterthümer, namentlich die Fundstücke aus Eisen befanden, erschwerte die Abformung in hohem Grade, ja er war oft geeignet, dieselbe geradezu unmöglich zu machen, wollte man nicht die Erhaltung der Objekte aufs Spiel setzen. Andere Fundstücke wieder liessen in ihrer Umhüllung von wucherndem Rost die ursprüngliche Form und die meist für die Bestimmung der Gegenstände so wichtige Verzierung kaum oder gar nicht erkennen und konnten so nur in sehr beschränktem Maasse ein Interesse für die Forschung bieten. Es erschien daher dringend nothwendig, Mittel und Wege zu finden, diese Alterthümer einerseits zu festigen und zu conserviren, andererseits von der sie einhüllenden Rostwucherung zu befreien um ihren ganzen Werth für die Wissenschaft und Kunst zur Geltung zu bringen. Die Anstellung eines geschickten Präparators musste zu diesem Zweck ins Auge gefasst werden, und erfolgte auch bald, indem ein vielseitig geübter Arbeiter, der seither zeitweise für die Sammlungen des Alterthumsvereins thätig gewesen war, in gleicher Weise auch für das römisch-germanische Centralmuseum verpflichtet wurde.

Welche segensreichen Folgen für eine lange Reihe grösserer und kleinerer Vereinssammlungen, Museen und Privatsammlungen des In- und Auslandes die im Laufe der Jahre vergrösserte Einrichtung zum Reinigen und Conserviren von Alterthümern hatte, ist allgemein im Kreise der Fachmänner bekannt, sie war um so zeitgemässer und wichtiger, als damals selbst an grossen Museen kaum die Möglichkeit vorhanden war, für die Erhaltung der Alterthümer auch nur das Nothwendigste zu thun. Damals erregte bald

die Entdeckung reicher Silbertauschirung und Plattirung auf den oft von kieselharten Rostschichten bedeckten merowingischen Gürtelbeschlägen und Fibeln, die eine ganze Reihe früher fast werthloser Rostklumpen zu hervorragenden Zeugnissen geschickter Kunstarbeit stempelten, Aufmerksamkeit. Der Nachweis einer Runenschrift, welche Lindenschmit auf der von Rost befreiten Rückseite der grossen Silberfibel von Nordendorf (Mus. Augsburg) entdeckte, fand bei der Versammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine und Archäologen zu Halberstadt im Jahre 1865, und jener der deutschen Philologen in Heidelberg, die grösste allseitige Schätzung und Theilnahme. Noch in demselben Jahre erfolgte die Entdeckung einer zweiten Runenschrift bei der Reinigung einer auf dem fränkischen Gräberfelde von Osthofen in Rheinhessen gefundenen Fibula, die im Museum des Alterthumsvereins in Mainz aufbewahrt ist. Als eine der bedeutendsten und wichtigsten Leistungen der Werkstätte in dieser Zeit muss die mühevolle Rekonstruktion des etruskischen Dreifusses und des zugehörigen grossen Erzgefässes aus einem Grabhügel bei Dürkheim an der Haardt bezeichnet werden, die in völlig trümmerhaftem Zustande der Anstalt übergeben worden waren. Auch die Wiederherstellung eines römischen, aus dem Kastell von Osterburken erhobenen Helms, im Besitz des Museums von Mannheim, erregte Aufsehen. Mit der Reinigung der Alterthümer und der Wiederherstellung der ursprünglichen Form ging das conservirende Verfahren Hand in Hand. Zahlreiche hochwichtige Funde konnten auf diese Weise der Wissenschaft dauernd erhalten bleiben. Die sachgemässe Fürsorge, welche das römisch-germanische Centralmuseum den auf diese Weise ihm anvertrauten alterthümlichen Funden zuwandte, diente naturgemäss auch dazu, den Kreis der die Anstalt durch Zusendung von Alterthümern unterstützenden Vereine und Museen zu erweitern, und brachte ihm das vermehrte Vertrauen der Staatsmuseen ein. So wurde das Museum in Kiel im Jahre 1868 durch das preussische Kultusministerium veranlasst, einen Theil seines Bestandes, vornehmlich seine Moorfunde, nach Mainz zum Zweck der Conservirung und selbstverständlich auch zur Nachbildung zu senden. Wiederholt sandten die Museen in Stuttgart, Wiesbaden, St. Germain Angestellte nach Mainz zum Studium des Reinigens und Präparirens der Alterthümer, und die französische Zeitschrift „Revue archéologique“ brachte einen eingehenden Artikel über das Verfahren des römisch-germanischen Centralmuseums bei Conservirung von Alterthümern und empfahl dasselbe aufs angelegentlichste als musterhaft.

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre begann man in den Werkstätten eingehende Versuche mit dem galvanoplastischen Verfahren, das man schon früher vorübergehend geübt hatte, anzustellen, und gelangte bald zu schönen Erfolgen. Das Verfahren fand hauptsächlich bei Nachbildung feiner Schmuckgeräthe Anwendung. Mit der Anstellung des Präparators, der sich zugleich als ein geschickter Arbeiter in Holz und Metall vielfach verwendbar erwies, konnte auch der Herstellung der mehrfach erwähnten Modelle von Waffen, durch die im nächsten Jahrzehnt die Ergebnisse der Studien Lindenschmits auf dem Gebiete der römischen und germanischen Waffenkunde in so anschaulicher Weise zum Ausdruck gebracht wurden, mehr Aufmerksamkeit als seither zugewendet werden.

Die vortreffliche Ausführung der kolorirten Nachbildungen hatte bei den Museen, auch des Auslandes, stets wachsende Anerkennung gefunden. Von dem Jahre 1864 an wurden umfangreiche Gruppen von Nachbildungen für das Musée royal d'antiquités et

d'armures in Brüssel, das Musée de St. Germain, die kaiserliche Universität in Moskau, die kaiserlichen Museen in Paris, das Museum in Amsterdam, das kgl. Museum in Kopenhagen, das britische Museum in London, und das South Kensington Museum hergestellt.

Die Sammlungen umfassten am Schlusse des Rechnungsjahres 1872, 5230 Gegenstände, was einen Zuwachs von 2430 Nummern gegenüber der Ziffer des I. Jahrzehnts bedeutet. Wenn diese Vermehrung etwas hinter jener des ersten Zeitabschnittes zurückblieb, so ist dies in der Hauptsache auf die mancherlei Störungen zurückzuführen, welche die Kriegsjahre brachten. Im Jahre 1866 waren die Räume des römisch-germanischen Centralmuseums fast ein halbes Jahr lang angefüllt mit den aus dem oberen Stockwerk des Gebäudes herabtransportirten Gemälden der städtischen Galerie, die man im Erdgeschoss vor den Gefahren einer Belagerung schützen wollte. Auch die Werkstätten des Museums waren dabei in Mitleidenschaft gezogen. Zudem stockten auch natürlicherweise Monate lang die Zusendungen von Alterthümern, eine Wirkung des Gefühls der Unsicherheit, die auch im Jahre 1870/71 zum Nachtheil der Vermehrung der Sammlungen sich sehr bemerkbar machte.

Da von Seiten einiger Mitglieder des Vorstands wiederholt darauf hingewiesen worden war, dass es nirgends mit der wünschenswerthen Klarheit ausgesprochen sei, wer sich als Eigenthümer des Museums zu betrachten habe, hatte man im Jahre 1869 beschlossen, die Statuten zu erneuern und das Recht einer juristischen Person für das Museum zu erwerben. Am 7. Juli 1870 wurden die neuen Bestimmungen genehmigt, die sich von den alten provisorischen Statuten in einigen Punkten wesentlich unterschieden und diese im allgemeinen erweiterten. Die wichtigsten Sätze lauten:

§ 2. Der Sitz der Anstalt soll in Mainz für alle Zeit verbleiben.

§ 3. Um ihre Aufgabe erfüllen zu können erhebt die Anstalt jährliche Beiträge und ausserordentliche Unterstützungen von Freunden der Sache, auch übernimmt sie gegen bestimmte Vergütung die Fertigung von Nachbildungen alterthümlicher Gegenstände zum Zweck des Studiums und Unterrichts für Privat- und für Lehranstalten.

§ 5. Die Verwaltung der Anstalt liegt in den Händen eines Vorstands von mindestens neun Mitgliedern, zwei Drittel der Mitglieder müssen in Mainz wohnen.

§ 7. Die wissenschaftliche und technische Leitung der Anstalt und die Herstellung der Sammlungen ist einem Archäologen als Direktor anvertraut etc.

§ 8. Die Neuwahl eines Direktors erfolgt durch den Vorstand mit möglichst vorzugsweiser Berücksichtigung der desfalls einzuholenden Ansicht des Centralaussehusses der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

§ 9. Der Direktor kann Mitglied des Vorstands sein.

§ 10. Der Vorstand erwählt aus seiner Mitte alljährlich einen Vorsitzenden, dem die Vertretung der Anstalt in allen, dem Direktor nicht vorbehaltenen Angelegenheiten zusteht, einen Sekretär und einen Kassierer.

§ 12. Die Entlastung des Vorstandes erfolgt durch Gutheissung des Rechnungsabschlusses nach vorheriger Prüfung durch eine von dem Gemeinderath der Stadt Mainz zu ernennende Revisions-Kommission, aus drei Gemeinderathsmitgliedern bestehend.

§ 14. Sollte durch irgend welche Ereignisse die Existenz der Anstalt aufhören, geht ihr gesammtes Anwesen in das Eigenthum der Stadt über.

Eine von der Versammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Erfurt ernannte Kommission, bestehend aus den Herren Hofrath Dr. Fickler von Mannheim, Archivrath Dr. Grotefend, Hannover, Bibliotheksekretär Dr. Schalk, Wiesbaden, Oberstudienrath Dr. Hassler, Ulm, Geheimer Reg.-Rath und Conservator von Quast, Berlin, hatte das Museum gleich nach seiner Neuaufstellung nach jeder Richtung hin, auch in Bezug auf seine finanziellen Verhältnisse, geprüft und über das Ergebniss der Prüfung in der Sitzung der Vereins-Delegierten in Regensburg im Jahre 1869 Bericht abgestattet. Der Bericht gab der höchsten Anerkennung sowohl hinsichtlich der wissenschaftlichen Leistung, als der technischen Arbeiten der Werkstätten Ausdruck, indem er in eingehender Weise die Uebersichtlichkeit, die Treue der Nachbildungen, Gegenstand und Zahl derselben, und praktischen Nutzen der Sammlungen behandelte. Er unterliess aber auch nicht seine Anerkennung, ja Bewunderung zu äussern, dass im Laufe von 17 Jahren so Grosses mit verhältnissmässig so geringen Mitteln geschaffen werden konnte.

Als das für die nächste Zukunft Wünschenswertheste wurde die möglichst baldige Ausbeutung einer Anzahl genau bezeichneter Sammlungen des In- und Auslandes zu den Zwecken des Museums, dann die Herstellung eines als Führer benutzbaren Katalogs und schliesslich die Sicherung möglichst tüchtiger Kräfte zur Ausführung der Arbeiten bezeichnet. Nach der Bemerkung, dass die in erster Reihe noch zu besuchenden Museen gerade die entferntesten seien, heisst es: „Die Sammlungen behufs der Auswahl von Nachbildungsgegenständen und des persönlichen Verkehrs mit den Museumsvorständen zu besuchen, erfordert ebenso wie die Untersuchung der im eigenen Forschungsgebiet etwa gemachten Entdeckungen jährliche Reisen des Vorstands. Und dafür ist, einschliesslich der Porti und der Verpackung, in 15 Jahren die fast unglaublich geringe Summe von 3092 Gulden, oder, im Jahresdurchschnitt, von 204 Gulden verausgabt worden. Dass hier eine Erhöhung der Position dem Museum zur Verfügung gestellt werden müsse, wird nach keiner Seite hin irgend einen Zweifel erregen. Noch mehr ist dies aber gegenüber dem an der Anstalt wirkenden Personal der Fall. Wohl wissen wir, dass das leitende Comité, welches in allen nicht rein wissenschaftlichen und technischen Angelegenheiten dem Vorsteher Dr. Lindenschmit zur Seite ist, in uneigennützigster Weise seine Mühewaltung ohne Entschädigung für die zum Opfer gebrachte Zeit und Arbeit der Anstalt widmet (wobei vorzüglich der Thätigkeit des Herrn Major von Motz ehrend zu gedenken ist) und es verdient dasselbe den wärmsten Dank der durch seine Bemühungen so wesentlich geförderten Wissenschaft. Anders ist das Verhältniss des, seit dem Austritt des verstorbenen Archivrath Habel, die wissenschaftliche und technische Leitung allein besorgenden Dr. Lindenschmit." — Der Bericht gewährt hier einen Ueberblick über die umfassende Thätigkeit des Direktors und fährt dann fort: „Für alle diese Bemühungen, für einen Gipsformer und Koloristen, für Material, für die durch Gewerbsleute in der Stadt ausgeführten Holz- und Metallarbeiten, für Aufsicht und Fremdenführung ist in der Zeit des Bestehens des Museums im Ganzen die Summe von 10 966 Gulden verausgabt worden, also eine jährliche Durchschnittssumme von 1331 Gulden, was um so unglaublicher erscheint, je unentbehrlicher und ausgezeichneter die Kraft ist, welche all diese Arbeiten hervorruft, leitet und ordnet. — Wenn wir ganz vorzüglich und dringend die Erhaltung einer so ausgezeichneten, ja fast unersetzlichen Leitungs- und Arbeitskraft be-

tonen, kommen wir wieder auf die Nothwendigkeit der Erhöhung der Dotation des römisch-germanischen Centralmuseums zurück. Dasselbe bezog in den ersten 15 Jahren seines Bestehens im ganzen die Summe von 30702, oder jährlich im Durchschnitt noch nicht ganz 2050 Gulden. Davon waren: a) von Monarchen (Oesterreich, Preussen, Sachsen, Hessen) 18298, b) von fürstlichen Personen 531, c) von Privaten 4744 und d) als Erlös aus dem Verkauf von Nachbildungen 7332 Gulden beziffert. Dass namentlich die Positionen a) und d) noch einer bedeutenden Erhöhung fähig sind, zeigt schon der oberflächliche Ueberblick. Würden vorerst nur weitere 1500 fl als sicherer Jahresbeitrag gewonnen, so würde sich ein Theil unserer Wünsche realisiren lassen." Die Berichterstatter stellten schliesslich an die Versammlung des deutschen Geschichts- und Alterthumsvereins den Antrag, „dieselbe möge

I. dem Comité des römisch-germanischen Centralmuseums und dessen litterarischen und technischen Vorstand Dr. Lindenschmit für die uneigennützige und erfolgreiche Mühewaltung den Dank der gegenwärtigen Vertreter der Alterthums- und Geschichtsvereine in wärmster und anerkennendster Weise kundgeben;

II. den Wunsch der Herausgabe eines, nach der im Museum mit so schönem Erfolg eingeführten Ordnung abgefassten Katalogs, der zugleich gegen mässigen Preis als Führer der Besucher dienen könne, aussprechen und

III. um die Vermehrung der Sammlungen rascher und ergiebiger zu machen und die ausgezeichnete Kraft des gegenwärtigen Direktors durch Besserstellung des Gehalts möglichst lange der Anstalt zu erhalten, alles aufbieten die Dotation der letzteren zu erhöhen und zu diesem Behufe a) an die Regenten, die bis jetzt keine oder nur geringe Beiträge geleistet, das Ansuchen um Gewährung oder Erhöhung derselben zu stellen; b) an die Fürsten und Private der deutschen Nation, etwa in Form eines öffentlichen Aufrufs, die dringende Bitte richten, dieser ausgezeichneten, nationalen Anstalt zur Kenntniss der deutschen Vergangenheit ihre Unterstützung nicht zu versagen."

Dieser Bericht gelangte, in Folge einer aus unbekannten Ursachen entstandenen Verzögerung, erst im Jahre 1871 zum Abdruck im Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, zu einer Zeit als sein Zweck, allerdings in anderer als der beabsichtigten Weise, der Erfüllung nahe war.

Die gewaltigen Ereignisse des Jahres 1870/71 hatten nicht nur die politischen Verhältnisse, sie hatten auch vieles Andere in Deutschland vollständig geändert und den Boden geschaffen, auf dem eine Anstalt die zur Aufhellung der Urgeschichte und Kulturentwickelung des deutschen Volkes aus vaterländischer Gesinnung heraus entsprossen war, ein gedeihliches Wachsthum und endliche, gründliche Pflege finden konnte. Im Frühling des Jahres 1871, nach der Proklamation des deutschen Kaiserreichs, begann bei dem Vorstand die Hoffnung auf eine günstige Wendung in dem Schicksal der Anstalt zu erwachen, doch erst am 16. August fand die Sitzung statt, in welcher beschlossen wurde, den Verwaltungsausschuss des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu ersuchen, eine Eingabe an den deutschen Reichstag um Bewilligung einer jährlichen Subvention von 3000 Thaler für das römisch-germanische Centralmuseum zu richten. Der Gesammtverein nahm sich der Sache mit Eifer an.

Unter den Freunden des Museums zeigten sich der Abgeordnete für Mainz im Reichstag, Domkapitular Dr. Moufang und Senator Römer in Hildesheim durch Rath und That

besonders hilfreich. In der Sitzung der Petitions-Kommission des Reichstags am 11. Nov. 1871 war dem Abgeordneten Dr. Wehrenpfennig die Berichterstattung zugetheilt, in welcher er, gestützt auf das von dem Gesammtverein zur Verfügung gestellte Material in kurzer, lichtvoller Weise die Ziele, Zwecke und die Verdienste der Anstalt darstellte. Nach Schilderung der Sachlage und unter Hinweis auf die Unterstützung von nunmehr 8000 Thaler, welche das Reich dem parallelen Nürnberger Museum gewährt hatte, beantragte der Referent, dass dem Hause empfohlen werden möge, die Petition dem Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen. Der Vertreter des Bundesrathes erklärte, das Reichskanzleramt habe bisher die Initiative in der Förderung des Mainzer Instituts der Grossherzogl. Hessischen Regierung überlassen, wenn jedoch ein befürwortendes Votum des Reichstages erfolge, so werde der Bundesrath die Angelegenheit einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen. Es wurden zwar einige Stimmen laut, welche die Gewährung solcher Unterstützungen als eine Lähmung der Thätigkeit der Einzelnen und Kommunen bezeichneten und betonten, die geringe Summe, welche zur Erreichung der Ziele des römisch-germanischen Museums gefordert wurde, könne ganz wohl durch die Kommune oder den Staat Hessen aufgebracht werden, doch wurde, trotz dieser und anderer kleinlichen Bedenken, der Antrag schliesslich mit 10 gegen 6 Stimmen angenommen: der Reichstag wolle beschliessen, die Petition dem Herrn Reichskanzler zur Berücksichtigung zu empfehlen.

Am 16. Nov. 1871 gelangte der Bericht über die Petition des Verwaltungsausschusses des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, dahinlautend, es möge der hohen Reichsversammlung gefallen, dem römisch-germanischen Centralmuseum in Mainz, zur Pflege seiner wissenschaftlichen Zwecke, einen jährlichen Zuschuss von 8000 Thaler aus Reichsmitteln zu bewilligen, zur Discussion. Es sprachen die Abgeordneten Freiherr von Hagke, Dr. Braun, Gera, und Dr. Reichensperger, Krefeld, in verständnissvoller und anerkennendster Weise über die Ziele und die schon errungenen Erfolge des Museums, die Petition befürwortend, und der Antrag der Petitions-Kommission wurde schliesslich unter Zustimmung fast des ganzen Hauses angenommen.

Am 29. Februar 1872 wurde dem Vorstand des römisch-germanischen Museums die offizielle Mittheilung, dass der Bundesrath am 28. beschlossen habe, dem römisch-germanischen Centralmuseum in Mainz aus Reichsmitteln einen jährlichen Zuschuss von 3000 Thaler zu gewähren, welcher am 8. Juli desselben Jahres zum ersten Male ausbezahlt werde. Die Abstattung eines jährlichen Rechenschaftsberichts an das Reichsamt des Innern wurde dem Vorstand zur Pflicht gemacht.

Was dem Archivrath Habel bei Begründung der Anstalt leicht und in naher Zukunft erreichbar schien, was er nach wenigen Jahren, von seinen allzu sanguinischen Hoffnungen getäuscht, als unerreichbar erachtete, das war jetzt nach zwanzigjährigem Kampf in zäher Ausdauer errungen, die Anerkennung des römisch-germanischen Centralmuseums als eine im Dienst der vaterländischen Forschung stehende nationale Anstalt und ihre Unterstützung von Seiten Gesammtdeutschlands. Wenn die Summe von 3000 Thaler auch als eine sehr bescheidene erscheint, so war doch schon die Thatsache der, durch ihre Bewilligung erfolgten Anerkennung, für die Anstalt gleichbedeutend mit dem sturmfreien Hafen, der ein Schiff nach langer Fahrt auf wildbewegter See aufnimmt.

Die Umgestaltung der finanziellen Verhältnisse des Museums äusserte ihre Wirkung zunächst in Bezug auf die inneren Verhältnisse. In der am 23. April 1872 abgehaltenen Sitzung des Vorstandes wurde den neuen Verhältnissen durch einige vorbereitende Schritte Rechnung getragen. Das Protokoll sagt: „Nachdem durch die Bewilligung einer jährlichen Subvention von 3000 Thaler aus Reichsmitteln seitens des Reichstags und Bundesrathes, sowie durch die Aufnahme dieses Postens in den Nachtragskredit der Reichsfinanzen für das Jahr 1872 der Zeitpunkt herannaht, in welchem, nach zwanzigjährigem Bestehen und einer langen Geschichte voll Mühsal und Opfermuth, voll Begeisterung und peinlichen Prüfungen jeder Art, das römisch-germanische Centralmuseum eine gesicherte Existenz, eine freiere, grössere Thätigkeit zu beginnen berufen scheint, tritt der Vorstand in Berathung über die künftige Gestaltung der Verhältnisse der Anstalt, ihres Vorstandes und der Verwaltung ihrer Mittel. Dass Herr Dr. Lindenschmit, dessen opfermuthige Ausdauer, wissenschaftlichem Ansehen, rastloser Thätigkeit die grosse und glänzende Sammlung, wie sie heute dasteht, ihre Existenz verdankt, in seiner Eigenschaft als Direktor in denselben Beziehungen zu dem Museum und dem Vorstande bleibt, wie bisher, ersehien selbstverständlich. Doch soll den Statuten gemäss ein Präsident des Vorstandes ernannt werden für den Vorsitz in Abwesenheit des Direktors, für Contrasignirung von Zahlungsanweisungen und den controllirenden Behörden gegenüber. Es wird hierzu von dem Vorstand Herr Dr. Wenzel einstimmig gewählt.“ Ferner wurde bestimmt: An Stelle der Remuneration des Direktors solle für die Zukunft ein fester Gehalt treten im Hinblick auf die Leistungen, die mit den grösseren Mitteln der Anstalt naturgemäss an Umfang zunehmen würden. Eine, bei den früheren Bewilligungen der den Mitteln der Anstalt angemessenen, geringen Remuneration des Direktors, in Aussicht genommene Vergütung für die mühe- und sorgenvolle Vergangenheit, bleibe auch heute noeh der Zukunft vorbehalten. Mit anerkennender Dankbarkeit gedachte dann der Vorstand der Dienste des Herrn von Motz, der die so lange versehene Stelle eines Rechners der Anstalt in Folge seiner, durch Gesundheitsrücksichten bedingten öfteren Abwesenheit von Mainz niederlegte, aber die dringend nothwendig gewordene Weiterführung des grossen Inventars übernahm. Für diese Arbeit wurde eine entsprechende Remuneration bewilligt. Die rechnerischen Arbeiten übernahm auf dringendes Ersuchen des Vorstands Herr Wilhelm Preetorius trotz seiner Ueberlastung mit privater und öffentlicher Thätigkeit, unterstützt, so weit wie möglich, durch einen jungen Kassenbeamten, dem eine Remuneration zuerkannt wurde. Zur Beaufsichtigung der Arbeiten erklärte sich Heinrich Lindenschmit, Reallehrer, der Neffe des Direktors, der gleichzeitig dem Vorstand beitrat, bereit. Herr Obergerichtsrath Dr. Creizenach übernahm auch für die Zukunft das Amt des Sekretärs in geschäftlichen Angelegenheiten.

Eine andere und grössere Aenderung bezüglich der Verhältnisse der Vorstandschaft wurde veranlasst durch einen Antrag des im September 1872 in Darmstadt tagenden Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. Es wurde von dieser Seite angeregt, den Mitgliedern des Ortsausschusses einen Ausschuss auswärtiger Gelehrten anzugliedern. Der Vorschlag fand, da seine Ausführung eine Bürgschaft bot für die fortdauernd zweckmässige Leitung der Anstalt, allseitige Billigung und Annahme, erforderte aber eine abermalige Aenderung der Statuten. Am 23. Aug. 1873 wurden die neuen Satzungen von Seiner Kgl. Hoheit dem Grossherzog genehmigt. Der § 5 lautet:

„Die Verwaltung der Anstalt liegt in den Händen eines aus mindestens 18 Mitgliedern bestehenden Vorstandes, von welchen mindestens neun in Mainz wohnhaft und mindestens neun auswärtige, deutsche Fachgelehrte sein müssen.“

Nach Konstituirung dieses Ausschusses setzte sich der Vorstand wie folgt zusammen :

a) Mitglieder des Orts-Ausschusses: Dr. Carl Wenzel, Vorsitzender, Dr. Lindenschmit, Direktor des Museums, Obergerichtsrath Dr. Creizenach, Sekretär, Wilhelm Preetorius, Rechner, Reallehrer Heinrich Lindenschmit, Major a. D. von Motz, Gymnasiallehrer Dr. L. Noirée, Architekt Carl Roos, Dr. Alexis Du Mont, Advocat-Anwalt und Landtagsabgeordneter, Buchhändler Victor von Zabern.

b) Mitglieder des Ausschusses auswärtiger Gelehrter: Oberst z. D. v. Cohausen, Wiesbaden, Geheimer Archivrat Dr. Grotefend, Hannover, Museumsdirektor R. Hofmann, Darmstadt, Hofrath Prof. Köchly, Heidelberg, Geheimer Reg.-Rath von Ledebur, Berlin, Studienrath J. Müller, Hannover, Finanzrath von Paulus, Stuttgart, Geh. Reg.-Rath von Quast, Berlin, Geh. Rath Professor von Schaaffhausen, Bonn.

Die Aufgaben, die bei Begründung der Anstalt gestellt worden, waren zwar nicht gelöst und konnten es nicht sein, doch waren sie rüstig gefördert. Als Erfolg seiner zwanzigjährigen Arbeit durfte es das Museum betrachten, dass die deutsche Alterthumsforschung von den durch mangelhaften Ueberblick bedingten, kleinlichen Anschauungen mehr und mehr sich abwendete, dass der Grund zur vergleichenden Formenforschung in der deutschen Archäologie gelegt war.

Die wichtigsten Ergebnisse der aufklärenden, wissenschaftlichen Thätigkeit des Museums, hier noch einmal zusammengefasst, sind:

I. Die Feststellung der aus den Reihengräber-Friedhöfen Süd- und Westdeutschlands, der Schweiz und Frankreichs erhobenen Alterthümer als Hinterlassenschaft germanischer Stämme, der Franken, Alamannen, Bajuwaren und anderer, und damit die Kennzeichnung der noch zwanzig Jahre vorher als dunkel und barbarisch verschrieenen merowingischen Zeit als eine durch die Entwickelung eines germanischen Stils in der Metallarbeit so lehrreiche wie anziehende Kulturperiode, deren Kenntniss eine Lücke in der Reihe der Kulturbilder Deutschlands schloss.

II. Die Unterscheidung der römischen Provinzialkultur von der italischen und die bestimmte Bezeichnung der gemeinsamen Merkmale beider.

III. Der mit Erfolg begonnene Nachweis einer uralten Einwirkung der Kultur des Südens und Südostens auf das ganze, dem Verkehr zugängliche Gebiet diesseits der Alpen, den das römisch-germanische Centralmuseum zuerst und in nachdrücklichster Weise, gegenüber fest eingewurzelten, vom Ausland übernommenen Vorurtheilen, führte.

IV. Gewissermassen als ein Nebenergebniss des Studiums der römischen Alterthümer, die Erhellung eines, bis dahin völlig dunkelen Gebietes, die Feststellung der Form römischer Waffen und Kriegsgeräthe. Die sorgfältige Prüfung der aufgefundenen Waffenreste und ihr Vergleich mit den auf Grabdenkmälern römischer Soldaten befindlichen Abbildungen führte zur Richtigstellung der früher als massgebend erachteten, aus stilisirten Kunstdenkmälern entnommenen Formen und ermöglichte die Herstellung einer Reihe von Modellen römischer Waffen, die zur Vermittelung klarer Anschauung bald beim Unterricht

in höheren Lehranstalten allgemeine Anerkennung fanden. Die Tafel II zeigt als Ergebniss der in dieser Richtung gemachten Studien das Standbild eines römischen Legionärs in voller Rüstung, dem sich später, zugleich mit der Ausführung von Modellen fränkisch-alamannischer Waffen, die auf Seite 25 abgebildete Statue eines fränkischen Kriegers gesellte.

So war denn die Schöpfung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine nicht wie dessen gleichzeitige Unternehmungen, die Erforschung des römischen Limes und andere, in Protokollen stecken geblieben und unter Papieren begraben, sie war vielmehr in allen Nöthen lebendig geblieben, erstarkt und konnte jetzt in gesicherter Lage einem rascheren Entwicklungsgange entgegensehen.

An dem Wendepunkt, wo die günstig veränderten Verhältnisse eine wenn auch nicht wesentlich verschiedene, doch umfassendere und noch mehr vertiefte Thätigkeit der Anstalt herbeiführen mussten, möge die Schilderung der Schicksale des römisch-germanischen Centralmuseums hier ihren Abschluss finden.

Die mangelhafte Kenntniss, welche selbst die dem Museum näherstehenden Kreise von seiner Vorgeschichte und seinem harten Entwickelungsgang haben, wird es gerechtfertigt erscheinen lassen, dass der in dieser Schrift zu Gebot stehende, beschränkte Raum nicht zu einer Darstellung der Geschichte des Museums bis zur neuesten Zeit, die unter allen Umständen nur in flüchtigen Zügen erfolgen konnte, sondern zur Schilderung einer verhältnissmässig kurzen, aber der wichtigsten Zeit im Leben der Anstalt benutzt wurde.

Wenn in die Erzählung die ausführliche Wiedergabe von Schriftstücken öfters eingeflochten wurde, manche Aeusserungen und kleinere Vorkommnisse Berücksichtigung fanden, die vielleicht auf den ersten Blick entbehrlich erscheinen, so ist dies auf die Erwägung zurückzuführen, dass gerade in den ersten Anfängen eines Unternehmens sich die treibenden Kräfte und ihr Charakter am besten und klarsten zu offenbaren pflegen, und da, wo die Grundlagen der künftigen Gestaltung einer so weit aussehenden Schöpfung unter so schwierigen Umständen geschaffen werden, auch kleinere Begebenheiten von Bedeutung sind. Eine möglichst eingehende Schilderung der widrigen Verhältnisse, unter welchen die Saat erfolgte, erschien nothwendig zum Verständniss und zur Beurtheilung der Ernte, welche die kommenden Jahrzehnte brachten, um so nothwendiger, als nur sie eine gerechte Würdigung des römisch-germanischen Centralmuseums bei einem Vergleich seiner Leistung mit jener des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg und des nach dem Muster der Mainzer Anstalt geschaffenen gallo-römischen Museum in St. Germain en Laye ermöglicht. In dieser Hinsicht bleibt es sogar zu bedauern, dass sichere Nachrichten aus der ersten Zeit des Museums doch nur in verhältnissmässig spärlicher Zahl mitgetheilt werden konnten; das römisch-germanische Centralmuseum besass eben keine wohlbestallten Sekretäre, Archivbeamte und Assistenten, die jeden Vorgang und alle Korrespondenzen genau registrirten und aufbewahrten.

Die wenigen erhaltenen Dokumente sind indess auch noch in anderer als der angedeuteten Beziehung werthvoll als lehrreiche und anschauliche Beiträge zur Beleuchtung der Schicksale idealer Bestrebungen in Deutschland in früherer Zeit und zur Kenntniss des Charakters der Zeit um Mitte des 19. Jahrhundert, die von den heutigen Menschen nur zu oft ungerecht beurtheilt, im Banne kleinlichen, engen Philisterthums stehend gedacht wird.

Verzeichniss der hauptsächlichsten Veröffentlichungen Ludwig Lindenschmits

1848. Das germanische Todtenlager bei Selzen in der Provinz Rheinhessen.
1851. Ueber eine besondere Gattung von Gewandnadeln aus deutschen Gräbern des V. und VI. Jahrh. Abbildungen Mainzer Alterthümer. III. Heft.
1858. Erstes Heft des Werkes „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“.
1862. Erster Band des Werkes „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ abgeschlossen. — Vaterländische Alterthümer der Fürstlich Hohenzollernschen Sammlung in Sigmaringen.
1866. Die deutsche Alterthumsforschung. — Ueber die neueste Pfahlbautenlitteratur. Archiv für Anthropologie, I. Band. — Der Erzschild. III. Band der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rhein. Geschichte und Alterthümer.
1867. Referate über: Rebour, Decouverte d'une fonderie celtique (âge du Bronze). Moritz Wagner, Ueber das Vorkommen von Pfahlbauten in Bayern, nebst einigen Bemerkungen hinsichtlich des Zweckes und Alters der vorhistorischen Seeansiedelungen. M. Wanner, Das alamannische Todtenfeld bei Schleitheim und die dortige römische Niederlassung. — Archiv für Anthropologie, II. Band.
1868. Das Gräberfeld am Hinkelstein bei Monsheim, einer der ältesten Friedhöfe des Rheinlandes. — Schlußbemerkung zu „Kultur der Bronzezeit“ von Dr. F. Wibel. Archiv für Anthropologie, III. Band.
1869. Zweiter Band des Werkes „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ abgeschlossen. — Bemerkungen zu den antiquarischen Untersuchungen von Dr. von Maak. Archiv für Anthropologie, IV. Band.
1872. Zur Kulturgeschichte der Vorzeit. Globus XXII, No. 4 u. ff. — Bemerkungen über die Fundgegenstände in röm. Gebäuden zu Windischgarsten bei Spital am Pyrhn. XXXI. Bericht über das Museum Franzisco-Carolinum, Linz.
1875. Zur Beurtheilung der alten Bronzefunde diesseits der Alpen und der Annahme einer nordischen Bronzekultur. Archiv für Anthropologie, VII. Band.
1876. Entgegnung auf die Bemerkung des Herrn Sophus Müller zu meiner „Beurtheilung der nordischen Bronzekultur und des Dreiperiodensystems“. — Ueber die Thierzeichnungen auf den Knochen der Thayinger Höhle. Archiv für Anthropologie, IX. Band.
1878. Schlußbemerkung zu den vorstehenden Erörterungen der Bronzefrage. Archiv für Anthropologie, X. Band.
1880. Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Uebersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. Erster Theil, Die Alterthümer der merovingischen Zeit. I. Lieferung.
1881. Dritter Band des Werkes „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ abgeschlossen.
1882. Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres während der Kaiserzeit.
1883—1885. Heft 1 und 2 des IV. Bandes der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“.
1886. Handbuch der deutschen Alterthumskunde etc. II. Lieferung.
1887—1889. Die Hefte 3, 4 und 5 des IV. Bandes der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“.
1889. Handbuch der deutschen Alterthumskunde etc. III. Lieferung. Schluß des I. Theils.
1890—1892. Die Hefte 6, 7, 8 des IV. Bandes der „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“.

DER EINFLUSS DER RÖMISCHEN HERRSCHAFT AUF DIE DEUTSCHE EISEN-INDUSTRIE

VON DR. LUDWIG BECK

Bei einem Rückblick auf die Fortschritte der Alterthumskunde in den letzten fünfzig Jahren seit der Gründung des Römisch-Germanischen Central-Museums darf die Eisenfrage nicht unbeachtet bleiben, denn sie hat erst in diesem Zeitraum die gebührende Würdigung und Bedeutung erlangt. Vordem wurde das Eisen von Sammlern und Forschern als Stiefkind behandelt. Die unansehnlichen, verrosteten Eisenfunde, die sich schlecht erhalten ließen und oft an der Luft gänzlich zerfielen, reizten das Interesse der Sammler, denen es doch zumeist auf eine Schaustellung zu thun war, wenig, und die Alterthumsforscher begnügten sich mit den sehr unzulänglichen Mittheilungen der römischen und griechischen Schriftsteller. Seitdem hat sich dies wesentlich geändert.

Der archäologischen Forschung gebührt das Verdienst helleres Licht in das Dunkel, welches die Frage des Alters und der Bedeutung des Eisens umgab, gebracht zu haben und das Römisch-Germanische Central-Museum hat auch auf diesem Gebiete erfolgreich mitgearbeitet.

Gelöst ist die Eisenfrage freilich noch nicht und es wird auch noch viele Zeit und Arbeit erforderlich sein, um dieses Ziel zu erreichen.

Wenn nun in den folgenden Blättern ein beschränktes, unserm Museum aber besonders naheliegendes Gebiet dieser Frage: der Einfluß der römischen Herrschaft in Deutschland auf dessen Eisenindustrie, einer eingehenderen Betrachtung unterzogen werden soll, so kann dies doch nur wenig mehr als ein Versuch und eine Anregung sein.

Vor 50 Jahren dachte man noch kaum an eine vorrömische Eisenindustrie in Deutschland; die römische Herrschaft galt als äußerste zeitliche Grenze. Wurden römische Scherben oder römische Münzen in Verbindung mit Eisenerzen oder Eisenschlacken gefunden, so sagte man: die dortige Eisenindustrie ging bis in die Zeit der Römer zurück, oder: diese Eisenwerke wurden bereits von den Römern gegründet. Daß diese Anlagen vorrömisch sein könnten, daß sie von den Römern übernommen und fortgesetzt, oder daß die römischen Funde durch den Handelsverkehr dorthin gelangt sein könnten, blieb außer Betracht. Heute dagegen glaubt wohl niemand mehr daran, daß die Germanen die Gewinnung und Bereitung, den Gebrauch und die Verarbeitung des Eisens von den Römern gelernt hätten. Zahlreiche Funde aus der sogenannten Hallstatt- und der älteren La-Tène-Zeit beweisen, daß die Deutschen lange vor der römischen Occupation das Eisen kannten und verwendeten.

Allerdings scheint ja die Kenntnis der Metalle und damit das Metallzeitalter bei den Germanen später begonnen zu haben, als bei den südeuropäischen und den orientalischen Völkern; doch wurde ihnen diese Kenntniß, lange bevor Roms Weltherrschaft deutsche Grenzen überschritt, bereits durch den Handel übermittelt. Die Haupthandelswege folgten auch in Deutschland den großen Strömen, besonders dem Rhein und der Donau. Der Rhein brachte die Waaren aus Südfrankreich, Italien und den übrigen Mittelmeerländern, die Donau die der Länder des Schwarzen, des Aegäischen Meeres und des ferneren Orients.

Auf welchem Wege und woher die schönen Hallstattschwerter mit den schilfblattförmigen Stahlklingen nach Deutschland gekommen sind, ist noch unaufgeklärt. Sie finden sich, wenn auch vereinzelt, doch in weiter Verbreitung in Deutschland. Die Griffe aus Elfenbein und der eigenartige Bronzeschmuck lassen vermuthen, daß sie kein inländisches Erzeugniß waren, sondern als Importwaaren in unser Land kamen.[1]

Die Zeit ihres ersten Auftretens ist geringstens auf fünfhundert Jahre vor der Eroberung des deutschen Rheingebietes durch die Römer anzunehmen.

Auf die Hallstattzeit folgte die sogenannte La-Tènezeit, die mindestens vier Jahrhunderte vor Christus begann. Die Schwerter dieser Periode haben andere, aber ebenfalls durchaus charakteristische

Formen und finden ſich in Süd- und Weſtdeutſchland noch häufiger als die Hallſtattſchwerter. Wie bei dieſen weiſt die Gleichmäßigkeit und Exaktheit der Ausführung auf ihre Herſtellung in Fabriken, deren Heimath aber noch zweifelhaft iſt, hin. Wenn nun dieſe kunſtvollen Waffen, die ſchon eine ſehr fortgeſchrittene Technik vorausſetzen, wohl kaum inländiſche Erzeugniſſe waren, ſo iſt daraus doch durchaus nicht zu ſchließen, daß es damals noch keine Eiſeninduſtrie in Deutſchland gegeben habe. Funde aus der Hallſtatt- und La-Tènezeit in Verbindung mit Eiſenerzen, Eiſenſchlacken und Eiſengeräthen im Rheingebiet beweiſen vielmehr das Gegentheil. Hierfür nur einige Beiſpiele.

In der von W. Soldan[2] 1899 entdeckten und ſeitdem ausgegrabenen ausgedehnten Niederlaſſung aus der Hallſtattzeit bei Neuhäuſel im Weſterwald ſind Gegenſtände von Eiſen gefunden worden.

R. Bodewig[3] hat neuerdings im Fehrbachthal bei Vallendar, etwa eine Stunde von Neuhäuſel entfernt, die Reſte alter Eiſengruben und Schlackenhalden gefunden und unterſucht. In den Halden der Schlacken, von welchen eine Probe 41.11 Prozent Eiſengehalt ergab, fanden ſich Stückchen von metalliſchem Eiſen. Solche Reſte alter Eiſenſchmelzſtätten fanden ſich auf der Oſtſeite des Krautſeifens, eines Seitenthälchens des Fehrbaches und in einem weſtlich davon gelegenen Thälchen im Diſtrict Eſelsborn. Sie beweiſen eine längere Zeit hier fortgeſetzte Eiſendarſtellung. In unmittelbarer Nähe entdeckte man Hallſtattanſiedlungen, ähnlich denen bei Neuhäuſel, und La-Tène-Scherben.

Von beſonderer Wichtigkeit für das ſüdlichere mittelrheiniſche Gebiet ſcheint die Eiſengewinnung in und um Eiſenberg am nordöſtlichen Abhang des Haardtgebirges, über die Dr. C. Mehlis zuerſt ausführlich berichtet hat,[4] geweſen zu ſein. Zahlreiche Eiſenſchlackenhalden geben Zeugniß von ſehr altem und umfangreichem Schmelzbetrieb. Die älteſten, die vorrömiſch ſind und der La-Tènezeit angehören, aber bis in die Hallſtattzeit, die dort ebenfalls durch eine Reihe von Grabhügel nachgewieſen iſt, hinaufreichen dürften, liegen ſüdweſtlich von Eiſenberg in den Forſten des Stumpfwaldes bei Ramſen. Der Eisbach, an dem dieſe und die in römiſcher Zeit noch wichtigeren Eiſenſchmelzen bei Eiſenberg lagen, fließt nahe bei Worms in den Rhein. Das fragliche Gebiet liegt auf der linken Rheinſeite, gehörte aber zu Obergermanien und war lange vor der römiſchen Invaſion in deutſchem Beſitz und zwar in dem der Vangionen, deren Hauptſtadt Borbetomagus (Worms) war.

Uralte Eiſengewinnung beſtand ferner im Breisgau. Bei Kandern (Chandro) ſcheint ſchon in vorrömiſcher Zeit Eiſen gewonnen worden zu ſein.[5] Am Oberrhein auf der Strecke von Baſel bis Waldshut finden ſich viele Spuren uralter Eiſenbergwerke. Die bekannten prähiſtoriſchen Eiſenſchmelzen des Jura liegen zwar außerhalb unſres Gebietes, aber doch nicht weit davon entfernt.

Dieſe Beiſpiele dürften genügen, um zu zeigen, daß die Bewohner des Rheingebietes ſchon vor dem Einbruch der Römer die Gewinnung, Bereitung und Verarbeitung des Eiſens kannten.

Um den Einfluß der römiſchen Herrſchaft auf die deutſche Eiſeninduſtrie kennen zu lernen, wird es nöthig ſein, die Frage zu theilen und erſtens Gewinnung und Bereitung, zweitens Bearbeitung und Verwendung des Eiſens für ſich zu betrachten.

Die Gewinnung und Bereitung des Eiſens beſtand in der Beſchaffung der Erze und in dem Ausſchmelzen derſelben. Beides geſchah in der einfachſten Weiſe. Die Eiſenerze, die ja viel verbreiteter ſind als die der übrigen Metalle, wurden nicht durch koſtſpieligen Bergbau gewonnen, ſondern in der Regel geleſen oder gegraben. Dieſe Art der Gewinnung war frei und unbeſchränkt. Das Ausſchmelzen geſchah in ganz einfachen Herdöfen, die überall und ohne beſondere Hilfsmittel errichtet werden konnten, mit Holzkohlen und künſtlichem Wind, der mittels einfacher Blaſebälge erzeugt wurde. Dieſe primitive Art der Eiſenbereitung iſt heute noch bei den Naturvölkern Afrikas und Aſiens in Anwendung, ebenſo wie ſie ſich bereits in den Wandmalereien alter Grabkammern Aegyptens abgebildet findet.

Wo Eiſenerzlager oder Gänge an Abhängen zu Tage ausſtreichen, löſen ſich infolge der fortſchreitenden Verwitterung und Auswaſchung des Gebirges Stücke ab, die durch ihr Schwergewicht und die allgemeine Bodenbewegung langſam der Thalſohle zugeführt werden. Solche Eiſenſteine können am Abhang auf dem Felde oder im Thal aus dem Bach aufgeleſen werden.

In dieſer Weiſe wurde beiſpielsweiſe im Siegerland noch im achtzehnten Jahrhundert Eiſenerz unter dem Namen „Molterſtein“ geſammelt. Ferner wurde an den Ausgehenden der Lager und Gänge das Erz einfach gegraben, alſo durch Tagebau gewonnen, was die alten Pingen, die man an ſolchen Stellen findet, beweiſen.

Zum Ausſchmelzen der angeſammelten Erze errichtete man eine Schmelzſtätte einfachſter Art. Der eigentliche Schmelzraum von tiegelförmiger Geſtalt wurde mit feuerfeſtem Lehm ausgekleidet und mit ein oder zwei Oeffnungen zur Einführung des Gebläſewindes verſehen. Zur Sicherung der Stabilität wurde er ringsum mit einer Steinſetzung oder einer Trockenmauer umgeben. Das Innere derſelben wurde an Boden und Wänden mit beliebigem trockenem Material wie Stein- und Ziegelbrocken, Schlacken und Lehm ſoweit ausgefüllt, bis der eigentliche Schmelzherd oder Tiegel aus Lehm, dem man zuweilen durch ein Holzflechtwerk beſſeren Halt gab, eingebaut werden konnte. Die Innenſeite wurde dann noch ſorgfältig mit feuerfeſtem Lehm, dem man Holzkohlenſtaub beimiſchte, ausgeſtrichen und feſtgeſchlagen. So war die Bauart der Herdöfen, die man als Rennherde oder Luppenfeuer bezeichnete. Es war die verbreitetſte Form der Eiſenſchmelzöfen des Alterthums, nicht nur in Deutſchland, ſondern allerwärts. — Zuweilen benutzte man aber auch Vortheile, die das Terrain bot. Hatte man z. B. eine feſte, trockene Lehmwand mit ſteilem Gehänge, ſo grub man den Schmelzraum nahe der Außenwand in dieſe ein, kleidete ihn entſprechend aus und brachte am unterſten Theil einen geräumigen Zugang von außen an. Dieſe untere Oeffnung diente gleichzeitig zur Windzufuhr, als Schlackenloch und nach beendeter Schmelzung zum Ausbrechen des Eiſenklumpens. Die Reſte ſolcher Oefen, die mehr unſern Schachtöfen gleichen, ſind von Quiquerez im Juragebirge aufgefunden worden.

Wo ſich ein dauernder Schmelzbetrieb entwickelte, baute man die Oefen ſorgfältiger und größer. Die Vergrößerung geſchah vornehmlich durch Erhöhung der Wände, und ſo entſtanden aus den Rennherden ſchachtartige Oefen, die ſogenannten Stücköfen. In dem holzreichen Schweden, in Finnland und Rußland baute man ſolche Oefen, die als „Bauernöfen“ noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts betrieben wurden, in ſtarke Holzbalkenwände ein. Der Uebergang von den Herdöfen zu den Schachtöfen vollzog ſich ganz allmählich.

Betrachten wir nun die techniſchen Kenntniſſe der alten Römer in Bezug auf das Schmelzen der Eiſenerze, ſo ſehen wir, daß dieſelben recht gering, keineswegs vorgeſchrittenere waren. Es lag dies in den Verhältniſſen begründet. Mittel- und Süditalien hatten infolge ihrer Armuth an Eiſenerzen keine ſelbſtſtändige Eiſengewinnung. Die Römer mußten von Anfang an ihr Eiſen von auswärts beziehen und waren daran gewöhnt. In Italien gab es nur einen Ort, der reich war an guten Eiſenerzen, die Inſel Elba, wo ſchon in ſehr früher Zeit Eiſen gewonnen wurde. Elba ſtand zur Zeit, da Rom in die Geſchichte eintritt, unter etruskiſcher Herrſchaft. Von den Etruskern mußten die Römer ihren Eiſenbedarf kaufen. Daß dies der Fall war, wird beſtätigt durch die eigenthümliche Friedensbedingung, die Porſenna den Römern auferlegte: daß ſie Eiſen nicht zu Waffen, ſondern nur zu Geräthen des Ackerbaues verwenden dürften. Dieſe Auflage war nur möglich und von praktiſcher Bedeutung, weil die Etrusker die Eiſenlieferanten waren, wodurch ſie eine Kontrolle über Bezug und Verwendung ausüben und die Zufuhr jederzeit verhindern konnten.

Die Römer bezogen ihren Bedarf an Eiſen durch Tauſchhandel; über die Art und Weiſe ſeiner Herſtellung erlangten ſie hierdurch keine Kenntniß. Dies änderte ſich nur wenig nach der Unterwerfung der Etrusker und Beſitzergreifung ihres Landes im dritten Jahrhundert vor Chriſtus. Man ließ die Eingeborenen die Eiſenerze weiter graben und ausſchmelzen und bezog das Rohproduct. Das Schmelzen der Erze geſchah in einfachen Rennfeuern. Nachdem durch die fortſchreitende Entwaldung der Inſel infolge des großen Holzverbrauches der Eiſenſchmelzhütten Holzmangel eintrat, wurden die Erze theils nach Korſika theils nach dem Feſtland, namentlich nach dem Elba gegenüberliegenden Populonium gefahren[6] und hier verſchmolzen. Auf der Inſel ſelbſt erhielt ſich in beſchränkterer Weiſe als früher ein Schmelzbetrieb, den Diodorus folgendermaßen beſchreibt:[7]

„Die Inſel Aethalia enthält viel Eiſenerz, das ſie benutzen, um Eiſen daraus zu ſchmelzen, an welchem Metall ſie einen großen Ueberfluß haben. Diejenigen, welche ſich mit der Arbeit be-

ſchäftigen, brechen den Stein und brennen die kleingemachten Stücke in künſtlichen Oefen, in welchen ſie durch die heftige Glut des Feuers das Erz ſchmelzen und in mittelgroße Stücke theilen, welche ungefähr wie große Schwämme ausſehen. Dieſe erhandlen die Kaufleute oder tauſchen ſie ein und bringen ſie nach Dikärachia und anderen Handelsſtädten. Dergleichen Schiffsladungen kaufen einige, die eine große Zahl von Eiſenſchmieden halten, welche es verarbeiten und allerlei Eiſenwerk daraus machen: einiges davon ſchmieden ſie in „Vogelfiguren“, anderes verarbeiten ſie künſtlich zu Hacken, Sicheln und anderem Arbeitsgeräth.“

Dieſe Verhältniſſe haben ſich während des ganzen Mittelalters bis in die neuere Zeit unverändert erhalten. An verſchiedenen Punkten der Weſtküſte Italiens wurden Eiſenerze von Elba in Rennfeuern zu Luppen verſchmolzen. In der Umgegend von Rom gab es bis vor 50 Jahren nur ſogenannte Schrottfeuer, worin altes Eiſen, aber keine Erze zu Luppen geſchmolzen wurde.

Wie gering die Kenntniß der Römer bezüglich des Ausſchmelzens des Eiſens aus den Erzen war, beweiſen die ſpärlichen und ungenügenden Mittheilungen ihrer Schriftſteller. Plinius hat am ausführlichſten darüber geſchrieben; während er aber in ſeiner Naturgeſchichte dem Gold 30, dem Silber 27, Kupfer und Bronze 39 Kapitel widmet, entfallen auf das Eiſen nur 7 Kapitel, und die mangelhaften Nachrichten über die Metallurgie des Eiſens beweiſen nur, daß er wohl kaum eine perſönliche Kenntniß davon hatte. Eiſen, obgleich unentbehrlich, war ein gering geſchätztes Metall, das überall billig zu haben war, das von armen Menſchen in abgelegenen Thälern geſchmolzen wurde, das, da daran nichts zu verdienen war, die Habſucht der Römer nicht reizte, und deſſen Gewinnung deshalb auch von den Naturforſchern und Schriftſtellern mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit behandelt wurde.

Wenn nun in den letzten Jahrhunderten vor Chriſtus auch andere eiſenreiche Länder in den Beſitz der Römer gelangten, wie Spanien (206 v. Chr.) und Noricum (13 v. Chr.), wenn ſie durch die Entwicklung ihres Seehandels neue Bezugsquellen für ihren Eiſen- und Stahlbedarf kennen und benutzen lernten, wie Illyrien, Noricum, Pannonien, Möſien, Gallien und Spanien, ſowie Indien für den beſten Stahl, ſo bereicherte dies die metallurgiſche Kenntniß der Römer doch kaum; ſie betrachteten das Eiſen nach wie vor als einen Bezugsartikel, der überall zu beſchaffen war. Dies kommt in der ſpäteren Kaiſerzeit ſogar bei der Geſetzgebung zum Ausdruck. In dem Codex Theodoſianus wird in den Verordnungen, die „von den Befreiungen der Künſtler“ handeln, in den Vorſchriften für die Handwerker gleich als erſter Punkt folgendes beſtimmt: (Cod. II. 9. conſt. I) „An alle Waffenſchmiede befehlen wir hiermit, ſoll nicht für Geld Ware, ſondern dieſe ſelbſt ohne Aufſchub eingeliefert werden, damit ſie Eiſen aus guten Eiſenlagern erhalten, was leicht im Feuer dehnbar iſt oder ſchmilzt, wodurch, da alle Möglichkeit zum Betrug entzogen worden, das allgemeine Wohl um ſo beſſer berathen werden ſoll. 18. Oktober 388.“ Der Präfect hatte alſo für die Beſchaffung des Eiſens, welches für die Waffenſchmiede erforderlich war, zu ſorgen mit dem Recht der Requiſition und war ihm auch für die Güte des Materials eine gewiſſe Verantwortung auferlegt. Dieſer nachträglich codificirte Grundſatz beſtand jedenfalls ſchon längſt und war in der Organiſation der römiſchen Armee begründet.

Den Zwecken der Armee mußte ſich alles unterordnen. Die Armee war der wichtigſte Träger der römiſchen Kultur. Den Deutſchen gegenüber war dies ganz beſonders der Fall. Das Gebiet auf der rechten Seite des Rheines wurde als Militärgrenze organiſirt, die in den großen Lagern Xanten, Köln, Mainz, Straßburg ihre Stützpunkte und im Limes und deſſen zahlreichen befeſtigten Lagern ihre Grenze fand. In allen größeren Lagern waren Eiſenſchmieden für die Bedürfniſſe des Lagers und des Heeres. Der Bedarf an Eiſen war ein beträchtlicher, er wurde ſoviel wie möglich aus dem Gebiete ſelbſt gedeckt.

War der Einfluß der Römer auf die techniſche Ausführung der Eiſenbereitung nur gering und nicht nachweisbar, ſo war dagegen der Einfluß auf Umfang und Intenſität derſelben bedeutend und deutlich erkennbar. Der geſteigerte Bedarf an Eiſen durch das römiſche Heer gab Veranlaſſung, daß die vorhandenen Betriebsſtätten ſtärker betrieben und daß neue gegründet wurden. Dies geſchah wohl meiſt durch Eingeborene auf Anregung der römiſchen Militärverwaltung. Die Unter-

ſuchungen während der letzten Jahrzehnte, beſonders auch die gründliche Erforſchung des römiſchen Limes haben hierfür mancherlei Beiſpiele geliefert.

In Eiſenberg entwickelte ſich unter römiſcher Herrſchaft ein wichtiger, verſtärkter Betrieb auf beſtehender Grundlage, welcher als eine Fortſetzung der älteren Eiſenſchmelzerei im Stumpfwalde anzuſehen iſt. Aus der Beſchreibung von Dr. C. Mehlis[8] entnehmen wir hierüber folgendes. Das Städtchen Eiſenberg war eine wichtige römiſche Niederlaſſung, vermuthlich der Ort Rufiana des Ptolemäus. Zu beiden Seiten der Eis, direct nördlich der Hochſtadt und rings um dieſelbe liegen etwa 30 cm. unter der Ackerkrumme und dem Wieſenbau Halden von Eiſenſchlacken, die bis zu einer Tiefe von 4 bis 5 m. hinabgehen. Dieſelben haben eine compaktere Geſtalt wie die aus dem Stumpfwalde, ſind gut gefloſſen und halten 20—40 Procent Eiſen. Es ſind Rennfeuerſchlacken. Die Erze lieferten in der Nähe anſtehende Lager an Roth- und Brauneiſenſtein, die bei Battenberg noch jetzt ausgenützt werden. In den Schlackenhalden fanden ſich römiſche Scherben. Im Auguſt 1882 ſtieß man auf drei Schmelzöfen innerhalb der Schlackenhalden, welche ſich von der „Hochſtatt" zur Eis herunterziehen. Der eine Ofen von eiförmiger Geſtalt im Inneren, 60 cm. hoch, 50 cm. weit mit 10—15 cm. dicker Lehmwand war ein Eiſenrennfeuer, während zwei zuckerhutförmige Oefen mehr den Erzſchmelzöfen, wie ſie ſich auf alten Abbildungen finden, ähnlich ſind; auch laſſen aufgefundene Bronzeſtücke in der Nähe auf eine Bronzegießerei ſchließen. Der größte Theil des Inneren jenes eiförmigen Ofens war mit Eiſenſchlacken, die am Mantel feſthingen, und mit Holzkohlenreſten angefüllt. Die dabei gefundenen Stücke von Thonröhren hatten zur Windzuführung gedient. Mehrere Eiſenbrocken, die dabei gefunden wurden, zeigten Abdrücke von Holzkohlen. In unmittelbarer Nähe des Ofens fanden ſich außer großen, relativ ſchweren Schlackenbrocken viele Stücke des gebrauchten Rohmaterials, eines rothen Thoneiſenſteins.

Aus alledem iſt zu ſchließen, daß bei Eiſenberg zur Zeit der römiſchen Herrſchaft ein umfangreicher Betrieb zum Zweck der Eiſenbereitung aus Erzen geführt wurde. Es läßt ſich annehmen, daß derſelbe mehr als eine nur lokale Bedeutung hatte, daß er auch Eiſen für den Handel erzeugte und wohl auch den Standlagern des römiſchen Heeres in Obergermanien dieſes Metall lieferte. Hierfür dürfte folgender Umſtand ſprechen. Man findet in dem Rheingebiet innerhalb des Limes nicht ſelten doppelſeitig zugeſpitzte Eiſenbarren von 4 bis 5 kgr. Gewicht, welche die damals in dem genannten Gebiet übliche Handelsform des Eiſens darſtellen, weshalb ſie als „Rohluppen" bezeichnet werden.[9] Dieſe Eiſenbarren befinden ſich beſonders zahlreich in der Umgegend von Eiſenberg, ſo daß es wahrſcheinlich erſcheint, daß hier ein wichtiger Ausgangspunkt derſelben war. Nachfolgende Zuſammenſtellung, welche auf Erhebungen des Verfaſſers beruht, beweiſt das häufige Vorkommen dieſer ſpitzzulaufenden Eiſenbarren in der Rheinpfalz und Rheinheſſen, dem Eiſenberg nächſtliegenden Gebiete.

Eisenspitzbarren (Rohluppen).

I. Rheinpfalz und Rheinheſſen.

Stückzahl	Fundort	Aufbewahrungsort	Bemerkungen
1	Eiſenberg	Muſeum Speyer	
1	Ramſtein (? Ramſen)	„ „	
1	Schifferſtadt	„ „	
3	Deidesheim	„ Dürkheim	
1	Forſt	„ „	
1	Wachenheim	„ „	
2	Dürkheim (am Abhang der Limburg) .	„ „	
4	Weiſſenheim	„ „	
4	Monzernheim	„ Worms	
60	Bechtheim	„ Mainz	
2	Flonheim	„ „	
1	Niederolm	„ „	
1	Dautenheim	„ „	
82			

II. In und bei dem übrigen Obergermanien.

Stückzahl	Fundort	Aufbewahrungsort		Bemerkungen
2	Griesheim bei Darmſtadt	Muſeum	Darmſtadt	In einem Torflager gefunden.
3	?	„	„	
1	Steinmühle bei Wiesbaden	„	Wiesbaden	
1	Platte „ „	„	„	
2	Ebernburg bei Kreuznach	„	„	1857 auf römiſchem Pflaster gefunden.
1	Nidercleen (Oberheſſen)	„	Gießen	
1	Gonzerath (Kreis Bernkaſtel)	„	Trier	
1	Birkenhof b. Grieſingen a. d. Urach . .	„	Stuttgart	
6	? . .	„	„	
2	Renchen b. Achern	„	Karlsruhe	Von einem Depotfond von 13 Stück herrührend.
1	Völlerdingen (Kreis Saarunion)	„	Straßburg	
3	Krautergersheim (Unter-Elſaß)	„	„	
1	Oberbergheim	„	„	Es wurden 32 Stück 1 m. unter dem Boden gefunden.
3	Oſterſtetten	„	Ulm	
1	Wörnitzſtein bei Donauwörth	„	München	
3	Biel (Schweiz)	„	Bern	
1	Nidau „	„	„	
2	Wangen a. d. Aare	„	„	wo 15 Stück beim Bau des Electricitätswerks im ehemaligen Flussbett der Aare gefunden wurden.
2	ebendaher	„	Frankfurt	
37				

119 im Ganzen

In dem freien Germanien öſtlich und nördlich des Limes ſcheint dieſe eigenthümliche Form von Rohluppen nicht vorzukommen. Die Muſeen zu Nürnberg, Caſſel, Hannover, Magdeburg, Kiel und Schwerin beſitzen keine ſolche. Demnach dürfte es eine in Obergermanien und Helvetien zur Zeit der römiſchen Herrſchaft beliebte Handelsform des Luppeneiſens geweſen ſein. Es liegt nahe, die Angabe Diodors, daß die Fabrikanten an der italieniſchen Küſte die Eiſenklumpen von Elba, welche die Geſtalt von Schwämmen hatten, theils „in Vogelfiguren“, theils zu Geräthen ausſchmiedeten, damit in Verbindung zu bringen. Der Ausdruck „in Vogelfiguren“ (ὀρνέων τύπους) iſt hier im Gegenſatz zu aus geſchmiedeten Waaren gebraucht, bezeichnet alſo wohl die Handelsform des unverarbeiteten Eiſens. Vermuthlich war es der terminus technicus hierfür, der ſeine Entſtehung einer Ähnlichkeit mit der Geſtalt ſitzender Vögel verdankte. Meiſtens ſind dieſe Eiſenbarren, die in der Mitte etwa 6 cm. dick ſind, nach beiden Seiten gleichmäßig ſpitzzulaufend bis zu 50 cm. lang. Es gibt aber auch eine kürzere, gedrungenere Form von etwa halber Länge und größerer Dicke. Von dieſer ſind die 1877 auf der Schweinsweide von Renchen im Amte Achern gefundenen, wovon 2 Stück ſich im Muſeum zu Karlsruhe befinden, ſowie die 3 Stück von Krautergersheim im Muſeum zu Straßburg. Hieraus läßt ſich ſchließen, daß Eiſenberg nicht der alleinige Ort in Obergermanien war, wo ſolche Spitzbarren hergeſtellt und vertrieben wurden; daß er aber einer der wichtigſten war, wird durch die große Zahl der Funde in ſeinem Abſatzgebiete bewieſen. Übrigens wären weitere und umfaſſendere Beobachtungen über dieſen Gegenſtand erwünſcht, da ſie geeignet ſind, über die Erzeugungsſtätten des Eiſens im Alterthum Licht zu verbreiten.

Haben wir in den Eiſenſchmelzſtätten von Eiſenberg ein Beiſpiel dafür, daß infolge des großen Eiſenbedarfes der Römer ein ſchon vorhandener Betrieb eine größere Ausdehnung erfuhr, ſo laſſen andere Funde erkennen, wie durch die Römer Anlagen neuer Eiſenſchmelzſtätten veranlaßt worden ſind. Das hat ſich beſonders am Limes gezeigt.

Die älteſten hierauf bezüglichen Unterſuchungen wurden bei dem bekannten großen Römerkaſtell Saalburg bei Homburg v. d. Höhe gemacht.[10] Hier wurden etwa 700 m. von dem befeſtigten Lager und etwa 300 m. von dem Limes nach der feindlichen Seite hin Eiſenſchlackenhalden und die Reſte von Schmelzöfen mit Holzkohlen und Eiſenerz (Roth- und Brauneiſenſtein) gefunden und aufgedeckt. 800 m. unterhalb dieſer Eiſenſchmelze an demſelben Waſſerlauf liegt der „Druſenkippel“, ein künſtlicher, von einem Graben umgebener Hügel, der wohl den Unterbau eines Blockhauſes, das den

Eiſenarbeitern als Zufluchtsort diente, war. Hieraus läßt ſich ſchließen, daß die Eiſenarbeiter weder zu der ortsanſäſſigen Bevölkerung noch zu der römiſchen Beſatzung gehörten, denn der Druſenkippel war keine römiſche Anlage. Er war errichtet von den Waldſchmieden, die aus dem Weil- oder Lahnthal angezogen waren, denn von dort ſtammen die Erze, die hier verſchmolzen wurden. Weitere Unterſuchungen von Baurath Jacobi und Direktor Spannagel[11] im Jahre 1895 ergaben, daß ſich auch Schlackenhalden und Reſte alter Eiſenſchmelzen in unmittelbarer Nähe des Druſenkippels fanden. Direktor Spannagel hat ſowohl die Erze als die Schlacken und das Eiſen unterſucht. Der Betrieb war ganz derſelbe wie am Dreimühlenborn. Auch hier war Rotheiſenſtein, der in der Gegend nicht vorkommt, alſo wohl aus dem Weilthal dorthin gebracht wurde, das hauptſächliche Erz. Die Anlage von Eiſenſchmelzen in dieſer Gegend läßt ſich nur aus dem gewinnbringenden Abſatz, den das große befeſtigte Römerlager den deutſchen Waldſchmieden bot, erklären.

In der Regel gab das Vorkommen von Eiſenerz die erſte Veranlaſſung zur Anlage einer Eiſenſchmelze. Bei dem Waldreichthum Deutſchlands war der für das Schmelzen nöthige Bedarf an Holz meiſt leicht aus nächſter Umgebung zu beſchaffen. Trat aber mit der Zeit durch den ſtarken Verbrauch Holzmangel in der Nähe ein, ſo war es nicht ſchwer, die Schmelzöfen, deren Herſtellung wenig Koſten und Mühe verurſachte, an eine geeignetere Stelle zu verlegen, denn bei dem enormen Verbrauch von Holzkohlen für dieſen alten, unvollkommenen Betrieb war es viel leichter, das Erz nach der Schmelzſtätte zu transportieren, als wie das Holz oder die Holzkohlen. Es iſt deshalb durchaus nicht ſo unbegreiflich, wie Natſch[12] meint, daß man am Gonzen bei Sargans in der Schweiz Eiſenſchmelzſtätten an dem gegenüberliegenden Thalabhang des erzführenden Berges findet. Daß aber Eiſenſchmelzen ſo weit entfernt von den Erzlagern angelegt wurden, wie wir es am Dreimühlenborn ſehen, iſt auffallend und nur aus dem großen Vortheil, den der Abſatzort den Schmelzern bot, zu verſtehen. Aehnliche Verhältniſſe zeigten ſich aber auch bei anderen Kaſtellen des Limes, wie z. B. am Feldbergkaſtell, wo am benachbarten rothen Kreuz Eiſenſchlackenhalden gefunden werden, während Erze dort nicht vorhanden ſind.[13]

Bei dem Limeskaſtell zu Holzhauſen a. d. Haide finden ſich ebenfalls nach der feindlichen Seite hin die Reſte ausgedehnten Eiſenſchmelzbetriebs. v. Cohauſen ſchreibt:[14] „Eine dieſer Schlackenhalden, 350 Schritt vor der porta decumana gelegen, hatte 13 à 11 m. Durchmeſſer und 1.26 m. Höhe. Vor ihr lag eine ebenſolange aber minder hohe und breite Schlackenablagerung, in welcher ſich der Boden eines kleinen Rennherdes von etwa 1 m. Durchmeſſer durch gebrannten mit Schlacke überzogenen Lehm angezeigt fand. In dem höheren Hügel aber fanden wir außer den erwähnten Topfſcherben die Bruchſtücke der Herdwände, welche ſeinen Durchmeſſer auf 80 cm. beſtimmten. Sie waren durch einen 15 cm. dicken Lehmbeſchlag gegen alte darum herumgelegte Schlacken gebildet und auf der Innenſeite ziemlich glatt überſchmolzen. Die Höhe des Herdes war nicht zu beſtimmen, war aber jedenfalls nicht höher als ſein Durchmeſſer. Die in den Schlacken noch aufgefundenen ungeſchmolzenen Erze waren Rotheiſenſtein und Brauneiſenſtein, beide nicht in unmittelbarer Nähe vorkommend.“ Indeſſen finden ſich dieſe Erze reichlich etwa zwei Stunden davon entfernt bei Katzenelnbogen. Die Anlage der Schmelzhütte an dieſer Stelle läßt ſich ebenfalls nur durch die Nachbarſchaft des Kaſtells erklären. Auch hier hatten deutſche Waldſchmiede ihre Schmelzfeuer des lohnenden Abſatzes wegen, vielleicht auch auf Veranlaſſung der Militärverwaltung für den Bedarf der römiſchen Beſatzung in unmittelbarer Nähe des befeſtigten Lagers angelegt.

Ein anderes durch die neuere Limesforſchung klargelegtes Beiſpiel bietet das Kaſtell bei Pfünz. Der Streckenkommiſſar Fr. Winkelmann hat im Sommer 1901 eine römiſche Niederlaſſung im Pfünzer Thal aufgedeckt, bei welcher ſich Thonbrennöfen und Reſte einer Eiſenſchmelze fanden. Er ſchreibt darüber:[15] „Die intereſſanteſte Anlage aber iſt eine Eiſenſchmelze. Sie beſteht aus einer ziemlich kreisrunden, 1.85 m. weiten, 0.45 m. tiefen Grube im gewachſenen Boden, mit Lehm ausgeſchlagen, der ſteinhart gebrannt iſt; darin lagen etwa 90 Pfd. Eiſenſchlacken. In der Vorderwand der Grube ſah man eine 1.5 cm. weite Oeffnung, die nach außen mit einem mehrere Meter langen, 10—15 cm. breiten und hohen, mit Steinen eingefaßten Kanal [Schlackenrinne] zuſammenhing. Daneben wurde eine zweite Feuerſtelle ausgegraben; es mögen nach dieſer Seite hin noch mehrere

Schmelzöfen vorhanden sein. — In der Nähe fand sich noch eine Anzahl gebrannter Thonröhren von 1.2 bis 1.4 cm. Weite, sie dürften bei der Luftzufuhr zum Schmelzofen Verwendung gefunden haben." Daß die hier gefundene Grube von den Römern [resp. zu römischer Zeit] gebaut und betrieben wurde, beweist neben den übrigen Funden besonders eine Tasse von terra sigillata, die in der Wand der Grube hinter der gebrannten Lehmschicht stack. Eisenerz findet sich als Bohnerz in Menge auf der vom Limes durchzogenen Jurahochebene nördlich der Altmühl. Es sind hier keine Reste von Schmelzstätten gefunden worden. „Wenn die an Ort und Stelle wohnende eingeborene Bevölkerung bereits mit der Verarbeitung des Erzes vertraut gewesen wäre, hätten die Römer kaum Veranlassung gehabt, das Rohmaterial, das bei dem mangelhaften Verfahren höchstens zu 25 Prozent ausgebeutet werden konnte, stundenweit nach Pfünz zu schaffen und dort Schmelzgruben anzulegen[?]. Man darf deshalb wohl annehmen, daß sie es waren, die zuerst auf das Vorkommen des Erzes in der Gegend aufmerksam wurden. Es gewinnt damit die Meinung an Wahrscheinlichkeit, daß der Limes, der ursprünglich über Pfünz gegangen sein dürfte, später deshalb in die Linie über den Kipfenberg hinaus verlegt wurde, um die inzwischen entdeckten Erzlager mit hineinzunehmen."

Jedenfalls liefern die Ausgrabungen bei Pfünz einen weiteren Beweis dafür, daß die Römer die Anlage von Eisengruben und Schmelzen in der Nähe des von ihnen angelegten und besetzten Limes veranlaßten, und daß ihr großer Bedarf an Eisen einen schwunghaften Betrieb dieser Anlagen während der Zeit ihrer Anwesenheit herbeiführte. Diese Eisenschmelzen wurden wenigstens zum Theil auch nach dem Abzuge der Römer noch weiterbetrieben.

Soviel von der Gewinnung und Bereitung des Eisens zur römisch-germanischen Zeit. Schwieriger und komplizirter ist die Beantwortung der Frage: welches war der Einfluß der römischen Herrschaft auf die Verarbeitung und Verwendung des Eisens in Deutschland?

Als die Römer das Rheingebiet eroberten und besetzten, kannten die Einwohner bereits die Darstellung des Eisens und verarbeiteten es für ihre Bedürfnisse. Diese waren allerdings nicht so groß und manigfaltig wie die der Römer. Es war dies die Folge ihrer einfacheren Lebensweise. Die Deutschen wohnten nicht in Städten, sondern in einzelnen Gehöften, ihre Häuser waren nicht aus Stein, sondern aus Holz erbaut, ihre Beschäftigung war Feldbau, Jagd und Krieg. Dementsprechend verwendeten sie das Eisen bei dem Bau ihrer Holzhäuser höchstens für Nägel, Klammern und Bänder, sodann für einfache Werkzeuge wie Messer und Aexte, endlich für Waffen, wie Hauschwerter (Sachse), Lanzen- und Pfeilspitzen. Der Eisenbedarf der Römer war viel größer, sowohl für Bauten und Anlagen, als zum Gebrauch für Werkzeuge, Waffen, Geräthe, Schmucksachen u.s.w. Wie viel Eisen wurde z. B. bei dem Bau der großen Rheinbrücke bei Mainz allein für die starken Eisenschuhe der zahllosen eingerammten Eichenpfosten gebraucht! Ueberraschend ist die Menge der Eisen- und Stahlgeräthe, besonders der Werkzeuge, welche in den Kastellen des Limes, namentlich auf der Saalburg zu Tage gekommen sind, und die mit unsren modernen Werkzeugen große Aehnlichkeit zeigen. Der außerordentliche Reichthum an guten Werkzeugen läßt sich nur dadurch erklären, daß sie nicht Besitz Einzelner, sondern Eigenthum der Armee waren. Zu jeder Legion gehörte eine technische Abtheilung, die aus geschulten Handwerkern, welche mit allen erforderlichen Werkzeugen ausgerüstet waren, bestand.

Die vortreffliche Organisation des Heeres, welche die Grundlage der Ueberlegenheit der Römer war, spielt auch bei unserer Frage eine wichtige Rolle.

Die Germanen ermangelten der systematischen Concentration. Jeder einzelne Hofbesitzer — Freie — sorgte für seine und seiner Leute Bedürfnisse, so gut er konnte. Kam ein größerer wirthschaftlicher Verband in Frage, so war das höchstens die Gemeinde, wenn sich eine solche aus gemeinschaftlichem Wald- und Weidbesitz herausgebildet hatte. Die technischen Verrichtungen wie Bau und Reparatur der Wohnungen, Herstellung und Instandhaltung der Geräthe, sowie auch alle hierzu erforderlichen Schmiedearbeiten, — das Eisen wurde damals noch ausschließlich mit dem Hammer „gewirkt" — besorgte entweder der Herr mit seinen Söhnen selbst oder gelernte Leibeigene (Schalke). Zuweilen wurden kostbare Waffenstücke von den Reichen auch durch Tauschhandel erworben. Das Inventar an Eisengeräthen war aber im allgemeinen sehr einfach und wurde

auf den größeren Gütern selbst von dem zum Gute gehörigen Schmied oder von einem Waldschmied angefertigt.

Bei den Römern, die Germanien besetzten, erschienen diese Verhältnisse ganz anders. Nicht der italienische Bauer, sondern der Soldat trat dem Deutschen gegenüber. Er war ein Glied des Heeres, das einerseits durch strenge Disziplin, andererseits durch die Furcht vor dem Feind zusammengehalten wurde und einen geschlossenen Körper bildete. Die Legion trat nicht nur im Kampfe selbst, sondern auch in der Vorbereitung dazu, in den Schutzmaßregeln sowie in friedlicher Thätigkeit als ein festgefügtes Ganze auf, das durch das Zusammenwirken vieler für einen Zweck und geleitet von einem Willen auch in technischer Beziehung Erstaunliches leistete. Durch die welterobernde Politik Roms, durch die zahllosen Feldzüge in fremden Ländern gegen unbekannte Völker hatte sich allmählich eine Organisation herausgebildet, welche die römischen Legionen ganz auf sich selbst stellte und ihnen die Möglichkeit gab, ohne fremde Hülfe aus eigner Kraft und eignen Mitteln fast jede technische Aufgabe zu lösen. Hierzu gehörte insbesondere die Erneuerung und Erhaltung des großen Rüstzeuges der Armee selbst, der Bewaffnung, des Fuhrwesens, der Anlage befestigter Lager, worin die Römer Meister waren, der Herstellung von Straßen, Brücken, Gebäuden u. s. w. Die Ausführung dieser Arbeiten wurde ermöglicht durch die zur Legion gehörigen gelernten Handwerker, sowie durch die Schulung der Soldaten. Es war ein Grundsatz der römischen Heeresleitung, jedem einzelnen Mann eine gewisse technische Ausbildung zu geben, sowohl für seine Verwendung im Krieg als auch für seine Beschäftigung im Frieden bei Ausführungen größerer Anlagen wie z. B. der des germanischen Limes. Die eigentlichen Facharbeiten wurden von den der Armee zugehörigen zünftigen Handwerker (fabricenses) ausgeführt. Von diesen gehörten die Eisenschmiede (ferrarii) zu den wichtigsten. Sie hatten für die Instandhaltung und Herstellung aller Eisengeräthe, soweit diese nicht aus den kaiserlichen Waffenfabriken bezogen wurden, zu sorgen. Zu diesem Zwecke waren in allen größeren Niederlassungen, wie z. B. in den wichtigeren Kastellen am Limes, Werkstätten.

Für die Bewaffnung des Heeres sorgten allerdings in erster Linie die großen kaiserlichen Waffenfabriken, deren es in der späteren Kaiserzeit 15 im oströmischen und 20 im weströmischen Reiche gab. Jede dieser Gruppen war einem Magister officiorum unterstellt. Demselben unterstanden auch die Fachschulen und Lehrwerkstätten (scholae scutariorum, armaturarum, sagittariorum, clibariorum), in denen die fabricenses ausgebildet wurden. Die Waffenfabriken erhielten ihre Bezeichnung wie scutaria, spatharia, sagittaria, arcuaria, ballistaria, loricaria, clibanaria nach den Waffenstücken, die sie vorzugsweise anfertigten.

In der germanischen Provinz gab es keine kaiserlichen Waffenfabriken. Die hier stationirten Truppen erhielten ihre Ausrüstung vermuthlich aus gallischen und norditalischen Fabriken, von welchen die Schwertfabrik zu Rheims (Remensis spatharia), die beiden Waffenfabriken zu Autun (Augustodunensis loricaria, ballistaria et clibanaria und die scutaria), die zu Amiens (Ambianensis spatharia et scutaria), sowie die zu Verona, Mantua, Cremona und Pavia (Ticinum) in erster Linie in Betracht kommen dürften.

Jede Legion hatte aber in ihren Standquartieren größere Werkstätten. Nach Vegetins (II. Cap. 11) gehörten zu dem Gefolge eines Kriegsheeres Zimmerleute (lignarii), Maurer (structores), Schmiede (ferrarii), Wagner (carpentarii), Maler (pictores) und andere Künstler (artifices), um in Winterquartieren Gebäude aufzuführen, Kriegsmaschinen zu verfertigen, Belagerungsthürme aus Holz zu zimmern, sowie andere Dinge für die Belagerung und Eroberung feindlicher Städte oder zur eigenen Vertheidigung herzustellen; ebenso befanden sich bei einem Heere im Felde Schild-, Panzer- und Armbrustmacher, welche Schilde, Panzer, Harnische, Helme, Pfeile, Wurfspeere, kurz alle Gattungen von sämtlichen Schutz- und Trutzwaffen verfertigten und ausbesserten. Diese Arbeiter standen unter einem Präfekten. Die geschulten Handwerker befanden sich meist bei dem Hauptquartier der Legion, wurden aber nach Bedarf auch den befestigten Lagern zugetheilt.

In den befestigten Lagern am Limes sind viele Spuren von Werkstätten aufgefunden worden. Bereits im Jahre 1842 stieß Dieffenbach[16] in dem Kastell Butzbach auf eine Werkstatt, worin sich eine

Menge von Lanzenſpitzen z. Th. noch in unfertigem Zuſtande vorfanden. Ein ähnliches Ergebniß hatten Grabungen in dem Kaſtell Hofheim im Jahre 1841 und 1842.[17] Auch hier fand ſich eine ungewöhnliche Anzahl eiſerner Werkzeuge, darunter eine große und eine kleine Schmiedezange, eiſerne Meiſel und Punzen, ein Geisfuß u. ſ. w. zuſammen, welche auf eine Werkſtatt hindeuteten. In dem Kaſtell Buch nicht weit von Ellwangen am rätiſchen Limes waren außer anderen eiſernen Waffen 700 Pfeilſpitzen an einer Stelle gefunden worden. R. Herzog[18] fand neuerdings 100 Geſchoßſpitzen an demſelben Platz. Er glaubt, daß ſie einer Rüſtkammer (armamentorium) entſtammen, denn ebenda wurden Lanzenſpitzen, eine Spathe von 88,5 cm. Länge, ein zu einem Klumpen zuſammengeroſteter Kettenpanzer, Spitzhaue, Hacke, Sichel, Meiſel, Stück einer Feile, Hackmeſſer, Meſſer, Schafſcheere, Kochlöffel, Schlüſſel, Fingerring u. ſ. w. gefunden. In dem Kaſtell Pfünz fanden ſich ſo zahlreiche Eiſenfunde, daß man das Vorhandenſein größerer Werkſtätten vermuthen muß. Ueber das Kaſtell Niederberg ſchreibt Oberſtleutnant Dahm:[19] „In der anderen Hälfte der Präfectura lag ein aus vier Räumen beſtehendes, maſſives, in Schiefer eingedecktes Werkſtattsgebäude. Man fand in demſelben große Schlacken und allerlei Eiſengeräth, darunter auch Waffen und Theile von Geſchützen."

Auf der Saalburg, wo doch eine erſtaunliche Menge von Eiſen und Eiſengeräthen gefunden wurden, ſind Werkſtätten nicht nachgewieſen worden, obgleich ſolche ohne Zweifel vorhanden waren. Sie wurden wahrſcheinlich bei älteren Grabungen nicht beachtet und umgewühlt. Ueber das Feldbergkaſtell ſchreibt L. Jacobi:[20] „Die tiefen Aſchenſchichten und die darin gefundenen Eiſenſchlacken und Werkzeuge laſſen vermuthen, daß hier eine Schmiede oder überhaupt Werkſtätten geſtanden haben."

Von beſonderem Intereſſe ſind die Ergebniſſe von Dr. Ritterlings Grabungen im Kaſtell Niederbieber.[21] Er entdeckte die Werkſtätten (fabrica) öſtlich vom Prätorium. „In der Mitte wurden die Reſte eines Ofens mit Windloch aufgedeckt; die ſeine Wände bildenden Tuffſteine waren durch die Hitze vollſtändig zermürbt und rothgelb gefärbt. Dicht daneben ſcheint auf einer Steinunterlage der Amboß geſtanden zu haben und eine Vorrichtung zur Aufſtellung eines Keſſels oder einer Pfanne, um kleine Mengen Metall zu ſchmelzen, vorhanden geweſen zu ſein ..... Um andere techniſche Einrichtungen hier zu übergehen, ſei noch erwähnt, daß auch nahe der Nordſeite des Gebäudes ein kleiner aus Ziegelplatten hergeſtellter Herd ſich befand, auf welchem ein kurzes, enges Thonröhrchen wohl die Stelle anzeigt, an welcher das Gebläſe auf die Flamme einwirkte. Nahe bei dieſem Herde lagen in einem etwa 30 cm. in den Boden vertieften Loche große Klumpen von grauweißem und blutrothem Bolus, wie er ganz in der Nähe auf der Höhe von Melsbach vorkommt. Er wird hier bei Herſtellung von Gußformen und überhaupt beim Schmelzen von Metallen ſowie beim Löthen Verwendung gefunden haben. Alle dieſe Funde ſowie eine größere Zahl angetroffene größere und kleinere Eiſenſchlacken und Stücke einer größeren, koksähnlichen ſchwarzen Maſſe laſſen keinen Zweifel über die einſtige Beſtimmung des Gebäudes als Werkſtatt für Bearbeitung der Metalle, ſpeziell als Schmiede, was auch dadurch beſtätigt wird, daß das ganze Innere derartig mit Ruß und Kohlenmaſſe erfüllt ſich zeigte, daß der ganze Boden von der Sohle bis dicht unter die Ackerkrumme eine gleichmäßig tiefſchwarze Färbung hatte, wie ſie in gleichem Maaße bisher im Kaſtell noch nirgends beobachtet war. Trotz der vollſtändigen Ausräumung des größten Theils des Innern fanden ſich Gefäßſcherben nur ſehr wenige (Thierknochen fehlen ganz), dagegen außer vielen am Gebäude ſelbſt angebracht geweſenen Eiſentheilen auch Bruchſtücke von Werkzeugen (Hammer oder Spitze eines Bickels oder eiſernen Keils, Blatt einer Säge, Meiſel, Feile u.ſ.w.). Die merkwürdige Thatſache, daß in dem mittleren Gebäudetheile, wo ſich die Grobſchmiede befunden haben dürfte, und daher beſonders zahlreiche Werkzeuge zu erwarten geweſen wären, faſt gar nichts ſich fand, läßt, da eine ſpätere Durchwühlung ausgeſchloſſen iſt, ſich wohl nur dadurch erklären, daß während oder kurz nach der Zerſtörung eine ſyſtematiſche Plünderung der für die Eroberer werthvollen Eiſengegenſtände ſtattgefunden hat." Nahe der Südoſt-Ecke des Gebäudes, dicht an der via principalis fand ſich ebenfalls eine Schmiede mit Herd (70 × 80 cm.) und eine daneben befindliche Grube für das Gebläſe, die Ritterling für eine Hufſchmiede hält, wo Pferde beſchlagen wurden.

Mit der Fabrica in Beziehung ſtand eine etwa 14 m. öſtlich gelegene Halle 8 bis 10 m. lang mit fettem, grauem, dicht mit Kohlen durchſetztem Grund. Zahlreiche Eiſenſchlacken ſowie Brocken von dem erwähnten rothen und grauen Thon ließen auch hier über die ehemalige Beſtimmung als Werkſtätte oder doch als Ablagerungsſtätte für Abfälle aus der Fabrica keinen Zweifel.

Das vollſtändige Inventar einer römiſchen Schmiede wurde 1893 auf dem Heidenberg bei Kreimbach in der Pfalz gefunden.[22] Es gehörten dazu 3 Amboße, 8 verſchiedene Hämmer, 4 große Schmiedezangen u.ſ.w. Sehr zahlreich ſind die auf der Saalburg gefundenen Schmiede- und Schloſſerwerkzeuge, welche ebenſo wie die vom Heidenberg eine ſolche Uebereinſtimmung mit den noch jetzt gebräuchlichen Werkzeugen darbieten, daß man ſie, wenn die Fundumſtände nicht ihren römiſchen Urſprung verbürgten, faſt für modern halten könnte.

Der Reichthum der auf der Saalburg gefundenen eiſernen Werkzeuge der mannigfachſten Art läßt, wie erwähnt, keinen Zweifel, daß hier große und verſchiedenartige Werkſtätten beſtanden haben müſſen. Ueberhaupt geben die im Saalburgmuſeum zu Homburg zuſammengeſtellten Eiſengeräthe wohl das beſte Bild von der gewerblichen Thätigkeit der römiſchen Militärhandwerker, ihrer Werkzeuge und ihrer Erzeugniſſe. Erſtaunlich ſind die ſchweren Amboße bis zu 250 kgr. Gewicht, die jedenfalls am Platze ſelbſt gefertigt, ein beachtenswerthes Beiſpiel der Kunſt des Schweißens und Schmiedens geben. Daß aber auch viele der aufgefundenen Eiſengeräthe aus fremden Fabriken oder Werkſtätten, die für den Export arbeiteten, bezogen wurden, beweiſen die aufgeſchlagenen Namen und Fabrikmarken. Hierzu gehören die beſſeren Werkzeuge, wie z. B. die eiſernen Hobelgeſtelle und die dazu gehörigen Stähle. Die meiſten Gegenſtände für den laufenden Bedarf wurden aber wohl auf der Saalburg ſelbſt angefertigt, dazu dürfen ſelbſt die mit Legionsſtempeln verſehenen Eiſengeräthe[23] zu rechnen ſein.

Das Material, welches die Schmiede auf der Saalburg verarbeiteten, war in erſter Linie das am Orte ſelbſt d. h. am Dreimühlenborn hergeſtellte Eiſen, welches ſich durch Weichheit auszeichnete. Es iſt aber mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß ſie außerdem noch hartes, ſtahlartiges Eiſen zur Herſtellung von Waffen und Werkzeugen aus anderen Gegenden bezogen. Dafür ſpricht auch die chemiſche Zuſammenſetzung eines rohen Stückes Eiſen, das im Jahre 1887 aufgefunden und dem Verfaſſer von Oberſt v. Cohauſen und Baurath Jacobi bei gemeinſchaftlicher Anweſenheit auf der Saalburg übergeben wurde. Die von meinem Freunde Dr. Karl Roeßler in Frankfurt a. M. in der dortigen Scheideanſtalt ausgeführte Analyſe ergab folgende Nebenbeſtandtheile:

Gebundener Kohlenſtoff*)	0.120	Prozent
Silicium	0.050	„
Phosphor	0.140	„
Schwefel	0.005	„
Nickel	0.242	„
Kobalt	0.050	„
Mangan	Spur	

*) Graphit war in dem Eiſen nicht enthalten.

Hierbei iſt der Gehalt an Nickel und noch mehr der an Kobalt beſonders bemerkenswerth. Das am Dreimühlenborn und am Druſenkippel geſchmolzene Eiſen enthält dieſe Beſtandtheile nicht.[24] Sie ſind nach E. von Bibra's Analyſen nur nachgewieſen in Eiſen von Brescia und Bergamo und in Eiſen von Siegen. Es ſcheint deshalb ſehr wahrſcheinlich, daß die römiſchen Schmiede der Saalburg ihr hartes, ſtahlartiges Eiſen aus dem Siegerland, wo im Thal der Sieg bereits zu römiſcher Zeit Eiſen gewonnen wurde, bezogen.

Aus dem Angeführten geht zur Genüge hervor, daß die römiſche Eiſenſchmiedekunſt in der Kaiſerzeit eine recht ausgebildete und in mancherlei Beziehungen eine der germaniſchen überlegene war. Man müßte deshalb erwarten, daß ihr Einfluß auf die deutſche Technik ein großer geweſen ſei. Solches läßt ſich aber vorläufig nicht nachweiſen; vielmehr ſcheint es, daß die Germanen an ihrer Eigenart, nicht nur der Bereitung, ſondern auch der Bearbeitung und Verwendung des

Eisens festhielten. Es ist dies auch leicht erklärlich. Die Germanen hatten ihre eigne, überlieferte, selbstständige Kultur, welche die hochmüthigen Römer zwar als barbarisch bezeichneten, die sie aber sehr bald zu achten, ja in mancher Beziehung zu bewundern lernten. Zu dieser Kultur gehörte auch ihre Gewerbsthätigkeit, die auf dem Gebiete der Eisenbereitung und -bearbeitung eine durchaus entwickelte war. Daß den Germanen die überlegene Technik und Ausstattung, die sie besonders an den stolzen römischen Legionen in so glänzender Gestalt kennen lernten, imponirte, ist selbstverständlich. Aber diese ganze Kultur trat ihnen nicht nur als etwas fremdes, sondern als etwas feindliches gegenüber. Ihr Einfluß auf die freien, auf ihre Freiheit stolzen Germanen war deshalb zunächst nur ein geringer. Auch in dem eroberten Gebiete, der provincia Germania, war dies nicht viel anders, denn dort waren die Wohlhabenden und Einflußreichen theils ausgewandert, theils waren sie vertrieben und ihres Besitzes beraubt. Die Römer hatten das Grenzland von den ihnen gefährlich erschienenen Elementen gesäubert, sich des Grundbesitzes derselben bemächtigt und ihn als Zehntland (agri decumates) an Günstlinge, Soldaten und Pensionäre vertheilt. Städte bestanden damals in dem rechtsrheinischen germanischen Gebiete noch nicht. Dagegen gaben die römischen Kastelle durch die Sicherheit, die sie gewährten, und durch die Gelegenheit des Verdienstes Veranlassung zur Ansiedlung von allerlei Volk und dadurch zur Gründung bürgerlicher Niederlassungen, wie wir sie bei der Saalburg und anderen günstig gelegenen Limeskastellen kennen, und die sich bei den älteren innerhalb der Limeslinie gelegenen, befestigten Standlagern wie Heddernheim, Friedberg, Wiesbaden und anderen Orten zu stadtähnlichen Gemeinwesen mit römischen Tempeln und römischen Villen entwickelten. Diese in römischer Weise lebende gemischte Bevölkerung nahm wohl römische Sitten und Gebräuche an; die freien Germanen haßten aber das fremde Wesen darum um so mehr. Erst allmählich lernten sie auch manche Annehmlichkeiten der römischen Kultur verstehen und schätzen, und wenn sie dann in den wechselvollen Kämpfen vom ersten bis vierten Jahrhundert das entrissene deutsche Gebiet als Sieger wieder betraten, so nahmen sie gern Besitz von den schönen, wohleingerichteten, vornehmen Villen der Römer. Hieraus läßt es sich auch erklären, daß Julianus, der nachmalige Kaiser, damals noch als Feldherr des Constantinus bei seinem siegreichen, aber nur von kurzem Erfolg begleiteten Feldzug gegen die Germanen im Jahre 357 n. Chr. vor allem die römischen, aus Stein erbauten Häuser zerstörte, wie dies Ammianus Marcellinus berichtet.

In Wahrheit waren die Deutschen von den Römern nie so besiegt, daß diese jenen ihre Sitten und Gebräuche hätten aufzwingen können, und da das Mißtrauen und die feindselige Stimmung gegen Rom und die römische Herrschaft niemals erlosch, so war auch der römische Einfluß in technischer Beziehung während dieser Zeit ein verhältnißmäßig geringer. Die Deutschen wehrten sich ihrer Freiheit und ihrer Eigenart, die auch in ihrer gewerblichen Thätigkeit zum Ausdruck kam.

Es ist fast überraschend, wie gering und wie wenig tiefgehend während der Occupationszeit der römische Einfluß auf Lebensart und Geschmack der Deutschen war. Sie hielten an ihrer Einfachheit fest, und auch die nachfolgenden Jahrhunderte änderten wenigstens in Bezug auf die Verwendung von Eisengeräthen darin nur wenig. Dafür liefern noch die Inventarien der kaiserlichen Hofgüter Karls des Großen, die außerordentliche Einfachheit, fast Armuth an eisernen Geräthen der Landwirthschaft zeigen, den Beweis. Auf anderen Gebieten der Technik scheint der römische Einfluß allerdings ein größerer gewesen zu sein, wie z. B. auf dem der Keramik, die im Rheingebiete unter römischer Herrschaft zu einer achtunggebietenden Entwicklung kam. In Bezug auf die Eisenbereitung dagegen hatten die Römer nichts Neues zu bieten. Die Verarbeitung und Verwendung des Eisens war eine überkommene, nationale, an der die Deutschen festhielten. Zweifellos hat sich in den ersten Jahrhunderten n. Chr. ein Fortschritt in der Eisenbearbeitung in Deutschland vollzogen, aber nicht durch römischen Einfluß, sondern auf nationaler Grundlage und veranlaßt durch den größeren Bedarf an Waffen. Die kräftige Individualität der germanischen Stämme, die den Römern schon bei ihrer ersten Begegnung imponirte, findet sich auch bei den großen Verbänden der Alemannen und Franken im letzten Jahrhundert der römischen Herrschaft scharf ausgeprägt. In Bewaffnung und Schmuck erscheint diese nationale Eigenart deutlich gekennzeichnet, und sind die

Germanen den Römern gegenüber hierin durchaus ſelbſtſtändig. Sachs und Franziska, Haumeſſer und Kampfbeil ſind die nationalen Waffen, mit denen ſie die Römer bekämpfen und beſiegen. Auch das große zweiſchneidige Langſchwert, die ſpatha, obgleich wohl galliſchen Urſprungs, iſt zu einer nationalen Waffe geworden, die in germaniſchen Händen ſiegreich wirkt, ſo daß die Verherrlichung des Stoßfechtens der Römer durch Vegetius und der von ihm geprieſenen Ueberlegenheit dieſer Kampfweiſe gegenüber der der Barbaren in jener Zeit wie leere Prahlerei klingt.

Die römiſche Bewaffnung in der Kaiſerzeit war übrigens durchaus nicht national italiſch, ſondern eine geſchickte Auswahl fremder Vorbilder. Die Hauptwaffe, der gladius, ein zweiſchneidiges Schwert mit kräftiger Stahlſpitze, war eine ſpaniſche Waffe, die erſt in den puniſchen Kriegen nach Eroberung der iberiſchen Halbinſel zur Einführung gelangt war. Die spatha, eine wichtige Waffe der Hilfstruppen, war von den Galliern überkommen. Dieſe wurde, wie erwähnt, auch von den Germanen geführt und mit Sachs und Franziska von deutſchen Schmieden hergeſtellt. Von einem beſonderen Einfluß der Römer auf die deutſche Bewaffnung und Ausrüſtung kann deshalb kaum geſprochen werden. Eher haben die Römer mit den ausländiſchen Söldnern auch manche ihnen fremde techniſche Einrichtungen von dieſen angenommen. Ein Beiſpiel hierfür bietet der Hufbeſchlag, der den Römern ſelbſt unbekannt, den Bewohnern von Rätien und den Rheinlanden aber wahrſcheinlich ſchon vor der römiſchen Invaſion bekannt war. Daß die römiſchen Beſatzungstruppen am Limes davon Gebrauch machten, geht aus den zahlreichen auf der Saalburg und anderen Kaſtellen gefundenen Hufeiſen hervor.

Eins haben die Germanen von den Römern gelernt, die Werthſchätzung einer einheitlichen Bewaffnung. Dies zeigt ſich in nachrömiſcher Zeit bei den Franken und Alemannen, wenn auch lange nicht in der vollkommenen Weiſe, wie bei dem römiſchen Söldnerheer. Die Germanen hatten keine Miethſoldaten, jeder Deutſche kämpfte für ſich, für ſeine Freiheit, ſeine Familie, ſeinen Beſitz und zwar mit ſeinen eigenen Waffen, die er ererbt, erworben oder ſelbſt gefertigt hatte. Sie waren ihm ein werthvoller, hochgeachteter Beſitz und wurden deshalb den vornehmen Verſtorbenen mit ins Grab gelegt. Dieſe Waffen waren in ihrer Ausführung keineswegs minderwerthiger als die der Römer. Wir kennen ſie allerdings zumeiſt erſt aus ſpätrömiſcher und nachrömiſcher Zeit. Da treten ſie aber ſo eigenartig und formvollendet auf, daß wir annehmen müſſen, daß ſie eine lange Vorgeſchichte hatten. Der Sachs und die Franziska ſind ſicherlich nicht von den Römern überkommen, bei der spatha und dem ango iſt dies zum mindeſten zweifelhaft. Der Helm, den nur die Vornehmſten trugen, weicht in Form und Ausſchmückung von dem römiſchen durchaus ab. Die Kunſt der Ausſchmückung, das Kunſtgewerbe, war zur Zeit der Römerherrſchaft bei den Germanen noch ſehr wenig entwickelt. Es lag dies in der Einfachheit und der Art ihrer Lebenshaltung. Erſt einige Zeit nach dem Sturz des römiſchen Reiches tritt bei Franken und Alemannen eine Dekorationskunſt auf, die raſch eine gewiſſe Vollkommenheit und große Beliebtheit erlangt, es iſt das die Tauſchirung hauptſächlich von Silber, aber auch von Gold und Bronze auf Eiſen und Stahl. Auch dieſe Technik knüpft nicht an die italiſch-römiſche an, weder zeitlich noch ſtiliſtiſch. Die Tauſchirung war den Römern wohl bekannt, doch ſcheint ihnen dieſe Kunſt etwas Fremdes geblieben zu ſein. In den kaiſerlichen Waffenfabriken gab es eine beſondere Klaſſe von Künſtlern, deren Beruf die Ausſchmückung der Waffen und Rüſtungen war; ſie hießen barbaricarii. Der Name beweiſt ſchon, daß dieſe eine den Römern fremdartige Kunſt betrieben. Dies findet ſeine Beſtätigung in den Konſtantiniſchen Verordnungen über die Befreiung der Künſtler, denn dort heißt es: „tegebantur autem cura ejus b a r b a r i c o o p e r e tegminibus factis et hoc nomen est: num qui hanc (artem) exercent, barbaricarii dicuntur, experimentes ex auro et coloratis filis hominum formas et diversarum animalium et specierum imitantes subtilitate veritatem. (Donatus ed. Baſil. p. 905.)

Von dieſen konnten aber die Germanen ihre Kunſttechnik nicht gelernt haben, denn einerſeits gab es keine kaiſerlichen Waffenfabriken in Germanien, anderstheils waren dieſe Barbaricarii in ihren Staatsanſtalten eingeſchloſſen und hatten wohl kaum weder Gelegenheit noch Veranlaſſung, ihre Kunſt feindlichen Stämmen zu lehren.

Die Art der Tauſchirung der Römer weicht aber auch von der fränkiſch-alemanniſchen weſentlich ab. Römiſche Tauſchirungen finden ſich meiſtens auf Bronze, ſelten auf Eiſen und Stahl; ſie er-

ſcheinen viel häufiger als Flächentauſchirung wie als Linientauſchirung. Die Darſtellungen erſcheinen mehr wie Malereien, wobei Figuren und Blumen in gefälliger Weiſe aus bunten Metallplättchen, vornehmlich aus Goldplättchen auf dem dunklen Metallgrund aufgetragen ſind. Bei den Tauſchirungen der Deutſchen herrſcht die Linienzeichnung vor, wobei die Linien ſcharf begrenzt, gerade oder in rundlichen Windungen und Verſchlingungen erſcheinen, ganz abweichend von der ſelten vorkommenden römiſchen Linientauſchirung, die meiſt in griechiſchem Stil gehalten iſt. Die römiſchen Flächentauſchirungen ſind oft ſo zart, daß ſich nur ſchwer ſagen läßt, wie der metalliſche Untergrund vorbereitet war, vermuthlich mit dem Grabſtichel durch ganz feine Punktirung. Bei den Tauſchirungen der Franken und Alemannen ſind die Linien in dem Eiſenboden tief und ſcharf eingegraben, ja es kommen Stücke vor, bei denen die Linien mit dem Meiſel eingeſchlagen und dann mit ſtarkem Silberdraht ausgefüllt zu ſein ſcheinen, eine zwar rohe aber dauerhafte Art der Ausführung. In die vertieften Linien wurden Silberdraht oder Drähte von Bronze oder Gold eingelegt, mit dem Hammer ſorgfältig eingeſchlagen, das Ganze dann abgeſchliffen und polirt. Flächen tauſchirte man in der Weiſe, daß der Grund mit dem Rauhhammer rauh gemacht und ſodann Metallblech aufgeſchlagen wurde. Von den Römern haben die Germanen dieſe Kunſt, die bei ihnen zum Schmuck der Waffen, des Pferdegeſchirrs, der Gürtelſchnallen, Knöpfe, Heftnadeln u.ſ.w. die mannigfachſte Verwendung fand, nicht gelernt. Vielmehr ſcheint eine Anknüpfung an eine viel ältere Kunſt der La-Tènezeit nachweisbar zu ſein. So findet ſich beiſpielsweiſe auf einem La-Tèneſchwert von Allach in Bayern,[25] das im Alterthumsmuſeum zu München aufbewahrt wird, eine Goldtauſchirung in der Weiſe, daß die Rippe der Klinge mit einer geraden Goldlinie verziert iſt, während rechts und links Sonne und Mond in Flächentauſchirung erſcheinen. Die ganze Art, namentlich die Linientauſchirung der Rippe erinnert an die viel jüngere fränkiſch-alemanniſche Kunſt.

Nach allem, was wir angeführt haben, war der unmittelbare Einfluß der Römer auf die deutſche Technik, ſo lange beide Nationen ſich feindlich gegenüber ſtanden, nicht ſo groß, als man anzunehmen gewohnt iſt. Viel größer wurde dieſer Einfluß, nachdem die Germanen die Römer beſiegt und ſich in ihren Gebieten feſtgeſetzt und ausgebreitet hatten. Da erſt fingen die Deutſchen an, Gefallen an der fremden Kultur zu finden, ſie zu genießen, ihre eigne einfache Lebensweiſe aufzugeben und ſich nach römiſcher Weiſe einzurichten, und zwar geſchah dies in ſolchem Maaße, daß ihre Eigenart dadurch Schaden litt, ja vielfach zugrunde ging. Mehr und mehr entwickelte ſich in den von den Deutſchen eroberten Ländern der Romanismus, die Pflege römiſcher Kunſt, römiſcher Sitten, römiſchen Rechtes und vielfach auch römiſcher Sprache durch die Deutſchen, wodurch eine neue Miſchkultur entſtand. Dieſe Umwandlung erſtreckte ſich auch auf die gewerbliche Thätigkeit, für welche römiſche Muſter und römiſche Ueberlieferung maßgebend wurden. Durch die innigen Beziehungen der in römiſchem Gebiet ſeßhaft gewordenen Deutſchen zu ihrer alten Heimath wurde der römiſche Einfluß auch auf dieſe übertragen und aus dieſer Verquickung unter fortdauernder ſtarker Beeinfluſſung vom Oſten, beſonders von Byzanz, entſtand die mittelalterliche Kunſt und die mittelalterliche Technik.

Anmerkungen

1. Alterthümer unſrer heidniſchen Vorzeit. Bd. IV. Taf. 25. Text.
2. W. Soldan, Niederlaſſung aus der Hallſtattzeit bei Neuhäuſel im Weſterwald in Annalen des Vereins für Naſſauiſche Alterthumskunde und Geſchichtsforſchung. 1901. Bd. XXXII. S. 145—189.
3. Nach gefälliger brieflicher Mittheilung. Herr Oberlehrer Bodewig zu Oberlahnſtein wird ausführliche Mittheilungen hierüber in dem nächſten Heft der Naſſauiſchen Annalen veröffentlichen.
4. In den Mittheilungen des Hiſtoriſchen Vereins der Pfalz VI. 1877 und in Dr. C. Mehlis, Studien zur älteſten Geſchichte der Rheinlande. Leipzig 1883.
5. Beck, Geſchichte des Eiſens II. S. 693. — Mone in Ztſchr. f. d. Geſch. des Oberrheins 1861 S. 385.
6. Strabo L. V. Kap. I. 6.
7. Diodorus Siculus, Bibl. Hist. V. 13.
8. Dr. C. Mehlis, Studien zur älteſten Geſchichte der Rheinlande. Leipzig. 1883.
9. Vergl. v. Cohauſen und Beck in den Naſſauiſchen Annalen Bd. XIV und Beck, Geſchichte des Eiſens. I. 533.

10. S. v. Cohaufen und L. Beck in Annalen des Vereins für Naffauifche Alterthumskunde und Gefchichtsforfchung. Bd. XIV (1877) S. 324 etc.; Bd. XV (1879) S. 124 etc.
11. Jacobi, Das Römerkaftell Saalburg b. Homburg v. d. Höhe. 1897.
12. J. Heierli, Urgefchichte der Schweiz. 1901. S. 325.
13. v. Cohaufen, Der römifche Grenzwall in Deutfchland. S. 142.
14. a. a. O. S. 201.
15. Limesblatt Nr. 34. S. 934.
16. Dieffenbach, Urgefchichte der Wetterau im Archiv für heffifche Gefchichte Bd. IV. S. 303.
17. Habel, Naffauifche Annalen IV. S. 164—209. Dr. C. Wolff, Kaftell Hofheim in „der Obergermanifch-Rätifche Limes."
18. H. Herzog, Kaftell Buch in „der Obergermanifch-Rätifche Limes." Lieferung X.
19. A. a. O. Lieferung XII.
20. Limesblatt vom 5./12. 1892.
21. Limesblatt 33. Nr. 201. S. 890.
22. Dr. C. Mehlis, Ausgrabungen auf dem Heidenberg bei Kreimbach in der Pfalz im Correfpondenzblatt der deutfchen Gefellfchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgefchichte 1894.
23. S. Jacobi, Saalburg. S. 347.
24. S. die Analyfen von Spannagel in Jacobi, Saalburg. S. 202 u. 203.
25. Abgebildet in „Alterthümer unfrer heidnifchen Vorzeit." Bd. IV. Taf. 49. Fig. 1.

ZUR BESIEDELUNGS-GESCHICHTE DES RECHTSSEITIGEN RHEINTHALS ZWISCHEN BASEL UND MAINZ

VON KARL SCHUMACHER

Nicht von glänzenden Entdeckungen, wie ſie in den letzten Jahrzehnten auf klaſſiſchem Boden gemacht worden ſind, wird im folgenden die Rede ſein, nicht von Schliemann'ſchen Goldſchätzen oder gewaltigen Königsburgen, wie ſie bei Troja, Tiryns, Mycenae und neuerdings auf Creta gefunden wurden, auch nicht von hochragenden Tempelruinen wie von Olympia und Pergamum, vielmehr ſind es beſcheidene und oft recht unſcheinbare Reſte, auf die ich die Aufmerkſamkeit lenken möchte. Aber ſie ſind gefunden auf unſerem Heimatsboden, deſſen Geſchichte uns allen am Herzen liegen muß. Lange zwar hat es gedauert, bis der Deutſche ſich auf ſich ſelbſt beſann und ſeiner heimatlichen Kultur das Intereſſe entgegenbrachte, welches er für die Kulturen fremder Lande hegte. Mögen jene Grabungen in Süd und Oſt nicht nur wegen des Großen und Schönen, das ſie zum Vorſchein bringen, ſondern auch weil ſie die Grundlagen ſind für die Erkenntnis unſerer eigenen Kultur, unvermindert und ungeſchmälert fortgeſetzt werden; auf der andern Seite aber iſt es *eine Ehrenpflicht des deutſchen Volkes, ſeine eigene Vergangenheit genauer zu erhellen, als es bis jetzt geſchehen iſt.*

Welcher Art nun die Probleme und Aufgaben ſind, welche ſich unſerer einheimiſchen Archäologie bieten, das möchten die folgenden Zeilen an einem Beiſpiel vorführen durch die Behandlung einiger beſiedelungsgeſchichtlichen Fragen, welche eine der fruchtbarſten und geſchichtsreichſten Gegenden unſeres Vaterlandes betreffen.

Durch ein faſt jahrhundertlanges fleißiges und opferwilliges, oft allerdings auch kritik- und methodenloſes Sammeln hat unſere heimiſche Altertumsforſchung allmählich ein Fundmaterial zuſammengetragen, welches nicht mehr blos zufällige Einblicke in den kulturellen Werdegang einzelner bevorzugter Örtlichkeiten geſtattet, ſondern bereits zuſammenhängende Bilder der Beſiedelungsgeſchichte weiter Landſtrecken ermöglicht. Und auf der andern Seite gewinnt das wiſſenſchaftliche Studium dieſer Altſachen — nicht zuletzt durch die Beſtrebungen des Mainzer Central-Muſeums — von Jahr zu Jahr an Vertiefung und weiß die zeitliche und kulturgeſchichtliche Stellung derſelben allmählich immer ſicherer zu würdigen.

Möchte dieſes tägliche Zuſtrömen neuen Fundmaterials ſowie der ſichtliche Fortſchritt der wiſſenſchaftlichen Beurteilung desſelben auch von einer derzeitigen, zuſammenfaſſenden Darſtellung der Beſiedelungsgeſchichte größerer Gebiete abraten, ſo überwiegen doch die Vorteile, welche ſich für Grabung und Forſchung aus einem ſolchen Unternehmen ergeben dürften. Schon die Thatſache, daß beiſpielsweiſe die Funde der Rheinebene zwiſchen Mainz und Baſel in mehr als zwei Dutzend Muſeen und Privatſammlungen zerſtreut und in mehr als einem halben Hundert Zeitſchriften und Einzelpublikationen veröffentlicht ſind, läßt zeitweilige Zuſammenſtellungen wünſchenswert erſcheinen. Auch ſollten derartige beſiedelungsgeſchichtliche Fragen womöglich von den Leitern der Grabungen ſelbſt behandelt werden, da ſie die Eigenart des betreffenden Landſtriches genau kennen gelernt haben, und zwar thunlichſt bald nach Abſchluß der Schürfungen. Denn werden die hierbei gewonnenen Eindrücke und Bilder nicht zeitig feſtgelegt, ſo verblaſſen ſie gar leicht im Drange anderer Geſchäfte und Studien oder verlieren, von fremder Hand vorgeführt, den Wert und Reiz einer unmittelbaren Darſtellung.

Die rechtsſeitige Rheinebene zwiſchen Mainz und Baſel eignet ſich wegen ihres einheitlichen geographiſchen Charakters ganz beſonders zu einem derartigen Ueberblick. Im allgemeinen von gleicher Breite, iſt ſie in ihrer ganzen Erſtreckung einerſeits von einem bedeutenden Strom, andererſeits von den gleich fruchtbaren Abhängen des Schwarz- und Odenwaldes begrenzt. Bewäſſert wird ſie in faſt gleichen Abſtänden durch eine große Anzahl von Flüſſen und Bächen, welche nach ihrem Austritt aus dem Gebirge die Ebene in nordweſtlicher Richtung durchfließen. Bietet ſie ſo menſchlicher Anſiedelung im großen und ganzen die gleichen Grundbedingungen,

ſo zeigt ſie im einzelnen doch vielfach fördernde oder hemmende Momente, wie es die fruchtbare und ſchütztende Erhöhung des Kaiſerſtuhls, der mächtige Einſchnitt des milden Neckarthals oder die ſtärkere Verſumpfung bezw. größere Trockenheit einzelner Teile derſelben ſind.

Bei der folgenden Beſprechung der archäologiſchen Dokumente, welche uns das Bild der allmählichen Beſiedelung der Rheinebene erſchließen ſollen, iſt weder Vollſtändigkeit der Aufzählung noch Erſchöpfung der Einzelheiten beabſichtigt. Es entſpräche dies nicht den Zwecken dieſes Aufſatzes und ließe ſich auch nur ſchwer ermöglichen, da ein großer Teil der Funde unſeres Gebietes noch der Ausgrabung aus den Akten der Sammlungen und entſprechender Veröffentlichung harren. Vielmehr ſollen nur beſonders wichtige und charakteriſtiſche Erſcheinungen hervorgehoben und nur die Geſamtergebniſſe unbedeutenderer Fundſtellen berückſichtigt werden. Ausnahmen ſind nur da gemacht, wo bisher unbekanntes Material vorgelegt werden kann, was allerdings nicht ſelten der Fall iſt; doch geſchieht dies meiſtens in den Anmerkungen.

Weitaus die meiſten Fundſtellen wurden von mir perſönlich beſichtigt, auch viele Grabungen auf badiſchem Gebiete von mir ſelbſt vorgenommen, ebenſo wie ich ſämtliche in Betracht kommenden Muſeen und die meiſten Privatſammlungen wiederholt durchgearbeitet habe.

Paläolithische Periode

Wann des erſten Menſchen Fuß unſer Gebiet betreten hat, ſei es zu vorübergehendem, ſei es zu dauerndem Aufenthalte, wiſſen wir noch nicht. Die älteſten, nachweisbaren Spuren des Menſchen gehören der Diluvial-Zeit, archäologiſch geſprochen der paläolithiſchen Periode an, in welcher die Erdoberfläche, ſowie Flora und Fauna noch nicht ihr jetziges Ausſehen gewonnen hatten. Der Menſch hauſte damals, in kleineren Horden zuſammengeſchart, in Wohnungen, die ihm die Natur ſelber bot oder leichte Nachhilfe ſchuf, in natürlichen Höhlen, unter Felſenüberhängen oder in künſtlich in die Lößwände eingeſchnittenen Grubenwohnungen, in ſtändigem Kampfe mit den gewaltigen Tieren jener Vorzeit, die ihm — neben dem Fiſchfang — reichliche Nahrung lieferten, ein unſtätes und gefährdetes Nomadendaſein, wie es heute z. B. noch die Lappen führen, wobei das Renntier wie bei dieſen als Nähr- und vielleicht auch als Zugtier (wenigſtens in den ſpäteren Perioden des Diluviums) eine große Rolle ſpielte. Es iſt wohl kein Zufall, daß die meiſten Überreſte dieſer Zeit bis jetzt im ſüdlichen Teil unſeres Gebietes, deſſen Kalkformation an natürlichen Höhlen und Spalten ſowie an anſtehendem Feuerſteinmaterial reich iſt, zum Vorſchein kamen, ſo am „Iſteiner Klotz" und am Kaiſerſtuhl. Am Iſteiner Klotz zwiſchen Efringen und Iſtein habe ich ſelbſt im September 1900 ſolche Höhlen unterſucht, die in der Felswand gegen 20 m. über der jetzigen Thalſohle nebeneinander liegen, an einer geſchützten, ſonnigen Stelle, an deren Fuß in paläolithiſcher Zeit wohl noch die Waſſer des Rheines rauſchten. Die eine Höhle enthielt eine bis 60 cm. ſtarke Kulturſchicht, durchſetzt von geſchlagenen Feuerſtein- und geglätteten Knochengeräten und einer Unmenge Tierknochen, aber noch keine Hinweiſe auf Kenntnis des Ackerbaus, auch keine keramiſchen Gebilde. Die Inſaſſen der Höhle lagen außer der Jagd dem Fiſchfang ob, wie mehrere Netzbeſchwerer aus flachen Kieſelſteinen mit beiderſeitigen kleinen Ausſchnitten ſchließen laſſen.[1] Gleiche Höhlen befinden ſich weiter nördlich bei Kleinkems, auch am weſtlichen Hange des Kaiſerſtuhlgebirges ſollen ſchon ähnliche Funde gemacht worden ſein.

Fig. 1. Höhlen bei Efringen.

Länger und allgemeiner bekannt iſt die in eine Lößwand eingeſchnittene Station der Renntierzeit bei Munzingen am Tuniberg, einem Vorberg des Kaiſerſtuhls, wo zuerſt A. Ecker 1874

unweit einer Quelle eine Anzahl geſchlagener Steingeräte, Renntierknochen u. ſ. w. fand.[2] Von dem damaligen Ausſehen der Gegend entwirft der verdiente Forſcher folgende anſchauliche Schilderung (Schauinsland, IV, S. 96): „Ein wenig einladendes Ausſehen hatte damals unſer geſegnetes Oberland. Fichtenwald bedeckte anſtatt wogender Kornfelder die ganze Ebene abwechſelnd mit weiten Waſſerflächen, den Reſten der ehemaligen Überflutung, oder Sümpfen, und anſtatt Rinderherden bildeten ſcheue Renntiere die Staffage der öden Landſchaft, die ein grauer, wolkenſchwerer Himmel bedeckte. Und wenn es möglich war, vom Tuniberg aus durch die neblige Atmoſphäre einen weiteren Überblick zu gewinnen, ſo ſah man Schwarzwald, Vogeſen und Jura bis tief herab mit Schnee bedeckt, und unſere Schwarzwaldflüſſe wälzten ungeſtüm ihre trübe Flut dem breiten mächtigen Rheinſtrom zu."

Ganz unſicher ſind dagegen die Spuren des paläolithiſchen Menſchen bei Lahr, wo zu Beginn des vorigen Jahrhunderts (1825) in der diluvialen Lößwand ein menſchlicher Schädel gefunden wurde,[3] ferner ein Schädel aus dem Rheinkies bei Mannheim,[4] welcher Ähnlichkeit mit dem bekannten Neanderthalſchädel gehabt haben ſoll, und eine möglicherweiſe noch paläolithiſche Feuerſteinlanze aus dem Löß von Ziegelhauſen bei Heidelberg.[5] Leider nicht genügend beachtet wurden zahlreiche Knochenreſte in diluvialen Sanden am Mainufer bei Raunheim, die z. T. Spuren menſchlicher Bearbeitung trugen (vgl. Quartalbl. d. hiſt. Ver. f. d. Großh. Heſſen, N. F., I, S. 456), doch ſind einige gerettet in die kleine Sammlung des Herrn Lehrers Buxbaum in Raunheim. Sicher einer jüngeren Periode gehören an die von Lepſius, das Mainzer Becken (Darmſtadt, 1883, S. 164) für die paläolithiſche Zeit in Anſpruch genommenen Funde bei Erfelden an der Rheinniederung, ein bearbeitetes Geweihſtück und ein Thongefäß. Auch im Elſaß und der Rheinpfalz begegnen nicht ſelten Funde ähnlicher, mehr oder weniger zweifelhafter Art in den Lößterraſſen, ſo bei Egisheim, Schiltigheim, Neuſtadt etc., während andere, wie die Überreſte von Vöcklinshofen, Achenheim u. a. zuverläſſigere Anhaltspunkte bieten. Indeſſen dürfte immerhin feſtſtehen, daß dieſe älteſte Bevölkerung nicht nur in den Kalkſteinhöhlen der ſüdlichen Rheinebene, ſondern auch in künſtlich gegrabenen Erdlöchern an den lehmbedeckten Abhängen des Gebirgs weiter nördlich hauſte, vielleicht auch an den Hochgeſtaden der größeren Flüſſe. Ohne Zweifel umfaßt die paläolithiſche Periode ſehr lange Zeiträume mit zum Teil verſchiedenem Klima, ohne daß bis jetzt die einzelnen Entwicklungsſtadien klar auseinandergehalten werden könnten, wenn auch die Funde vom Iſteiner Klotz und Munzingen einen entſchieden älteren und primitiveren Eindruck machen, als beiſpielsweiſe die Funde von Thayngen und Schaffhauſen. Doch gebührt über dieſe Frage in erſter Linie den Geologen und Paläontologen das Wort, die nach den Ablagerungen der Gletſcher, den erhaltenen Tier- und Pflanzenreſten verſchiedene Stufen zu ſcheiden in der Lage ſind.

Neolithische- und Bronzezeit

Allmählich wölbte ſich ein milderer Himmel über die Rheinebene, Erdoberfläche, Flora und Fauna nahmen ihre heutige Geſtalt an, und ein neues Volk wanderte ein, welches den Stein zu glätten verſtand und Ackerbau und Viehzucht trieb. Auch für dieſe neolithiſche Periode, die bis jetzt weder hier noch anderwärts in Deutſchland durch Übergangsfunde mit der paläolithiſchen verknüpft iſt, laſſen ſich noch nicht die einzelnen Stufen der Entwicklung mit Sicherheit feſtlegen. Nach der Form und Verzierungsweiſe der Thongefäße und der mit ihnen jeweils vergeſellſchafteten eigentümlichen Beile und Schmuckſachen unterſcheidet man zwar deutlich verſchiedene Fundgruppen, wie diejenige der Pfahlbauten-, Band- und Schnurkeramik, doch iſt die zeitliche Abfolge derſelben noch ſehr umſtritten. Deshalb und weil nur in ſeltenen Fällen genauere Beobachtungen über die Zeitſtellung der einzelnen Fundſtätten vorliegen, dürfen wir für unſere Zwecke dieſe jüngere Steinzeit zunächſt noch als ein einheitliches Ganzes betrachten. Auch der früher angenommene zeitliche Unterſchied zwiſchen Pfahlbauten und Landanſiedelungen läßt ſich nicht mehr aufrecht erhalten, da im Rheinthale zahlreiche Landanſiedelungen mit ausgeſprochener Pfahlbautenkultur gefunden ſind.

Neolithiſche Spuren begegnen im Rheinthal hauptſächlich in zwei langen, ſchmalen Streifen, einmal längs des Weſtrandes des Gebirges und dann längs des Hochgeſtades des Rheins.

Längs des Gebirges finden ſie ſich ebenſowohl auf iſolierten, in die Rheinebene vorgeſchobenen höheren Bergkuppen wie auf den flacheren Vorhügeln mit ihrem fruchtbaren Lößboden, namentlich in der Nähe querender Thaleinſchnitte, ferner aber auch in dem unmittelbar vorliegenden Teile der Ebene, welcher noch heute faſt längs der ganzen Ausdehnung des Gebirges einen ſchmalen, waſſerreichen und vielfach noch ſtark verſumpften Streifen zeigt. Solche Fundſtellen längs des Gebirges ſind z. B. Efringen, Blanſingen, der Schönberg bei Freiburg, Riegel, Malterdingen, Lahr, Offenburg, Sandweier, Jöhlingen, Weingarten, der Michelsberg bei Bruchſal, Rettigheim, Wiesloch, Walldorf, Rohrbach, Heidelberg,[6] nördlich des Neckars z. B. Schriesheim, Heppenheim, Bensheim, Auerbach, Jugenheim, Seeheim, Malchen, Nieder- und Oberbeerbach, Eberſtadt, Darmſtadt, Langen, Sprendlingen.[7]

Längs des Hochgeſtades des Rheines ſeien von Fundorten genannt: Bellingen, Burkheim, Auenheim, Weisweil, Iffezheim, Huttenheim, Brühl, Neckarau, Mannheim, Lampertheim, Bobſtadt, Hofheim, Nordheim, Wattenheim, Biblis, Rohrheim, Gernsheim, Stockſtadt, Leeheim, Geinsheim, Wallerſtädten, Trebur.[8] Dieſe letzteren Fundſtellen befinden ſich teils auf dem Hochufer ſelbſt, namentlich auf den vorſpringenden und leicht zu verteidigenden Ecken desſelben, meiſt in der Nähe einer Quelle oder eines Baches, teils in der vorliegenden Niederung; einige Funde ſtammen auch aus dem Rheine ſelbſt. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir dieſe Spuren längs des Rheins größtenteils mit Fiſcherhütten und Fiſcherdörfern in Beziehung ſetzen, welche nach Art der Pfahlbauten angelegt waren. Einzelne der Funde mögen allerdings auch von Zufluchtsſtätten herrühren, da die Sümpfe und Moräſte ſtets in Kriegszeiten beliebte Schlupfwinkel bildeten. Die Anſiedler am Gebirgsrande mit ſeinem leicht zu bearbeitenden Lehmboden dürften dagegen hauptſächlich Ackerbau und Viehzucht getrieben haben. Günſtige Viehweiden, welche die Fiſcher wie die Bauern nicht entbehren konnten, waren ſowohl am Fuße des Gebirges wie in den Niederungen am Hochgeſtade vorhanden.

Aus der größeren oder geringeren Anzahl von Fundplätzen in den einzelnen Abſchnitten laſſen ſich bis jetzt keine allgemeinen Schlüſſe auf verſchiedene Stärke der Beſiedelung ziehen, weil die Verſchiedenartigkeit der archäologiſchen Nachforſchung und der landwirtſchaftlichen Bebauung der einzelnen Gegenden dabei außerordentlich in Betracht kommt. Ein inſtruktives Beiſpiel in letzterer Hinſicht giebt Rheinheſſen, wo ſtein- und bronzezeitliche Funde aus Flachgräbern und Grubenhütten ſehr häufig, dagegen Hallſtatt-Überreſte verhältnismäßig ſelten ſind, offenbar weil hier die Grabhügel dieſer Periode mit den Wäldern dem Acker- und Rebbau zum Opfer fielen. Daß die Weſtränder des Gebirges zwiſchen Ettlingen und Heidelberg und nördlich von Bensheim in dieſer und allen folgenden Perioden durch beſondere Dichtigkeit der Beſiedelung ſich hervorthun, hängt mit der Fruchtbarkeit dieſes Hügellandes zuſammen, welches auch im Hinterland bis an den Neckar bezw. Main wohl bevölkert war, während die Höhen des Schwarzwaldes ſüdlich von Ettlingen ſowie des Odenwaldes zwiſchen Heidelberg und Bensheim ein ziemlich unberührtes Urwaldgebiet bildeten, das nur in ſeinen Ausläufern nach der Rheinebene einige Kulturſpuren aufweiſt und erſt im Beginn des Mittelalters menſchlicher Anſiedelung erſchloſſen wurde. Doch ſcheinen einige Teile auch des höheren Odenwaldes nach den neueren Forſchungen von E. Anthes wenigſtens zeitweiſe bewohnt geweſen zu ſein (vgl. Arch. f. heſſ. Geſch., 1902, S. 279 f.).

Zwiſchen dieſen beiden Siedelungsſtreifen längs des Gebirges und des Rheinhochufers ſind in der flachen Ebene neolithiſche Wohnſpuren bis jetzt ziemlich ſelten gefunden mit Ausnahme einiger wenigen Landſtriche, welche ſich beſonders günſtiger Verhältniſſe erfreuen. Im Süden ſind es die iſolierten, fruchtbaren Erhebungen des Kaiſerſtuhls und Tunibergs,[9] weiter nördlich die überſchwemmungsfreien, lehmbedeckten Hochgeſtade einiger Querflüßchen und Bäche, wie der Schutter, Kinzig, des Kriegsbachs, Leimbachs und des Neckars, der Weſchnitz, der Modau, des Schwarzbachs.[10] Wenn in dem Abſchnitt zwiſchen Neckar, Weſchnitz und Schwarzbach ſich die neolithiſchen Funde beſonders häufen, ſo ſind ſie ebenſo dem größeren Waſſerreichtum dieſer Gegend, namentlich in den alten Weſchnitz- und Neckarbetten, wie der intenſiveren

Nachſpürung, beſonders Fr. Kofler's, zuzuſchreiben. Auch zwiſchen Neckar und Pfinz ſowie ſüdlich der Kinzig dürften bei emſigerer archäologiſcher Nachforſchung mit der Zeit wohl noch mehr Spuren dieſer Periode zu Tage kommen, wie die neueren Entdeckungen des Mannheimer Altertums-Vereins in der dortigen Umgebung, K. Pfaffs bei Heidelberg, A. Bonnets in der Umgegend Karlsruhe's hoffen laſſen.

Auch in der Bronzezeit ſind die meiſten Anſiedelungsſpuren einerſeits längs des Gebirgsrandes, anderſeits am Rheinhochgeſtade feſtzuſtellen. Während aber die ſteinzeitlichen Überreſte bis jetzt größtenteils von Wohnplätzen herrühren, ſtammen die bronzezeitlichen vielfach auch von Flachgräbern und Grabhügeln bezw. Urnenfeldern, die in einiger Entfernung von den Hüttenſtellen gelegen haben können, wenn auch ſelten weit. Aus dem älteren Abſchnitt der Bronzezeit, während deſſen in ganz Südweſtdeutſchland die Leichen unverbrannt beigeſetzt wurden, begegnen längs des Gebirges folgende Fundorte: Heitersheim, (Wiesneck), Riegel, Kenzingen, Weingarten, Jöhlingen, Stettfeld, Heidelberg, Jugenheim, Eſchollbrücken, Griesheim, Kranichſtein, Baierſeich, Mörfelden, Koberſtadt, Kelſterbach.[11] Aus der jüngeren Bronzezeit, die ſich durch Grabhügel mit Leichenbrand und die ſog. Urnenfelder charakteriſiert, ſind es: Rheinweiler, Liel, Staufen, Lahr, Baden-Baden, Ettlingen, Weingarten, Forſt, Ubſtadt, Wiesloch, St. Ilgen, Heidelberg-Neuenheim, Doſſenheim, Weinheim, Eberſtadt, Eſchollbrücken etc.[12] Beachtenswert erſcheint, daß unter dieſen Fundorten der jüngeren Bronzezeit bereits eine weit größere Anzahl nicht mehr an den Abhängen des Gebirges, ſondern am Fuße desſelben und in der Ebene ſelbſt, in der Nähe der querenden Bäche, liegen. Längs des Rheinhochgeſtades ſind u. a. folgende Fundſtellen der älteren Bronzezeit bekannt: Iſtein, Weisweil, Rheinbiſchofsheim, Hügelsheim, Liedolsheim, Graben, Huttenheim, Hockenheim, Brühl, Lampertheim, Nordheim, Wallerſtädten,[13] aus der jüngeren Bronzezeit: Kirchen, Rheinau, Liedolsheim, Graben, Huttenheim, Mannheim, Kirſchgartshauſen, Lampertheim, Bürſtadt, Gernsheim, Biebesheim, Stockſtadt, Leeheim, Wallerſtädten etc.[14] Ein Teil dieſer bronzezeitlichen Niederlaſſungen längs des Rheines liegt wieder in den Niederungen ſelbſt und hat da und dort pfahlbauartige Überreſte hinterlaſſen, ein anderer Teil befindet ſich aber auf dem Hochufer. In der Ebene zwiſchen dieſen beiden Zonen begegnen in Baden bis jetzt nur ganz vereinzelte Spuren der älteren Bronzezeit, und zwar wiederum beſonders am Kaiſerſtuhl und an bedeutenderen Waſſerläufen, ſo an der Kinzig und am Neckar,[15] während ſie in dem heſſiſchen Teile wie ſchon in der Steinzeit etwas häufiger auftreten.[16] Ganz beträchtlich an Zahl nehmen ſie aber in der ganzen Rheinebene zu gegen das Ende der Bronzezeit, wie die Funde von Thiengen und Gottenheim am Tuniberg, die älteſten Grabhügelfunde von Gündlingen, die „Urnenfelder" von Oftersheim, Friedrichsfeld, Ladenburg, Wallſtatt (am Atzelberg), Käferthal, Viernheim, die Funde bei Lorſch, Hahn, Eſchollbrücken, Wolfskehlen, Groß-Gerau, Rüſſelsheim etc.[17] zeigen.

Vergleicht man die Siedlungsſpuren der Stein- und Bronzezeit aus dem Rheinthal mit denen der Bodenſeegegend, der Hochebene beiderſeits des oberen Donauthals, des Hügellandes zwiſchen Schwarzwald und Odenwald und der nördlichen Abhänge des Odenwaldes, ſo erſcheinen diejenigen der Rheinebene und namentlich ihres ſüdlichen Teiles weſentlich dünner geſäet, als die des Bodenſees und der genannten fruchtbaren Hügellandſchaften. Die Bevölkerung dieſer Zeit bevorzugte augenſcheinlich die Umgebungen der größeren und kleineren Seen und die lößbedeckten, waſſerreichen Hügelgegenden, wo ſie günſtigen Boden für Ackerbau und Viehzucht, aber auch geeigneten Schutz fand, ſei es in den Pfahlbauanlagen, ſei es auf iſolierten Bergkuppen. Gegen das Ende der Bronzezeit trat, wohl infolge neuer Völkerbewegungen oder zunehmender Bevölkerungszahl, eine Änderung ein, wie ſchon das Verlaſſen der Pfahlbauwohnungen in den Seen nahe legt. So überraſcht es uns nicht, daß im Rheinthal während der älteren Periode einerſeits die weſtlichen Ausläufer des Gebirges, anderſeits das Hochgeſtade des Rheins und die angrenzenden ſumpfigen Niederungen am dichteſten beſiedelt ſind, während eine intenſivere Kultivierung der Rheinebene erſt mit der beginnenden Hallſtatt-Periode eintritt, wie namentlich die zahlreichen Urnenfelder in derſelben verraten, welche gerade dieſem Übergang von

der Bronzezeit zur Hallſtatt-Periode angehören. Ganz dieſelbe Erſcheinung zeigt auch das Elſaß (vgl. die archäologiſche Karte von Winkler und die Arbeiten von Forrer, Gutmann, Henning etc.). Auch hier finden ſich die älteſten Spuren hauptſächlich in dem Hügelland des älteren Alluvium, auf den Ausläufern des Jura und der Vogeſen und auf einzelnen Erhebungen des Rheinthals.

War in dieſer Periode auch noch der größte Teil der Rheinebene mit Wald bedeckt und die wildverwachſenen Niederungen von zahlloſen Altwaſſern und Lachen durchzogen, ſo konnte man doch ſchon da und dort an den Bach- und Flußläufen und mehr noch an den Abhängen des auf den Höhen vom dichteſten Urwald bedeckten Gebirges Lichtungen und Rodungen ſehen, die in der Nähe der primitiven Hütten lange Streifen dürftig bebauten Ackerlandes zeigten. Die Wohnungen ſelbſt, Blockhäuſer, Fachwerkhütten und Grubenwohnungen, lagen häufig in größeren oder kleineren Gruppen beiſammen, nicht ſelten von einem Graben, Wall oder Paliſſadenwerk umgeben. Längs des Gebirgsfußes ſowie dicht hinter dem Hochgeſtade des Rheines zog wohl ſchon damals eine unregelmäßige Wegſpur, die urſprünglich mehr einem Wildpfad gleichend, im Verlaufe der Jahrhunderte immer mehr ausgetreten wurde. Das Vorhandenſein ſolcher Wege ergiebt ſich mit Notwendigkeit aus den Bedürfniſſen einer ſo langen Kette von Siedelungen ſowie aus den Depotfunden der jüngeren Bronzezeit von Baſel, Ettlingen, Doſſenheim, die wahrſcheinlich von wandernden Hauſierern und Erzarbeitern herrühren.[18] Auch Querpfade vom Gebirge nach dem Rheine ſind anzunehmen, beſonders längs der Flüſſe und Bäche, wie der Depotfund von Griesheim an der Kinzig bei Offenburg und die erwähnten Siedelungsſpuren an einigen derſelben nahelegen. Recht alt erſcheinen namentlich die aus dem Donau- und Mainthal an den Rhein führenden Wege, wie der zwiſchen Kocher und Jagſt in der Richtung gegen Speyer ziehende oder der die Mainkrümmungen abſchneidende uralte Weg von Kelſterbach durch den Frank-

Steinzeitliche Ansiedelung auf dem Michelsberge bei Unter-Grombach

furter und Iſenburger Wald nach Hainſtadt-Krotzenburg, wie die frühzeitigen, längs desſelben liegenden zahlreichen Grabhügel- und Anſiedelungsgruppen beweiſen. Auch Einbaum, Flöße und kleinere Laſtſchiffe werden auf den größeren Waſſerſtraßen ſchon damals nicht ſelten erblickt worden ſein.[19]

Von einem geſchloſſenen ſteinzeitlichen Dorfe am Gebirgsrande giebt eine anſchauliche Vorſtellung die Anlage auf der Kuppe des Michelsberges bei Untergrombach (vgl. den Plan auf S. 21). Die von einem Spitzgraben und urſprünglich wohl auch einem Wall oder Paliſſadenzaun umgebene bewohnte Fläche hat eine ovale, der Bergform entſprechende Geſtalt von ca. 400 m. Länge und ca. 200 m. Breite. Innerhalb derſelben ſind außer einem Dutzend Gräber bereits über 100 Wohn- und Herdgruben aufgedeckt, die in langen Reihen mit gaſſenartigen Zwiſchenräumen angeordnet ſind. Zeigen die vor der Winterkälte ſchützenden Gruben auch runde oder ovale Formen (bis ca. 5 m. Dchm.), ſo werden ſich doch darüber oder daneben zum mindeſten für den Sommer viereckige Block- und Fachwerkhäuſer erhoben haben, da die Pfahlbauhütten ſicher viereckig waren und in anderen neolithiſchen Landanſiedelungen z. B. bei Großgartach und bei Bühl (Amt Waldshut) auch Hütten in Rechtecksform nachgewieſen ſind. Die bei Großgartach aufgedeckten neolithiſchen Wohnſtätten (vergl. A. Schliz, das ſteinzeitliche Dorf Großgartach, 1901) ſtellen rechtwinklige, ca. 1 m. tief in den Boden eingeſchnittene Grubenhütten von ca. 6 × 5 m. Größe dar, welche Herd-, Abfall- und Vorratsgruben, erhöhte Schlafſtellen, Lehmbänke und nicht ſelten eine Art Vorplatz enthalten. Die Wände beſtanden aus lehmbeſtrichenem, bisweilen auch bemaltem Flechtwerk (Großgartach, Neuenheim) oder geſpaltenem Stangenholz, die Dächer wohl aus Stroh. Etwas größere Stallungen (z. B. 8.40 × 5.80 m.) liegen öfters neben der Wohnhütte. Alſo ganz ähnliche Grundriſſe und Verhältniſſe, wie wir ſie aus den Pfahlbauten von Schuſſenried, des Bodenſees und der Schweiz kennen (vgl. Veröff. der Karlsruher Sammlungen, II, S. 30), wo auch die erwähnten Vorplätze und neben den Hütten nicht ſelten Stallgebäude nachgewieſen ſind. Die in den Abfallgruben des Michelbergs erhobenen Knochen, augenſcheinlich von den Reſten der Nahrung herrührend, weiſen auf folgende Tierarten hin: bos taurus und bos primigenius, Schwein, Schaf oder Ziege, Hirſch, Hund, Fuchs. Vom Pferd wurde nur eine zerſchlagene tibia gefunden. Der Hüttenbewurf enthält die Spelzen von Gerſte, eine der Vorratsgruben enthielt eine 20 cm. hohe Schicht verkohlten Getreides, das noch nicht näher beſtimmt iſt. Nicht ohne Intereſſe iſt die Thatſache, daß der Eingang durch den Grabenring des Michelsbergs vom Gebirge her an einer Stelle lag, wo heute noch ein offenbar uralter Feldweg einmündet: alſo eine Continuität der Verhältniſſe, die uns ſtaunen macht und wohl am beſten durch das lange Vorhandenſein des hemmenden Erdwalls erklärt wird. Eine Dorfniederlaſſung der Stein- und der Bronzezeit am Flußhochgeſtade ſtellt die großartige bei Urmitz entdeckte Anlage dar, welche zuerſt für Cäſars Rheinfeſtung gehalten wurde, eine über 1200 m. lange und über 700 m. breite, von Graben, Wall und Paliſſadenzaun umgebene Anſiedelung unmittelbar am Ufer des Rheins (vgl. Bonner Jahrb., Heft 104 und 107).

Aber auch außerhalb der geſchloſſenen Dorfanlage auf dem Michelsberg fanden ſich ſchon in geringer Entfernung mehrere vereinzelte Hütten, und gleiche Zerſtreuung der Wohnungen konnte z. B. bei Heidelberg, Heilbronn und Großgartach beobachtet werden. Bei Heidelberg liegen mehrere Einzelgruppen neolithiſcher Hütten längs des linken und rechten überſchwemmungsfreien Hochgeſtades des Neckars in der Nähe des alten Ortes Bergheim bis zum Tonnenhof und unterhalb Neuenheim, und bei Großgartach ſind ca. 100 neolithiſche Wohnſtellen in mehreren Gruppen an den Hängen des Leimbachs auf eine Erſtreckung von mehreren Kilometern nachgewieſen worden (vgl. Schliz, das ſteinzeitliche Dorf Großgartach), wobei natürlich nicht ausgeſchloſſen iſt, daß auch dieſe kleineren Gruppen von Wohnungen durch Wall und Graben oder Paliſſadenzaun abgeſchloſſen waren. Auch in den Pfahlbauten des Bodenſees begegnen neben den großen Dorfanlagen Gruppen vereinzelter Pfahlwohnungen (vgl. meine Bemerkungen in den Veröffentlichungen der Karlsruher Sammlung, II, S. 36). Es läßt ſich daraus mit ziemlicher Sicherheit ſchließen, daß ſchon von der Steinzeit ab, und zwar in verſchiedenen Phaſen derſelben, geſchloſſene Wohnweiſe und Einzelſiedelung nebeneinander beſtanden, je nach den örtlichen Verhältniſſen, Beſchäftigungen und Neigungen der Siedeler. Doch ſcheint der Zuſammenſchluß zu großen wohlgeordneten Gemeinweſen in dieſer Periode weitaus vorgeherrſcht zu haben, da an den meiſten Stellen, wo vereinzelte ſteinzeitliche Objecte erhoben worden ſind, bei genauerer Nach-

forſchung ausgedehnte Wohnanlagen zum Vorſchein kommen. Leider begnügt man ſich aber allerorts immer noch zu ſehr mit der Gewinnung der zufällig aufgedeckten Funde, ohne die Umgebung derſelben einer näheren Unterſuchung zu unterziehen.

Die Pfahlbautenwohnungen in den Niederungen am und im Rhein dürfen wir uns ganz ähnlich vorſtellen wie diejenigen in den Seen der alpinen Zone, der terramare Oberitaliens etc., wo ohne Zweifel ſtammverwandte Völker ſaßen. Daß ſie unter Umſtänden ganz namhafte Größe und Bedeutung gewannen, hauptſächlich in der Bronzezeit, dies beweiſen am beſten die ſo zahlreichen und wertvollen Funde aus dem Rhein bei Mainz, im Laubenheimer Grund, an der Mainſpitze, bei der Peters-, Ingelheimer- und Rettberg-Au (vgl. beiſtehende Karte mit den Hauptfundſtellen). Denn wenn auch viele dieſer Funde vom Rhein angeſchwemmt ſind und ſogar von zerſtörten Gräbern herrühren mögen, erſcheint dies für die Maſſe derſelben ausgeſchloſſen. Es ſind meiſtens günſtige flache Stellen in der Nähe von Inſeln, die dieſen Pfahldörfern ähnliche Verhältniſſe wie die ſeichten Seebuchten boten. Solche Flußpfahlbauten der Stein- und Bronzezeit hat man auch anderwärts beobachtet, neuerdings unter beſonders günſtigen Umſtänden an der Save bei Bosniſch-Gradiska, wo noch ziemlich gut erhaltene Wohnhäuſer mit reichem Fundmaterial feſtgeſtellt werden konnten. Daß ein und dieſelbe Bevölkerung bald auf Pfahlbauten in den Seen und Flüſſen, bald in Landanſiedelungen wohnte, das iſt durch die neueren Funde vom Michelsberg und ähnliche (Landau, Albig bei Alzey, Bingen, Urmitz, Schierſtein etc.) mit voller Sicherheit erwieſen. Dagegen iſt das Verhältnis der Pfahlbaudörfer dieſes Typus zu den Landanſiedelungen mit band- und ſchnurverzierter Keramik in chronologiſcher wie ethniſcher Beziehung noch nicht aufgeklärt. Vielfach hat man den Eindruck, als ob die Landanſiedelungen mit Pfahlbautenkultur, wie die in den Seen und Sümpfen, durch Anlagen auf Höhen und Umwallungen viel mehr auf Schutz bedacht waren, als diejenigen der Bandkeramik (ſowohl der ſpiralverzierten wie derjenigen vom Nierſtein-, Albsheim-, Großgartacher Typus), welche mehr in freiem Gelände gefunden werden, auf den lößbedeckten äußerſten Hängen der Gebirgsränder, längs der Flußhochgeſtade und auf kleinen Erhöhungen der Ebene.

Von Landanſiedelungen der Bronzezeit iſt auf unſerem Gebiet bis jetzt keine einzige näher unterſucht worden, wenn auch da und dort einzelne Hüttengruben und Wohnſtellen angeſchnitten wurden (bei Weisweil am Kaiſerſtuhl, Huttenheim etc.). Wie die Grabhügelgruppen dieſer Periode bald eine geringe, bald eine große Anzahl von tumuli enthalten, ſei es enger zuſammengeſchart oder weiter auseinandergezogen, und die Urnenfelder die verſchiedenſte Ausdehnung zeigen, ſo dürften auch die Siedelungen der Lebenden nach Größe und Art ungemein gewechſelt haben, bald geſchloſſene Dorfanlagen an geſchützter Stelle, bald Einzelgehöfte inmitten günſtigen Acker- und Weidelands. Die Hütten beſtanden teils aus runden oder ovalen Wohngruben, teils aus viereckigen Baracken und Blockhäuſern, deren Bau gegenüber den ſteinzeitlichen manche Fortſchritte aufwies, wie namentlich die Pfahlbautenfunde lehren.

Fig. 4. Grabhügel bei Villingen im Schwarzwald.

Hallstatt-Periode

Auch in der Hallſtatt-Periode begleiten den Gebirgsrand immer noch zahlreiche Siedelungsſpuren, ſo bei Wintersweiler, Müllheim, Malterdingen, Appenweier, Weingarten, Untergrombach, Walldorf, Wiesloch, Heidelberg, Heppenheim, Pfungſtadt, Beſſungen, Darmſtadt, Koberſtadt b. Langen, Mörfelden etc.,[20] ebenſo das Rheinhochgeſtade, ſo bei Kappel, Meißenheim, Hügelsheim, Iffezheim, Wieſenthal, Kirrlach, Schwetzingen, Lampertheim, Bürſtadt, Griesheim, Wallerſtädten, Ginsheim,[21] während die Funde in der Rheinniederung jetzt ſeltener werden (einige bei Huttenheim etc.[22]). Aber auch in der Rheinebene ſelbſt begegnen ſie von nun ab recht zahlreich, am dichteſten in der Umgebung des Kaiſerſtuhls und Tunibergs, ſo bei Buchheim, Merdingen, Gündlingen, Rimſingen, Munzingen, Schlatt, Riegel etc.,[23] ferner zu beiden Seiten des unteren Neckars bei Heidelberg, Ladenburg, Wallſtatt[24] und recht häufig auch in der heſſiſchen Rheinebene, im Lorſcher und Bürſtadter Wald, bei Groß-Gerau, Trebur, Mörfelden etc.[25]

Beachtenswert erſcheint, daß die zahlreichen, meiſt ſyſtematiſch unterſuchten Grabhügel in der Ebene am Kaiſerſtuhl und am Tuniberg nur ſelten Reſte der Stein- und älteren Bronzezeit enthalten, ſondern wie die zahlreichen Grabhügel in der Umgebung des Bodenſees[26] mit der älteren Hallſtatt-Periode bezw. mit dem Übergang zu derſelben beginnen, dann aber ſämtliche Stufen derſelben vorführen, erſt Beſtattungs-, dann Brand-, dann wieder Beſtattungsgräber. Sie legen alſo die Vermutung nahe, daß die ſüdlichen Teile der Rheinebene erſt damals dichter beſiedelt wurden, und zwar gerade von der Bevölkerung, welche die Pfahlbauſtationen verlaſſen hatte, ſei es, daß dieſer Teil der Ebene erſt in dieſer Zeit trockener und anbaufähiger wurde, ſei es, daß das neolithiſche und bronzezeitliche Volk in den Seen, Flüſſen und Niederungen genügend Wohngelegenheit hatte. Daß dieſe Bevölkerung durch Ackerbau und Viehzucht ziemlichen Wohlſtand erlangte, verraten die reichen Grabbeigaben an Metallgefäßen, Bronze- und Goldſchmuck, die z. T. weither importiert ſind und auf verbeſſerte Handels- und Verkehrswege ſchließen laſſen. Unter den Grabhügeln dieſer Periode zeigen einige ganz gewaltige Dimenſionen, ſo bei Buchheim am ſüdlichen Abhang des Kaiſerſtuhls ein Hügel von 120 m. Dchm. und 4 m. Höhe auf ebenem Wieſengelände, bei Kappel a. Rh. auf freiem Ackerfeld ein tumulus von 75 m. Dchm. und noch 2.5 m. Höhe, bei Hügelsheim (Amt Raſtatt) im Ackerfelde ein Hügel von 70 m. Dchm. und noch über 3 m. Höhe. Sie bergen im Innern unter mächtigen Steingewölben eine oder mehrere Grabkammern aus Holzbalken oder Dielen, welche, wenn auch nur andeutungsweiſe, die Geſtalt der damaligen Blockhäuſer wiedergeben, wie das Bild der Villinger Grabkammer (Fig. 5, S. 26) veranſchaulichen mag. Die Toten ſind in vollem Schmucke, nicht ſelten mit prächtigem Goldgeſchmeide, und im Glanz ihrer Waffen beigeſetzt, oft mit Streitwagen und Roſſen, ſtets umgeben von mannigfachen Geräten und Gefäßen aus Bronze und Thon. Die für ſie gewählte Bezeichnung „Fürſtengräber“ trifft jedenfalls inſofern das Richtige, als hier ohne Zweifel reiche und mächtige Häuptlinge mit ihren Angehörigen ruhen, denen ein ganzes Volk das Grabmal getürmt hat. Wie die Fürſtengräber bei Villingen, Ludwigsburg, Hunderſingen etc. bezeichnen ſie den Mittelpunkt der betreffenden Stammſitze und geben uns Fingerzeige, in ihrer Nähe die Überreſte ausgedehnterer Siedelungen zu ſuchen.

Von Dorfanlagen dieſer Zeit iſt mit Ausnahme derjenigen in der Koberſtadt bei Langen (vgl. jetzt F. Kofler, Arch. f. heſſ. Geſch., III (1902), Heft 2) und einer gewaltigen Umwallung im Walde bei Lorſch, über die aber noch nichts veröffentlicht iſt, auf unſerem Gebiete noch keine in größerem Umfang unterſucht worden, während einzelne Grubenwohnungen ſowie kleinere Gruppen von Hüttenſtellen da und dort feſtgeſtellt ſind. Die intereſſante Hallſtatt-Anſiedelung in der Koberſtadt liegt auf einer flachen Vorterraſſe des Odenwalds und umſchließt mit ihrem mehrfachen Paliſſaden- bezw. Flechtwerkzaun in unregelmäßiger Form eine Fläche von etwa 350 m. Länge und 150 m. Breite, außer den Hütten auch eine Anzahl Grabhügel umfaſſend, während andere Grabhügel außerhalb der Umzäunung liegen. Ähnlicher Art ſcheinen auch verſchiedene andere größere und kleinere Anſiedelungen am Weſtrand des Odenwalds in der Nähe von Darmſtadt, bei Heppenheim etc. geweſen zu ſein, welche teils am Hange, teils auf dem Plateau dieſer niederen Vorhöhen in der Nähe von Quellen und kleinen Wieſenthälchen liegen, Hütten und Grabhügel meiſt nahe bei einander, bisweilen inmitten von Ackerbauterraſſen (vgl. auch Soldan, Naſſ. Annalen, 1901 (XXXII), S. 151, Anm. 2 und jetzt über die Anſiedelung in der Nähe von Traiſa bei Darmſtadt die Darmſt. Zeitg., 1902, No. 488). Zur Ergänzung der Siedelungsbilder dieſer Zeit müſſen daher einſtweilen die Ergebniſſe herangezogen werden, welche z. B. Soldan von einer ſehr ausgedehnten Dorfanſiedelung auf einem Plateau und an der Berglehne bei Neuhäuſel im Weſterwald[27] oder K. Miller auf der ſchwäbiſchen Alp gewonnen hat. Bei Neuhäuſel liegen um einen Kern größerer viereckiger Holzbauten, deren Pfoſtenlöcher vortrefflich nachgewieſen werden konnten, mehrere Hunderte flacher Hügelchen, welche über einer einfachen Tenne viereckige Lehmbaracken aus Reiſiggeflecht mit Herdgruben und Kellerchen trugen. Einzelne der Hütten, deren Seitenlänge im allgemeinen zwiſchen 4—7 m. ſchwankt, zeigen Vorplätze, wie wir ſie ſchon bei den ſteinzeitlichen Wohnungen angetroffen haben. Auch Ciſternen fehlen nicht. Die Grabhügelchen finden ſich meiſt in der Nähe der Hütten. Die ganze Niederlaſſung iſt von einem Erdwall mit Gebück und Graben umgeben und bedeckt einen Flächenraum von nahe 3900 m. Umfang, dem noch einige kleinere Anſiedelungen und Gehöfte vorgelagert ſind. Auch die Spuren von Hochäckern laſſen ſich in der Nähe erkennen. Eine ähnliche, aber kleinere, vielleicht bis in die römiſche Periode dauernde Anſiedelung auf einer Vorhöhe des Taunus bei Butzbach wird ſoeben von Soldan einer eingehenden Unterſuchung unterzogen. Nicht minder intereſſant ſind die Überreſte ſolcher Hallſtatt-Siedelungen, welche die uralten Staatsforſten des württembergiſchen Oberamts Ehingen gerettet haben. Um eine kleinere Anzahl von Hüttenſtellen bezw. Grubenwohnungen, die gewöhnlich an den Hängen in der Nähe von Bächen und Quellen liegen, erheben ſich kleine Gruppen von Grabhügeln und daneben oder dahinter die langen Züge ſtark gewölbter Hochäcker, ſowie die mit Steinriegeln umfriedigten Weideplätze. Mit Wall und Graben umſchloſſene iſolierte Bergkuppen oder durch Abſchnittswall vom Plateau getrennte Vorſprünge bilden gemeinſame Zufluchtsſtätten für unſichere Zeiten. Dieſe Erſcheinungen wiederholen ſich an verſchiedenen Stellen in ähnlicher Weiſe und laſſen an dem hohen, namentlich durch Grabfunde geſicherten Alter derſelben keinen Zweifel obwalten.

Im Rheinthale mit ſeiner vieltauſendjährigen Kultur ſind dieſe Bilder natürlich etwas mehr verwiſcht, doch laſſen ſich einzelne Züge derſelben noch allenthalben erkennen und werden bei zunehmender Schärfe der Beobachtung und der Ausgrabungsmethode noch zahlreicher nachzuweiſen ſein. So liegt z. B. bei Weingarten inmitten einer aus mehr als einem halben Hundert tumuli beſtehenden Grabhügelgruppe eine flache, langgeſtreckte Erhöhung, die wahrſcheinlich die Wohnſtätten trug, und in vielen anderen Fällen finden ſich in der Nähe größerer Grabhügel kleinere flache Hügelchen, welche ſich durch eine Art Tenne und Pfoſtenlöcher als Hüttenſtellen kundgeben. Bald ſind es größere Gruppen, bald vereinzelte Wohnplätze. Das Ausſehen der runden Grubenhütten und der viereckigen Fachwerk- und Blockhäuſer dieſer Zeit können uns die Reſte hölzerner Grabkammern veranſchaulichen, ſo namentlich in dem Grabhügel von Villingen, beſonders aber die älteren Hausurnen Norddeutſchlands (vgl. Lindenſchmit, A. h. V, IV, Taf. 62, Stephani, der älteſte deutſche Wohnbau, 1902, S. 14 f.), wie die bekannte Urne von Königsaue bei Aſchersleben. Auch von Hochäckern hat ſich in dem Iffezheimer Wald bei Raſtatt ein impoſantes

Fig. 5. Grabkammer im Hügel bei Villingen.

Beiſpiel erhalten, wenn deren Alter auch noch nicht näher beſtimmt iſt, und auch an den Weſthängen des Gebirges möchte man da und dort Spuren derſelben vermuten.

Auf die Frage, welchen Nationalitäten die Träger der bisher behandelten Kulturen in dem Rheinthal angehörten, läßt ſich noch keine beſtimmte Antwort geben. Dieſe Frage nach dem Gehen und Kommen der Völker bildet eines der ſchwierigſten Probleme der prähiſtoriſchen Archäologie. Der in den verſchiedenen Perioden wechſelnde Charakter der Grabbeigaben verrät keineswegs immer einen Wechſel der Bevölkerungen, ſondern in erſter Linie den der Handelsbeziehungen und Geſchmacksrichtungen. Ebenſowenig läßt die Ablöſung der Erdbeſtattung durch Verbrennung und umgekehrt ohne weiteres auf Völkerverſchiebungen ſchließen, ſondern zunächſt nur auf veränderte religiöſe Vorſtellungen, Beeinflußungen von außen etc., wenn auch nicht ſelten ein Wechſel der Bevölkerung, wenigſtens der herrſchenden Klaſſen, damit verbunden iſt. In dieſer Schwierigkeit geben die Grabhügel mit ihren meiſt längere Zeiten umfaſſenden Begräbniſſen wichtige Aufſchlüſſe. Wiederholt nämlich begegnet die Erſcheinung, daß die Grabhügelgruppen einer Gegend alle oder doch in überwiegender Mehrzahl mit derſelben Zeit beginnen und mit derſelben Zeit aufhören bezw. dieſelben Lücken zeigen. Beweiſt nun das plötzliche Aufhören von Gräbern einer Hügelgruppe noch keineswegs die Ablöſung der bisherigen Bevölkerung durch eine neue — ſie kann ja nur die Dorfſtätte oder den Begräbnisplatz gewechſelt haben, — ſo gewinnt dieſe Erſcheinung doch eine ganz andere Beweiskraft, wenn derſelbe Vorgang ſich in einer Reihe von Nekropolen der gleichen Gegend wiederholt, was ſich thatſächlich mehrfach auch im Rheinthal beobachten läßt. Durch den Vergleich des Befundes an verſchiedenen Orten dürften ſich mit der Zeit untrügliche Bilder des Ab- und Zuſtrömens der Bevölkerung für die einzelnen Gegenden ergeben und damit wichtige Bauſteine zum Aufbau der Geſchichte der großen Völkerbewegungen jener Urzeit.

Gallische Zeit

Auch in der La Tène-Periode wiederholt ſich im weſentlichen das gleiche Bild wie in den früheren Abſchnitten: längs des Gebirgsrandes liegen Anſiedelungen z. B. bei Badenweiler, Thunſel, Riegel, Frieſenheim, Muggenſturm, Grötzingen, Bruchſal, Stettfeld, Wiesloch, Nußloch, Rohrbach, Heidelberg, Handſchuchsheim, Schriesheim, Laudenbach, Zwingenberg, Darmſtadt (Roſenhöhe),[28] am Hochgeſtade bei Iſtein, Hochſtetten, Lichtenau, Hügelsheim, Iffezheim, Mörſch, Huttenheim, Reilingen, Hockenheim, Lampertheim, Leeheim, Geinsheim, Guſtavsburg,[29] während inmitten der Rheinebene Funde dieſer Zeit namentlich an dem Kaiſerſtuhl und längs einiger Bäche und beſonders am Neckar,[30] an der untern Weſchnitz und im Gebiete des Schwarzbachs begegnen. Über dieſe letzteren Funde in der heſſiſchen Rheinebene hat F. Kofler eine beſondere Studie veröffentlicht in dem Arch. f. heſſ. Geſch., N. F., III, H. 1 („die Ausbreitung der La Tène-Kultur in Heſſen“), wobei aber manche Hallſtatt-Sachen mitgerechnet ſind.

Auch die Gallier wohnten in geſchloſſenen Dörfern, wie die zahlreichen aufgedeckten Grubenhütten bei Groß- und Klein-Gerau, Ladenburg, Handſchuchsheim, Wiesloch, Hockenheim etc. beweiſen. Bei Ladenburg z. B. konnte ich eine Anzahl bis 8 m. breiter und ca. 1 m. tiefer runder Wohngruben feſtſtellen, welche jeweils von einem Ringgraben wohl zur Einfügung einer Bretterwand und weiterhin von einem umzäunten Hof umgeben waren (Mannheimer Geſchichtsblätter, 1900, No. 4, S. 91 f.). Neben den Grubenhütten, von welchen auch von Großgartach eine Anzahl intereſſanter Beiſpiele vorliegen, beſtanden aber auch ebenerdige, viereckige Häuſer, deren Pfoſtenlöcher und Überreſte des Lehmfachwerks, nicht ſelten mit geometriſchen Verzierungen verſehen, da und dort zum Vorſchein kamen. Ob ſie den bekannten iriſchen Stamm- (Clan-)häuſern glichen, die mehrere Familien beherbergten, läßt ſich noch nicht ſicher ſagen. Gelegentlich finden ſich ſogar ſchon Anfänge mörtelloſen Mauerbaus, wie bei einem Hauſe in der Verſchanzung von Gerichtſtetten. Verſchiedene Haustypen der beiden letzteren Arten vereinigt bekanntlich auch das galliſche Dorf auf dem Mont Beuvray (das alte Bibracte, Mém. d. Soc. Eduenne, IV, 1875, Taf. I und Band VI, 1877, Tiſchler, Ber. d. phys.-ök. Geſellſch. z. Königsberg, 1884, S. 18 f., Meitzen, Siedelung und Agrarweſen, I., S. 226), wo eine große Anzahl quadratiſcher und viereckiger Hütten und Häuſer aus lehmverkleidetem Fachwerke mit Holzpfoſten und trockenem oder gemörteltem Steinmauerwerk aufgedeckt wurden.

Über das Ausſehen dieſer galliſchen, meiſt mit Stroh abgedeckten Hütten ſind wir durch Strabo und Caesar ziemlich gut unterrichtet (vgl. Stephani, S. 249 f.). Die Grubenhütten der Gallier und Germanen ſcheinen übrigens vielfach nur für den Wintergebrauch errichtet worden zu ſein, wie man auch aus Caesars Worten (de bello Gall., VIII, 5) von den „tollerandae hiemis causa repente exiguis ad necessitatem constitutis aedificiis“ und aus Tacitus' Schilderung von germaniſchen Wohnungen (Germ. 16): „solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant suffugium hiemis et receptaculum frugibus“ ſchließen darf.

Außer dieſen vici, deren z. B. die Helvetier, abgeſehen von 12 oppida, bei einer angeblichen Geſamtbevölkerung von ca. 263000 Seelen gegen 400 hatten, gab es eine große Anzahl Einzelgehöfte (aedificia, casae), wie wir durch die Funde und Caesars Schilderungen wiſſen, da der Gallier gern wie der Germane ſiedelte „ut fons ut campus ut nemus placuit“. Für dieſe Einzelſiedelungen und kleineren Niederlaſſungen dienten als Zufluchtsſtätten in Zeiten der Gefahr die ſog. Ringwälle, welche ſich auf ſchroffen Höhen an der Weſtſeite des Gebirges erheben, ebenſo wie für die Anwohner des Rheinhochgeſtades die Schlupfwinkel und Moräſte der verwachſenen Niederungen. Wenn auch eine Anzahl der am Weſtrand des Gebirges auf der archäologiſchen Karte Badens verzeichneten Ringwälle wie z. B. bei Weinheim, Rippenweier,

Fig. 6. Ringwall bei Heidelberg.

Leutershauſen ſpäteren Zeiten angehören, ſo iſt doch z. B. der Ringwall auf dem Heiligenberg bei Heidelberg nach Geſtalt und Funden als vorrömiſches und jedenfalls in der La Tène-Zeit noch benutztes refugium geſichert und vermag durch ſeine gewaltige Ausdehnung, die einen ganzen Stamm mit ſeinen Herden bergen konnte, eine Vorſtellung von der dichten Beſiedelung der anliegenden Ebene zu geben.[31] Mit 2 ca. 800 bezw. über 1000 m. langen und gegen 200 bezw. 500 m. breiten, ovalen Parallelringen von mächtigen Steinwällen umfaßt er die beiden oberen Kuppen des Heiligenbergs und bietet in dem inneren Ring ca. 800 Ar Lagerplatz, in der Form vergleichbar etwa der Heuneburg bei Lichtenberg (Weſtd. Ztſchr., VII, Taf. 11) oder dem Ringwall des Altkönigs (Naſſ. Annalen, XVIII, Taf. I, Fig. 1). Bei ſeiner ſteilen Lage und mit ſeinem weiten Ausblick über die breite Rheinebene, im Weſten bis zu den Vogeſen und dem Hartgebirge, im Norden bis zum Hundsrück und Taunus, mochte er in Kriegszeiten eine hochwichtige Feſtung darſtellen. Ähnliche Volksburgen oder kleinere Ringe, wenn auch einfacherer Art, wie ſie Anthes (Archiv, 1902, S. 294 f.) auch auf dem „Schlößle“ bei Oberbeerbach, auf dem Ölberg bei Schriesheim und dem „Schänzle“ bei Doſſenheim annimmt, und wie ſie wohl auch auf der Starkenburg bei Heppenheim (und auf dem Melibocus?) vorausgeſetzt werden dürfen, haben ſicher auch am Weſtrande des Neckarhügellandes nicht gefehlt, wie etwa auf dem Malſchenberg bei Wiesloch, dem Michelsberg bei Unter-Grombach, dem Turmberg bei Durlach, wenn ihre Spuren auch durch den Wald-, Acker- und Rebbau verwiſcht ſind. Häufiger und beſſer erhalten erſcheinen ſie wieder am Weſtrand des Schwarzwaldes, namentlich ſüdlich von Freiburg, ſo beſonders deutlich auf dem Burgberg bei Badenweiler,[32] und beſtätigen auch hierdurch die oben feſtgeſtellte dichtere Bewohnung der angrenzenden Ebene. Ein Teil dieſer Ringwälle ſcheint allerdings ſchon in vorgalliſcher Zeit angelegt worden zu ſein, namentlich in der Hallſtatt-Zeit, als die ſchützenden Seeſtationen und Anlagen in den Sümpfen aufgegeben wurden.

Eine dringend wünſchenswerte eingehendere Unterſuchung dieſer Ringwälle dürfte wohl die nähere Entſtehungszeit derſelben mit Sicherheit ergeben, vielleicht auch Anhaltspunkte dafür, wie weit ſie nur vorübergehend bewohnte, wie weit dauernd beſiedelte oppida waren. Selbſt an den ſteilen Hängen des Goldgrube- oder des Brühler-Ringwalles im Taunus laſſen ſich ja jetzt noch die Plattformen von Hunderten von Hütten merkwürdig deutlich erkennen, ähnlich wie auch bei einer großen Siedelung auf dem Gebirgsrücken (Lee) bei Heppenheim und mancher anderen im Odenwald.

Daß neben dieſen größeren, im allgemeinen wohl mehr zu vorübergehendem Gebrauch dienenden Volksburgen im Gebirge auch in der Ebene ſelbſt befeſtigte Plätze beſtanden, dies bezeugen ſowohl die Ortsnamen wie Lopodunum, die Feſte des Lopos, wie die allerdings ſchon einer etwas jüngeren Periode angehörigen Reſte von Verſchanzungen bei Dühren und Gerichtſtetten (Veröff. d. Karlsr. Sammlungen, II, S. 75 f., S. 84) oder die große Umwallung bei Zarten (Tarodunum?)[33] im Höllenthal. Sie waren offenbar ſtändig bewohnte Orte. Die Konſtruktion dieſer Befeſtigungsanlagen entſpricht bekanntlich den Schilderungen, die Caesar von den oppida in Gallien mit ihren Holzverſteifungen überliefert hat.

Hand in Hand mit dem ſich vervollkommnenden Häuſerbau und Befeſtigungsweſen ging natürlich auch eine rationellere Ur- und Gangbarmachung des Landes. Daß die Gallier gute Ackerbauer waren und z. B. eine Art Mähmaſchine, Räderpflug und Egge hatten, iſt allgemein bekannt. Ihre Verdienſte in dieſer Hinſicht ſpeziell in unſerem Gebiet hat Mone im 2. Teil ſeiner Urgeſchichte des badiſchen Landes (1845) eingehend dargeſtellt, wenn auch von dem einſeitigen Standpunkt des Celtomanen aus. Wir können nicht näher darauf eingehen, ſondern wollen nur noch einige Bemerkungen über die Wegeverhältniſſe in dieſer Zeit hinzufügen. Daß die längs des Gebirgsfußes und Rheinhochgeſtades ziehenden, ſchon in den früheren Perioden vorhandenen zwei Hauptverkehrswege weiter beſtanden, ergiebt ſich ſchon aus der Lage der vielen galliſchen Anſiedelungen längs derſelben; daß ſie aber auch da und dort verbeſſert wurden, das lehrten mehrfache Einſchnitte durch die römiſche Bergſtraße, indem unter dem römiſchen Straßenkörper bald nur die bekannte „Blätterſchicht“ eines ſteinloſen älteren Wegs, bald aber auch, nament-

lich an feuchten Stellen, Holzeinlagen wie von Knüppel- oder Bohlwegen zum Vorſchein kamen, während ein eigentlicher vorrömiſcher Steinkörper bis jetzt in dieſer Gegend nirgends mit Sicherheit nachgewieſen werden konnte. Querwege durch die Rheinebene beſtanden um dieſe Zeit, nach den gehäuften Funden zu ſchließen: ſüdlich vom Kaiſerſtuhl mit dem Rheinübergang bei Altbreiſach, vielleicht zwiſchen Ettenheim-Mahlberg nach Rheinau, ſicherlich aber ſüdlich der Kinzig nach Kehl-Straßburg, von Wiesloch nach Speyer, von Heppenheim-Lorſch nach Worms und wohl auch von Darmſtadt-Groß-Gerau nach Mainz.

Rheinübergänge ſind vielleicht auch bei Selz, Maxau-Hagenbach, Altrip, Gernsheim, zwiſchen Oppenheim und Nierſtein, bei Weiſenau anzunehmen. Namentlich aber ſind Straßburg, Speyer und Worms Punkte, die ſich durch die Terraingeſtaltung am beſten zu Übergängen eignen und wohl auch ſchon ſeit der Steinzeit benützt worden ſind, wie die von beiden Seiten nach dieſen Naturbrücken führenden Ketten von Siedelungsſpuren lehren.

Erste germanische Besiedelung

Während die Überreſte der Früh-La Tène-Periode ſich zum mindeſten in gleicher Stärke wie die der vorausgehenden Zeiten beobachten laſſen, fällt die Spärlichkeit der Mittel- und Spät-La Tène-Funde auf. Sie erklärt ſich nicht allein aus den veränderten Grabgebräuchen, einfachen Flachgräbern und Urnenfeldern an Stelle von Grabhügeln, ſondern hängt wohl mit den Völkerbewegungen dieſer Zeit zuſammen; ſie bezeugt m. E. jenen Zuſtand, den die Schriftſteller als helvetiſche Einöde bezeichnen, wenigſtens für die Spät-La Tène-Zeit, während für einen früheren Abſchnitt der Mittel-La Tène-Periode ſich die Funde mit der Zeit wohl noch mehren dürften.

In der Spät-La Tène-Periode wohnen, ſeit Beginn des letzten Jahrh. v. Chr., auf unſerem Gebiet abgeſehen von einigen galliſchen Überreſten im Odenwald und in Südbaden, germaniſche Völkerſchaften, im nördlichen Teile wohl Sueben, da die civitas mit dem Vorort Ladenburg von den Römern c. Sueborum Nicretium, der Neckarſueben, genannt wurde (vgl. Zangemeiſter, N. Heidb. Jahrb., III, 1, 1893). Mag ihre Kultur nach Caesars Schilderung (de bello Gall., IV., 2: „mercatoribus est ad eos aditus magis eo, ut quae bello ceperint, quibus vendant habeant, quam quo ullam rem ad se importari desiderent“) noch ſo dürftig, mögen ihre Grabgebräuche noch ſo einfach geweſen ſein, ſo müßten ſie doch mehr Spuren hinterlaſſen haben, wenn ſie die gleiche Volkszahl wie die Tribocer, Nemeter und Vangionen des linken Rheinufers beſeſſen hätten. Die ſtändigen Kämpfe mit den Helvetiern der Nordſchweiz (Caesar, de bello Gall., I, 1: „Helvetii fere cotidianis proeliis cum Germanis contendunt, cum aut suis finibus eos prohibent aut ipsi in eorum finibus bellum gerunt“), der Zuzug zu den Scharen des Arioviſt nach Gallien, der halbnomadenhafte Zuſtand des damaligen Wirtſchaftslebens, dies und manches andere kamen zuſammen, um ſelbſt dieſe ſo fruchtbaren Gebiete zeitweiſe zu entvölkern, während im Innern Deutſchlands bei der wenig intenſiven Nutzungsweiſe vielfach Landnot herrſchte. Einige wenige Grab- und Wohngrubenfunde bei Hochſtetten, Reilingen und Guſtavsburg am Rheinhochgeſtade, in der Ebene bei Ladenburg, Groß-Gerau etc. und einige unſichere Reſte am Gebirgsfuß, das iſt bis jetzt alles, was allenfalls mit dieſer frühen germaniſchen Beſiedelung in Verbindung gebracht werden könnte. Sie genügen daher nicht, um ein auch nur annäherndes Bild ihrer Siedelungsweiſe zu geben, wenn wir nicht durch anderweitige Funde wie bei Nauheim und aus der Umgebung von Mainz, ſowie durch die Nachrichten der Schriftſteller beſſer unterrichtet wären. Danach dürfte es außer Zweifel ſein, daß durch die germaniſche Invaſion unſer Gebiet zunächſt kulturell zurückging und die Urbarmachung und Nutzung des Landes, Häuſer- und Straßenbau nicht mehr auf der Höhe der galliſchen Blütezeit ſtand. Denn alle alten Nachrichten laſſen trotz augenſcheinlicher Übertreibungen immerhin erkennen, daß die in unſerem Gebiet wohnenden Germanen des letzten Jahrh. v. Chr. einen gewiſſen Halbnomadenzuſtand noch nicht ganz überwunden hatten. „Die ſuebiſchen Völkerſchaften“ ſagt Strabo, VII, 1, ſei es auf Grund von Beobachtungen aus den Feldzügen des älteren Druſus oder nach älteren Quellen (vgl. Meitzen, Siedelung und Agrarweſen, I, S. 131, Henning, das deutſche Haus, S. 15, Stephani, der älteſte deutſche Wohnbau, S. 66) „wohnen vom

Rhein bis an die Elbe. . . . . Eine gemeinſame Eigenart aller Völker dieſer Gegend iſt, daß ſie mit Leichtigkeit ihre Wohnſitze wechſeln, wegen der Spärlichkeit ihrer Lebensweiſe, und weil ſie kein Land bauen und keine Schätze ſammeln, ſondern in Hütten leben, nur mit dem Bedarf eines Tages verſehen. Ihre Nahrung gewähren ihnen meiſtenteils die Herden, wie bei den Nomaden, weshalb ſie auch wie jene alle ihre Habe auf Wagen packen und ſich mit ihrem Vieh hinwenden, wohin es ihnen gefällt.“ Und übereinſtimmend berichtet Caesar von den Sueben (bell. Gall., IV., I): „neque multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore vivunt multumque sunt in venationibus“.

Als dann in Auguſteiſcher Zeit das ganze linke Rheinufer von den Römern befeſtigt und infolgedeſſen die rechtsrheiniſche Ebene als eine Art Glacis der großen Rheinfeſtungen betrachtet wurde, verwandelte ſich unſer Gebiet in einen wahren Ödlandſtreifen, in welchem nur von den Römern geduldete Siedler, vereinzelte Germanenhaufen wie die Suebi Nicretes und galliſche Waghälſe, ſich niederließen und auf dem dubiae possessionis solum kleine Dörfer und einzelſtehende Gehöfte errichteten.

Römische Occupation

Dauernd von den Römern ſelbſt beſetzt wurde unſer Gebiet erſt unter Vespasian und Domitian, als die Grenzlinie von der Donau zum oberen Neckar und Main vorgeſchoben wurde. Die römiſche Occupation und Koloniſation knüpfte, wo es möglich war, an das Beſtehende an, ſchuf aber durch die aus militäriſchen Geſichtspunkten notwendigen Anlagen auch viele neue Verkehrsmittelpunkte. Da die römiſchen Heereskörper von den großen Waffenplätzen der Rheinbaſis, von Straßburg, Speyer, Worms, Mainz vorrückten, wo, wie wir geſehen haben, von alters her gegebene Übergänge über den Rhein waren, wurden zunächſt die ihnen gegenüberliegenden ſtrategiſch wichtigen Punkte, wie Offenburg am Austritt des Kinzigthals aus dem Schwarzwald, Neuenheim-Heidelberg an der Ausmündung des Neckars, Groß-Gerau zur Beherrſchung der ſüdlichen Main-Ebene und der nördlichen Ausläufer des Odenwaldes mit Cohortenkaſtellen beſetzt. Andere vorübergehend mit größeren oder kleineren Truppenkörpern belegte Orte waren Baden-Baden mit ſeinen warmen Quellen am Austritt des Oosthales aus dem Gebirg, vielleicht auch die Gebirgseinſchnitte bei Lahr, Wiesloch, Weinheim und Eberſtadt, ferner das uralte Keltendorf Ladenburg am Neckar an der wichtigen Straße Mainz-Heidelberg und der Brückenkopf Gernsheim, da wo dieſe Straße zuerſt den Rhein berührt. Auch andere Brückenköpfe wie Breiſach, Plittersdorf (Dünhauſen, cf. C. I. L., XIII, 6317 f.) gegenüber Selz, Hockenheim gegenüber Speyer ſcheinen zeitweiſe militäriſch geſichert geweſen zu ſein. An allen dieſen Orten entwickelten ſich raſch kleinere oder größere bürgerliche Niederlaſſungen, die ſich z. T. wie Ladenburg und Baden ſogar zu Städtchen auswuchſen.

Außer durch dieſe Garniſonsplätze wurde die Entwicklung des Landes beſonders beeinflußt durch das militäriſche Straßennetz. Schon um das Jahr 73/74 baute Vespasian eine Straße von Straßburg nach Offenburg und weiter ins Kinzigthal hinauf nach Rätien. Von Kehl führte ſie nahe dem Hochufer, jetzt z. T. von den Fluten des Rheins ganz weggeriſſen, in gerader Linie nach Marlen, Goldſcheuer gegen Altenheim und von hier weſtlich an Müllen vorbei einerſeits über Höfen nach Hofweier zum Anſchluß an die ſüdliche Bergſtraße, anderſeits über Schutterwald nach Offenburg und ins Kinzigthal. Um dieſelbe Zeit (zwiſchen 70 und 80) wurde, nach den Hockenheimer Legionsſtempeln und andern Funden zu ſchließen, auch die Rheinthalſtraße von Straßburg über Raſtatt nach Heidelberg-Ladenburg-Gernsheim-Mainz gebaut. Von Straßburg-Kehl zog ſie hart hinter dem Rheinhochgeſtade über Rheinbiſchofsheim, Hügelsheim (hier mit Abzweigung nach Baden-Baden), Raſtatt, Durmersheim, Mühlburg, Graben bis gegen Hockenheim; von hier ab wich ſie vom Rhein zurück, um nach Durchquerung der Ebene bei Heidelberg den Neckar zu überſchreiten. Nördlich des Neckars näherte ſie ſich — über Ladenburg, Straßenheim durch den Lampertheimer Wald — allmählich wieder dem Hochufer des Rheins, das ſie ſüdlich von Gernsheim erreichte und nunmehr über Stockſtadt bis Kaſtel-Mainz

begleitete. Im ſüdlichen Teil zwiſchen Kehl und Raſtatt, wo des ungünſtigen Terrains wegen eine Tracierung in langen geraden Strecken nicht leicht möglich war, fällt ſie öfters mit dem etwas unregelmäßigen mittelalterlichen und wohl auch vorrömiſchen Weg zuſammen, der teils zur jeßigen Landſtraße ausgebaut iſt, teils ſich unter dem Namen „Kleine Straße, Speyerer Weg“ etc. noch da und dort weſtlich der Landſtraße näher am Hochufer erhalten hat. Nördlich von Raſtatt zieht die römiſche Straße in ſchnurgeraden, bis über 30 km. langen Strecken dahin, in den Föhrenwaldungen meiſt prächtig erhalten. Hier iſt ſie augenſcheinlich eine vollſtändige Neuſchöpfung der Römer, während der vorrömiſche Weg, der ja auch die mit Vorliebe an den äußerſten Vorſprüngen des Hochgeſtades gelegenen Siedelungen zu verbinden hatte, näher am Hochgeſtade in unregelmäßigerem Lauf entlang führte. Auch die Strecke Heidelberg-Gernsheim iſt von den Römern vollſtändig neu angelegt; ſie nimmt, von Ladenburg abgeſehen, keine Rückſicht auf einheimiſche Anſiedelungen, während zwiſchen Gernsheim-Mainz der vorrömiſche Verkehrsweg wenigſtens eine kurze Strecke benüßt erſcheint. Die uralte Bergſtraße, welche am Fuß des Gebirges von Baſel über Heidelberg, Darmſtadt nach Frankfurt führt, wurde nach dem Bühler Meilenſtein wenigſtens in ihrem ſüdlichen Teil von Kaiſer Trajan im Jahre 100 als Kunſtſtraße ausgebaut. Hält ſie ſich im ganzen auch an den beſtehenden Keltenweg, ſo zeigt ſie im einzelnen gar viele ſchnurgerade, offenbar neu angelegte Strecken, wie von Freiburg bis Riegel, von Offenburg bis Renchen, von Ottersweier bis Sinzheim, von Mingolsheim bis Heidelberg. Des geradlinigen Zugs wegen ſcheut ſie auch nicht vor längeren Niederungen zurück, wie namentlich zwiſchen Sinzheim und Steinbach, während der vorrömiſche Weg näher am Gebirge auf trockenem Gelände dahinführte. Da die Abweichungen aber ſelten beträchtliche Entfernungen bedingen, kam dieſe römiſche Kunſtſtraße den längs des Gebirgsfußes zerſtreuten, einheimiſchen Siedelungen in weit höherem Maße zu gute, als die Straße am Rheinhochgeſtade den hier gelegenen. Ob die Bergſtraße auch nördlich von Heidelberg in ihrer ganzen Erſtreckung bis zum Main in römiſcher Zeit ausgebaut wurde, iſt bis jeßt nicht nachgewieſen, wenn auch bei Heppenheim Anhaltspunkte dafür gewonnen wurden. Die von Mainz ausgehende, durch den Bühler Meilenſtein bezeugte Staatsſtraße kann ſowohl auf dem linken Rheinufer bis Worms und von hier über Ladenburg-Heidelberg geführt haben, wie über Groß-Gerau etwa nach Griesheim-Eberſtadt und der Bergſtraße entlang, doch iſt wegen der Bedeutung Ladenburgs das erſtere wahrſcheinlicher. Die — wohl Vespasianiſche — Straße durch die rechtsſeitige Ebene iſt wenigſtens in den Waldungen zwiſchen Viernheim und Gernsheim nur ein leicht angelegter Kiesweg — genau wie in der badiſchen Rheinebene —, der den Zwecken als militäriſcher Kolonnenweg in der erſten Zeit der Occupation genügte, ſchwerlich aber den Anforderungen einer ſpäteren Zeit als Reichsſtraße nach Mainz gewachſen war.

Von römiſchen Querverbindungen zwiſchen beiden Straßenzügen bezw. Rhein und Gebirgsfuß ſind ſolche von Neuenburg nach Müllheim-Badenweiler, von Breiſach in ſüdöſtlicher (etwa nach Schallſtadt) und nordöſtlicher Richtung (Riegel) zu vermuten, durch Grabungen feſtgeſtellt ſind ſolche von Sponeck nach Riegel, von Kehl nach Hofweier bezw. Offenburg, anzunehmen vielleicht auch vom Rhein nach Lahr, ſicher von Au nach Baden-Baden, von Raſtatt-Oetigheim und Au-Forchheim nach Ettlingen, ziemlich ſicher von Germersheim und Speyer nach Stettfeld und Wiesloch, wahrſcheinlich eine ſekundäre Verbindung von Altrip nach Heidelberg und Ladenburg, ziemlich ſicher von Worms nach Ladenburg (Schriesheim), ſicher von Worms nach Heppenheim, von Gernsheim über Pfungſtadt nach Dieburg und Dieburg-Gehaborner Hof-Groß-Gerau. Bezüglich des aus der Inſchrift C. I. L., XIII, 6429a (bivis, trivis, quadrubis) zu vermutenden Straßenknotenpunkts bei Biſchofsheim läßt ſich noch nichts Sicheres ſagen, am wahrſcheinlichſten iſt mir aber, daß die Inſchrift aus Mainz oder Kaſtel verſchleppt iſt. Alle dieſe Straßen ſind römiſche Neubauten, wenn auch gelegentlich auf kurze Strecken keltiſche Wege benußt werden konnten, und dienten vor allem als Heerſtraßen, um von den linksrheiniſchen Feſtungen geeignete Verbindungen mit den Grenzgarniſonen am Limes herzuſtellen. Demgemäß ſind ſie ſpäteſtens in der Zeit zwiſchen Trajan und Antoninus Pius ausgeführt worden. Vgl. jeßt auch die intereſſanten Ausführungen von v. Domaszewski, weſtd. Ztſchr., XXI, S. 195 f.

Dieſes militäriſche Straßennetʒ bildete auch den Rahmen für die bürgerliche Beſiedelung des Landes. Wie an den Brückenköpfen und Straßenknotenpunkten längs des Rheines neue römiſche Siedelungen entſtanden oder die alteinheimiſchen friſches Leben erhielten, ſo geſchah es auch an den Schnittpunkten der Querſtraßen mit der Bergſtraße (trivia und quadruvia), wo an den fruchtbaren Thalausmündungen von alters her größere oder kleinere Dörfer blüten. So liegen zahlreiche römiſche Gebäulichkeiten zwiſchen Müllheim und dem ſchon damals luxuriöſen Badeort Badenweiler, ein ausgedehnter vicus bei dem namentlich durch ſeine Töpferinduſtrie bekannten Riegel, eine große bürgerliche Niederlaſſung bei Offenburg und wahrſcheinlich auch bei Dinglingen-Lahr, der vicus Bib(=v)iensis bei Oos-Sandweier, namhafte Überreſte eines vicus bei Ettlingen, welches der Siʒ einer Flößergilde war, weilerartige Anſiedelungen bei Durlach, Stettfeld und Wiesloch, ein bedeutender vicus bei Heidelberg-Neuenheim, kleinere Weiler wohl bei Schriesheim, Heppenheim, Lorſch und Pfungſtadt-Eberſtadt.

Einige dieſer Siedelungen wie der vicus Bibiensis waren vollſtändige römiſche Neugründungen, andere wie Groß-Gerau, Heidelberg-Neuenheim, Wiesloch, Stettfeld, Riegel entwickelten ſich aus oder neben einheimiſchen Dörfern. In dieſen an wichtigen Verkehrspunkten gelegenen Anſiedelungen ſammelten ſich wie bei den Garniſonsorten Gaſtwirte, Krämer, Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, oft den verſchiedenſten Nationen angehörig, während die Landwirtſchaft wohl etwas in den Hintergrund trat, wenn ſie auch nirgends fehlte.

Von ſtädtiſchen Anlagen geben uns Badenweiler und Baden-Baden mit ihren großartigen, wohlerhaltenen Bädern, Ladenburg mit ſeiner ſtattlichen Ummauerung wenigſtens eine annähernde Vorſtellung, wenn auch die Grabungen überall noch energiſch fortgeſeʒt werden müſſen. Das römiſche Ladenburg (Lopodunum) hatte größere Ausdehnung als das jeʒige Städtchen. Die auf Koſten des Mannheimer Altertums-Vereins unter meiner Leitung aufgedeckte Stadtmauer (vgl. Mannheimer Geſchichtsblätt., I (1900), No. 4) mit vorliegendem Graben umſchließt ein etwas unregelmäßiges Viereck von ca. 450 m. Breite und gegen 1000 m. Länge, doch iſt die leʒtere noch nicht ſicher ermittelt. So ziemlich die gleichen Abmeſſungen zeigen die ummauerten vici bei Wimpfen und Heddernheim, der erſtere etwas weniger, der leʒtere etwas mehr. Im römiſchen Ladenburg reihen ſich beiderſeits der 8.40 m. breiten, von Heidelberg kommenden Hauptſtraße 3.50 bis 4.85 m. tiefe, cementierte oder geſtückte Vorpläʒe, dahinter eine lange Flucht wenigſtens im Unterbau maſſiver Häuſer von 20—23 m. Tiefe; hinter ihnen ſchließen ſich kleine Höfe mit remiſenartigen Bauten, Senkgruben etc. und weiterhin Gärten an. Auch ein großes magazinartiges Gebäude (Getreidelager?) wurde unmittelbar hinter der Neckarſeite angeſchnitten. Manches der Steinhäuſer liegt über älteren Wohngruben aus der erſten Zeit der römiſchen Occupation, als man ſich noch weniger häuslich eingerichtet hatte. Wie bei Wimpfen und Heddernheim laſſen ſich im Innern des vicus bereits mehrere Parallelſtraßen erkennen, und auch bei Ladenburg erſtreckte ſich die Beſiedelung weit über das von Trajan oder Hadrian mit Mauern umgebene Weichbild hinaus.

Fig. 7. Ladenburg.

Bei Baden-Baden iſt die umgebende römiſche Stadtmauer, welche z. T. wohl unter der mittelalterlichen liegt, noch nicht ſicher feſtgeſtellt, dürfte aber bei dem großen Intereſſe des dortigen Architecten Klein aus den bereits vorhandenen Anhaltspunkten bald im Zuſammenhang nachgewieſen werden.

Von einer kleineren vicus-Anlage bieten ein anſchauliches Bild die 1875/1878 bei Heidelberg vorgenommenen Grabungen auf dem Gebiet der jetzigen Krankenhäuſer (vgl. Bezirksbauinſpektor Schäfer, Ausgrabung römiſcher Reſte in Heidelberg, 1878). Von der römiſchen Neckarbrücke

Fig. 8. Vicus bei Heidelberg.

ab fanden ſich beiderſeits der hier 8.70 m. breiten römiſchen Straße von Speyer bezw. Ladenburg eine große Anzahl Häuschen, teilweiſe mit Steinunterbau, und noch mehr Grubenwohnungen. Etwa 125 m. von der Neckarbrücke entfernt erweitert ſich die römiſche Straße zu einem freien Platz, an welchem ein öffentliches Gebäude und davor ein Brunnen lag. Bei dieſem Brunnen ſtanden wohl die 7 Meilenſteine, welche in einem gegenüberliegenden Keller gefunden wurden und die Entfernung von Ladenburg auf 4 Leugen angeben. Hier mündete auch ein dem Neckar parallel laufendes Querſträßchen ein. Rings um dieſen Mittelpunkt gruppierte ſich etwa ein Dutzend beſſerer Häuschen, die meiſten an der Straße ſelbſt, mit ſchön ausgemauerten Kellerchen. Der Oberbau beſtand allerdings meiſt aus Holz- und Fachwerk, wie die unbedeutenden oder ganz fehlenden Fundamentmauern verraten. Hinter dieſer Gruppe lagen mehrere Dutzende von Grubenwohnungen, die z. T. mit beſonderen Erdkellerchen ausgeſtattet waren.

Nur einige der größeren Bauten hatten Ziegel-, die übrigen nur Holz- und Strohbedachung. Wie bei andern größeren römischen Ansiedelungen fehlten auch hier die Töpferöfen nicht. In einem der Gebäude wurde ein Steintrog gefunden, welcher einem Töpfer oder Bäcker zur Bereitung seiner Geschäftsmaterialien gedient haben dürfte.

Ueber die vicus-Anlage bei Riegel, die neben den Grubenhütten eine große Anzahl massiver Steinbauten enthielt, habe ich Schauinsland, 1901, S. 1 bis 12 ausführlich berichtet.

Einen ärmlicheren Anblick gewährte die kleine Siedelung, vielleicht von Fischern, welche A. Bonnet 1898 und 1899 bei Hochstetten (bei Graben) direkt am Hochgestade des Rheins entdeckte (vgl. Veröff. d. Karlsr. Sammlungen, III (1902), S. 43 f.). Im Gewann Straßenäcker, in der Nähe zweier Quellen, fand er eine Anzahl rechteckiger römischer Grubenbaracken, welche in zwei Reihen angeordnet jeder Steinfundamentierung entbehrten. Wenn die kleineren Gruben (1.20×1.00 m., 2.00×1.80 m., 2.25×1.30 m. bei 0.50 bis 1.30 m. Tiefe) trotz ihrer Feuerstellen auch nur als Kellerchen anzusehen sind, welche nicht selten mit Erdbänken und runden Feuergruben ausgestattet waren, so dienten die größeren, z. T. zweiteiligen, nach den Pfostenlöchern in den Ecken zu schließen, als Hütten, deren Wände in einzelnen Fällen sogar mit einem bemalten Wandverputz versehen waren. Ein Teil der Hütten war übrigens mit Ziegeln abgedeckt. Von besonderem Interesse ist der Umstand, daß außer römischen Scherben des I. bis III. Jahrh. auch solche des IV. Jahrh. zum Vorschein kamen. Sie beweisen, daß die Ansiedelung die Stürme des Alamannen-Einbruchs nach der Mitte des III. Jahrh. überdauerte, wie ähnliches in letzter Zeit auch von andern römischen Orten der rechtsseitigen Rheinebene (Wiesbaden, Heidelberg, wahrscheinlich auch Riegel) nachgewiesen werden konnte.

Ein instruktives Beispiel zerstreuter Siedelungsweise innerhalb eines Dorfverbandes bietet das allerdings schon außerhalb unseres Gebietes liegende Trevererdorf (vicus Ambitarvius?) im Koblenzer Stadtwald auf dem Höhenplateau zwischen Mosel und Rhein gegenüber der Einmündung der Lahn (Westd. Ztschr., XIX (1900), S. 1 f.). Um eine kleine Tempelanlage, welche wahrscheinlich im I. Jahrhundert über älteren Holzbauten aus Stein errichtet wurde, liegen zunächst eng beisammen, weiterhin in größerer Zerstreuung in einem Umkreis mehrerer Kilometer Dutzende kleinerer und größerer ländlicher Gehöfte aus Fachwerk und Steinbau und in ihrer Nähe jeweils kleinere Gruppen von Grabhügeln oder Flachgräbern, deren Inhalt von der Früh-La Tène-Periode bis in die spätere Kaiserzeit reicht. Nur an zwei Stellen wurden größere gemeinschaftliche Grabfelder gefunden. Gar viele der Besitzer wohnten augenscheinlich inmitten ihrer Ackerfelder. Auch das refugium fehlt nicht auf einem günstigen Bergvorsprung über dem Rhein; es ist mit Erdwällen und teilweise auch mit Graben und Mauer umgeben. Eine eingehendere Untersuchung dieser hochinteressanten Anlage dürfte vielleicht noch wichtige Aufschlüsse auch über die Formen und Einrichtungen jener vorrömischen Gehöfte ergeben.

Diese Siedelung illustriert auch die Taciteische Schilderung von der Wohnweise der Germanen: „colunt discreti ac diversi . . ., suam quisque domum spatio circumdat." Derartige einheimische Ortschaften werden seit der römischen Occupation wenigstens in den Gegenden, wo Germanen auf römischem Boden angesiedelt waren, sowie in den germanischen Grenzgebieten neben den Einzelhöfen nunmehr in größerer Zahl als im letzten Jahrh. v. Chr. angenommen werden dürfen, da der römische Zwang und das römische Beispiel aus den halbnomadisierenden Germanen seßhafte Ackerbauern gemacht hatte. Bezüglich der germanischen Haufendörfer, Verteilung des Bodens, Art der Bewirtschaftung etc. verweise ich auf die eingehenden Ausführungen Meitzens, Lamprechts, Stephani's u. a. Das Aussehen der germanischen Hütten dieser Zeit, die teils runde, lehmbeworfene Grubenhütten, teils rechteckige Block- und Fachwerkhäuser waren, wird veranschaulicht durch die bekannte Beschreibung des Tacitus („ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus: materia ad omnia utuntur informi. . . . Quaedam loca diligentius illinunt terra ita pura ac splendente, ut picturas ac lineamenta colorum imitetur (?). Solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, suffugium hiemis et receptaculum frugibus") und die bildlichen Darstellungen der Marcus-Säule.

Waren dieſe Dörfer und Weiler im ganzen doch recht ſparſam über das Land geſäet, ſo waren umſo zahlreicher die *Einzelgehöfte (villae rusticae)*, welche dem Ackerbau und der Viehzucht oblagen und die Garniſonsorte und größeren bürgerlichen Niederlaſſungen verproviantierten. In der Art der Farmen des Südens angelegt, beſtanden ſie aus einem geräumigen Herrenhaus, nicht ſelten einem ſelbſtändigen Badegebäude, einer Anzahl Unterkunftsräumen für die Sklaven, den Ökonomiegebäuden aus Stein und Fachwerk etc., das Ganze ein großes Viereck, meiſt von einer ſchützenden Mauer umgeben. Namentlich die Grundriſſe des Hauptgebäudes verraten große Ähnlichkeit mit den Darſtellungen ſolcher Villen auf den Moſaiken Nordafrikas (z. B. Arch. Anz., 1898, S. 113, vgl. auch die Miniatur in einer älteren Vergilhandſchrift bei Stephani, der älteſte deutſche Wohnbau, S. 154), hier wie dort begegnen uns dieſelben turmartigen, das Ganze beherrſchenden Flügelbauten, der ſie verbindende Säulengang, die untergeordneten Räumlichkeiten auf der Gegenſeite, der große Innenhof. Mit ihren ſchön verputzten Wänden und hellroten Ziegeldächern mögen ſie gar freundlich aus dem Grün der ſie umgebenden Gärten, Felder und Wieſen hervorgeleuchtet haben, weiterhin umſäumt von faſt undurchdringlichen Wäldern, die reiche Jagdbeute ergaben. Über die Größe ſolcher Gutsbeſitze giebt vielleicht eine Inſchrift von Obrigheim im Neckarthal Aufſchluß (C. I. L., XIII, 6488), wenn die Auslegung Schultens (Bonn. Jahrb., 1898, S. 37 f.) richtig iſt, wonach ein ſolcher Grundbeſitzer einen Merkurtempel und vier Centurien Landes (= 800 jugera = rund 200 Hektaren) ſtiftete. Aus dieſer Inſchrift hat übrigens Schulten den Schluß gezogen, daß auch in unſerem Gebiet eine Vermeſſung und Flurteilung ſtattgefunden hat, wie Meitzen in der Feldmark von Friedberg in der Wetterau noch Reſte der römiſchen Centuriation erkennen will. Für eine ſolche könnte allerdings der Umſtand ſprechen, daß in Gegenden, wo die villae rusticae in einiger Vollſtändigkeit aufgefunden ſind, z. B. längs der Bergſtraße zwiſchen Heppenheim und Heidelberg, von Rohrbach bis Stettfeld, zwiſchen Durlach und Malſch oder längs des Leim- und Kraichbaches, ſie ſich überall in auffallend gleichen Abſtänden folgen.

Vollſtändig aufgedeckt mit allen Nebengebäuden iſt im Rheinthale ſelbſt bis jetzt leider kein einziges Gehöft, doch werden ſie ſich in ihrem Grundriſſe ſchwerlich von den großen, ſyſtematiſch unterſuchten Villen im Neckarhügelland (Königsbach, Wöſſingen, Pforzheim etc.) oder im Schwarzwald (Meßkirch, Waldshut u.ſ.w.) unterſcheiden. Daß neben dieſen größeren Farmen aber auch kleinere, einfachere Bauernhöfe beſtanden, das lehren vielfache Funde, wenn ſie an Zahl auch denen im weniger fruchtbaren und mehr gefährdeten Limesgebiet weitaus nachſtehen. Am häufigſten ſind die villae rusticae im Umkreis der Städte und vici, wie bei Badenweiler, Breiſach, Riegel, Offenburg, Baden-Baden, Ettlingen, Stettfeld, Wiesloch, Heidelberg, Ladenburg, gegenüber Worms, bei Heppenheim, Pfungſtadt-Eberſtadt und Groß-Gerau. Außerdem aber begleiten ſie in langen Ketten all die genannten römiſchen Straßen und die bedeutenderen, die Ebene querenden Waſſerläufe, wie die Pfinz, Saalbach, Kraichbach, Leimbach, Weſchnitz, Modau, Schwarzbach etc. Beſonders wurde bei der Anlage dieſer Meierhöfe darauf Rückſicht genommen, daß neben fruchtbarem Ackerfeld eine ausreichende Quelle und günſtige Wieſengründe für die Viehzucht vorhanden waren. Infolgedeſſen finden ſich die Gehöfte gewöhnlich nicht an der Straße ſelbſt, ſondern meiſt etwas abſeits an ſonnigen Hängen der Seitenthälchen oder auf inſelartigen Erhöhungen in der Ebene, ſind aber mit der Hauptſtraße nicht ſelten durch gut chauſſierte Wege verbunden, wie es ſich z. B. bei Durlach und Rohrbach bei Heidelberg nachweiſen ließ. Auch die zahlreichen, längs der genannten Waſſerläufe feſtgeſtellten Villen müſſen, wenn auch nur durch Feldwege in Verbindung mit den Hauptſtraßen geſtanden haben und geben ſo eine weit günſtigere Vorſtellung von der Gangbarkeit des Geländes zu jener Zeit, als gewöhnlich angenommen wird. Auch hierbei werden ſich die römiſchen Koloniſten die Rodungen und Pfade der vorrömiſchen Siedler zunutze gemacht haben, was ja auch die vorrömiſchen Fundreihen längs jener Flußläufe beſtätigen, darunter vorrömiſche Funde innerhalb römiſcher Gebäudereſte wie bei Riegel, Karlsdorf, Oberhauſen etc.

Gar häufig begegnet man noch der Anſicht, daß Baden zu römiſcher Zeit weit geringer bevölkert und mit weniger Villen beſiedelt war als z. B. Württemberg, und bringt dieſen Um-

ſtand mit der angeblichen Verſumpfung der Rheinebene zuſammen. Man ſtützt ſich dabei gewöhnlich auf die Einzeichnungen der archäologiſchen Karte von Baden vom Jahre 1884 oder das Verzeichnis der Trümmer- und Fundſtätten in Baden von K. Biſſinger (1885). Indeſſen haben die Forſchungen der letzten Jahre ein ganz anderes Bild ergeben, wie die folgende Aufzählung römiſcher Villen im Rheinthal darthun dürfte. In dieſer Zuſammenſtellung ſind nur völlig geſicherte und faſt ausnahmslos von mir ſelbſt nachgeprüfte römiſche Fundſtellen aufgenommen, die von mir neu entdeckten ſind mit einem Sternchen verſehen. Längs des Gebirgsrandes dürften ſich danach an folgenden Orten römiſche Meierhöfe erhoben haben:

1. Efringen, in der „Pritſche", öſtlich der Straße Eimeldingen-Schlingen, vgl. Biſſinger, Trümmer- und Fundſtätten, S. 6, No. 73.
2. Blanſingen, im „Maurenfeld", Funde in der Freiburger Sammlung, Biſſinger, S. 6, No. 72 etc.
3. Auggen, im „Schloßacker", vgl. Krieger, topogr. Wörterbuch, S. 27, Fundb. a. Schwaben, II, S. 12.
4. Heitersheim, vgl. Schauinsland, III, 34 etc., Funde in der Freiburger Sammlung.
5. Freiburg, auf dem Schloßberg, Schreiber, Geſch. d. Stadt Freiburg, I, S. 10 f., und ſonſt. Funde in der Freiburger Sammlung.
6. Altdorf, vgl. Weick, Röm. Niederlaſſungen, S. 81, Näher, Bauliche Anlagen, S. 19.
7. Dinglingen, große Anſiedelung ſüdlich der Schutterbrücke, röm. Münzen, angeblich auch von Langenwinkel.
8. Lahr, in der Geroldsecker Vorſtadt bei der Kiesgrube, im Finkengarten, bei Sulz etc., Funde in der ſtädt. Sammlung zu Lahr.
9. Niederſchopfheim, vgl. Biſſinger, S. 7, No. 101.
10. Hofweier, an der Straße nach Höfen.
11. Zunsweier*, vielleicht „auf der Mauer".
12. Elgersweier*, im Gewann Läger an der röm. Straße (Hochweg).
13. Ortenberg, am Fuß des Gebirges ſüdöſtlich vom Schloß, an der ſogen. Schütte, vgl. Schauinsland, VIII, 37.
   Bei Offenburg an verſchiedenen Stellen.
14. Zwiſchen Steinbach und Sinzheim, in der Nähe des Grünbachs, an der röm. Straße.
15. Baden-Baden, Oos, Sandweier, Balg, Haueneberſtein, an vielen Stellen, ebenſo an der Ausmündung der Murg bei Biſchweier etc.
16. Muggenſturm, bei der Margarethen-Kapelle und im Schmalhard (auch Gräber).
17. Malſch, nördlich beim Ort, im Schelmengrund.
18. Sulzbach, an mehreren Stellen.
19. Oberweier, im Gefällwald und in der Ebene am Hürſtbuckel.
20. Ettlingenweier, am Beierbach und in den Mauerreben.
21. Ettlingen, beim Schatzwäldchen.
22. Grötzingen, am Stahlbühl im Bruchwald.
23. Weingarten, in den Seitenthälchen mehrere Meierhöfe.
   Zu No. 18 bis 23 vgl. Veröff. d. Karlsr. Sammlungen, III (1902), S. 41 f.
24. Ubſtadt*, mehrere villae im Kraichbachthal am Haſenbühl beim Rußgraben, am Erlenweg vor dem Walde etc.
25. Stettfeld, viele Reſte beim Dorf, ferner am Schwedenbrunnen, zwiſchen Eitelberg u. Schmalert etc., vgl. Schnarrenberger, Beſiedelung des Kraichgaus (1898), S. 35.
26. Langenbrücken, in den Maueräckern und am Hühnerbrünnle, vgl. Schnarrenberger, S. 35.
27. Mingolsheim*, im Heidenkorn, vgl. Schnarrenberger, der Kraichgau (1902), S. 20.
28. Nußloch, vgl. Bär, Chronik über Straßenbau (1878), S. 68.
29. Rohrbach, ſüdlich des Feldwegs gegen Kirchheim, vgl. Weſtd. Ztſchr., XVI, S. 327, K. Pfaff, Heidelberg und ſeine Umgebung (1902), S. 8 u. 346.
30. Schriesheim, bei der Halteſtelle der Lokalbahn und nördlich der „Schanz", Corrbl. der Weſtd. Ztſchr., X, S. 65 f.

31. Großſachſen, in der Ebene nordweſtlich vom Ort.
32. Weinheim, nördlich und ſüdlich am Fuße des Gebirgs und weſtlich in der Ebene, Sinsheimer Jahrb., VI, S. 34, 42 (weſtlich in der Ebene durch den Mannheimer Altert.-Verein feſtgeſtellt). Über röm. Funde bei Birkenau vgl. Quartalbl., N. F., I, S. 764.
33. Hemsbach und
34. Laudenbach, in der Ebene, feſtgeſtellt von Baurat Wippermann in Heidelberg.

Am Rheinhochgeſtade und in der Niederung ſind zu nennen:

35. Altbreiſach, vgl. Biſſinger, No. 79, Mitt. d. ant. Geſ. Zürich, VII, S. 138. Neuere Funde beim Kaſernenbau etc.
36. Achkarren, im Ort bei der Kirche, Funde in der ſtädt. Sammlung zu Freiburg.
37. Niederrotweil*, im Ziegel- und Niederfeld nordöſtlich des Ortes am Bache.
38. Weisweil*, am Daxfanger Bühl gegen Wyhl, Schauinsland, XXVIII, S. 10.
39. Iffezheim, röm. Funde im Niederwald (beim Eiſenbahnbau).
40. Steinmauern, beim Ort* und an der Mariahilf-Kapelle?
41. Bietigheim, auf dem Burgbühl.
42. Durmersheim, bei der Bickesheimer Kapelle und im „Legel“ ſüdweſtlich vom Stahlbühl.
43. Würmersheim, am Weſtende des Ortes.
44. Au*, nordöſtlich vom Orte.
45. Mörſch, am Südweſtende des Ortes.
46. Daxlanden, in den Sargäckern an der Alb.
47. Hochſtetten, mehrere römiſche Hütten im Gewann Straßenäcker.
48. Graben, in den Burgli(ch)äckern.
49. Huttenheim, bei der Sandgrube weſtlich vom Orte und nördlich vom Friedhofe.
50. Philippsburg, im Oberfeld.
51. Oberhauſen, im Holzhäufer-Gewann und „neuer Zaun“ und bei der Kapelle.
    Zur Litteratur der meiſt von Bonnet gefundenen Villen Nr. 42 bis 51 vgl. Schnarrenberger, Beſiedelung des Kraichgaus (1898 und Fortſetzung 1902) und Veröff. der Karlsr. Sammlungen, III (1902), S. 39 f.
52. Hockenheim*, mehrere Stellen am Hochufer der Kraich über der Auchtweid bei der Höhenzahl 104.7 und 104.6, in der Niederung im „Schacher“.
53. Gegenüber Altrip im Kaſterfeld, vgl. z. B. Mannheimer Geſchichtsblätter, III, S. 185.
54. Bei Hermsheim? Vgl. Karte zur Urgeſchichte von Mannheim von K. Baumann (1887), Mannheimer Geſchichtsblätter, III, S. 185 und Corrbl. der Weſtd. Ztſchr., 1902, S. 131.
    Über die auf heſſiſchem Boden gelegenen römiſchen Gehöfte vgl. das Verzeichnis von F. Kofler.

In der Ebene zwiſchen dieſen beiden Streifen liegen:

55. Am Tuniberg zwiſchen Munzingen u. Schallſtadt u. bei Thiengen, vgl. Schauinsland, XXVII, S. 20.
56. Lehen, Funde in der Freiburger Sammlung, Schauinsland, XIII, S. 40.
57. Riegel, mehrere Villen*, vgl. Schauinsland, XXVIII, S. 10.
58. Zwiſchen Höfen und Müllen im Naßwald an der Schutterniederung, wo die römiſche Straße von Straßburg-Altenheim ſich einerſeits über Schutterwald nach Offenburg, anderſeits über Höfen nach Hofweier gabelt (gefunden von Kreisſekretär Meyer in Offenburg).

An der Pfinz:

59. Bei der Ziegelfabrik zwiſchen Durlach und Grötzingen, Gewann Beint und zwiſchen Pfinz und Landſtraße.
60. Hagsfeld, ſüdöſtlich auf den Storenäckern.
61. Büchig, an der „alten Bach“.
62. Blankenloch, zwiſchen Götzenſtück und Haſenbruch.
63. Stafforth, vgl. Näher, Bauliche Anlagen, S. 19, Schr. d. bad. Altert.-Vereins, 1846, S. 241.
64. Graben, in den „Kreuzwieſen“ gegenüber dem Pfinzſchlag.
    Zu No. 59 bis 64 vgl. Veröff. d. Karlsr. Sammlungen, III, S. 38 f.

An dem Saalbach:
65. Karlsdorf*, auf den „Heimen(= Heunen)-Äckern.“
66. Karlsdorf*, im Brühl und nördlich der Station bei der Höhenzahl 110.7 (hier auch Gräber).
67. Hambrücken*, im Walde weſtlich vom Orte.
Am Dutlacher Graben:
68. Weiher*, bei den Gräfenäckern (auch Gräber) vor der Lußhart (Heidenſchlag).
69. Vor dem Wald bei den Heidenäckern nördlich von Kirrlach*, am Zuſammenfluß mit dem Kriegbach in der Nähe des Hexenplättel*.
An der Kraich:
70. Weiher*, öſtlich vom Gewann Sand.
71. Roth*, vielleicht im Stegerfeld.
72. St. Leon, am Hühnerbaum beim Büchel*, am Schloßbuckel öſtlich vom Walddiſtrikt Sentner*, zwiſchen Stegwieſen und Hünerwegel*, vielleicht auch in der Gänslach am Herdweg*.
73. Werſauerhof*, am Herrenbuckel bei dem Bach, auf dem Hügel wohl röm. Gräber.
74. Reilingen, vgl. Bad. Landesztg., 1902, Nr. 19, Mannheimer Geſchichtsblätter, 1902, Nr. 2, S. 45.
An dem Leimbach:
75. St. Ilgen, am Schloßbuckel.
76. Sandhauſen*, bei der „Burg“.
77. Bruchhauſen, am „Willenbau“ bei den Steinigtenäcker.
78. Oftersheim, am Aſchlachwald.
79. Schwetzingen, beim Waſſerwerk.
Am Neckar:

Bei Heidelberg, Neuenheim, Handſchuchsheim (Hainbachweg), zwiſchen Wieblingen und Handſchuchsheim an der Rombach in der Ziegelſcheuer und den Schloßäckern, bei Neckarhauſen (beim Ort), Seckenheim (beim Ort). Bei Ladenburg rings um den vicus vereinzelte Gebäude, weiterhin im „Alten Hof“, Oberfeld, beim ehemaligen Zeilsheim etc., beim Roſenhof am Loosgraben (vgl. K. Chriſt, Heidelb. Familienblätter, 1867, Nr. 14 f.). Über die römiſchen Funde am Atzelberg ſüdlich und an der Wormſer Straße nördlich von Wallſtatt, bei Käferthal, ſüdlich von Heddesheim, am Kapellenberg und Römerhügel bei Viernheim ſ. die Baumann'ſche Karte, Urgeſchichte von Mannheim, die Muſeographie der Weſtd. Ztſchr. etc.

Wo alſo neuerdings energiſchere Nachforſchung ſtattgefunden hat, ſo in der Umgebung von Darmſtadt durch Anthes, Gies, Kofler, Müller, Soldan, bei Mannheim-Ladenburg vonſeiten des Mannheimer Altertums-Vereins, zwiſchen Heidelberg und Wiesloch durch K. Pfaff, im Umkreis von Karlsruhe durch Ammon, Bonnet, Näher, Wagner, an andern Punkten, namentlich zwiſchen Wiesloch und Bruchſal, bei Raſtatt, bei Offenburg, am Kaiſerſtuhl etc. gelegentlich der Straßenunterſuchungen für die Limeskommiſſion durch mich, überall ſind zahlreiche ländliche Gehöfte größeren oder kleineren Umfangs zum Vorſchein gekommen, welche mit der alten Fabel von der völligen Verſumpfung namentlich der badiſchen Rheinebene und deren geringen Beſiedelung noch in römiſcher Zeit gründlich aufräumen und die Ebene, wenigſtens in vielen Strichen, ebenſo dicht angebaut zeigen, wie die fruchtbaren Gegenden des mittleren Neckarthals. Und auch da, wo auf der archäologiſchen Karte jetzt noch große Lücken erſcheinen, ſo namentlich längs des Gebirgsrandes zwiſchen Müllheim und Lahr oder zwiſchen Offenburg und Bühl, wo allerdings wie an der unteren Bergſtraße viele Altertumsreſte durch den Weinbau zerſtört ſein dürften, ſowie in der Ebene ſüdlich und nördlich des Kaiſerſtuhls und zwiſchen Kehl und Raſtatt, auch da werden ſich bei gründlicherer Unterſuchung ſicherlich überall noch die Spuren ſolcher Villen finden. Auch im heſſiſchen Anteile dürfte ſowohl längs des Gebirgsrandes wie am Hochgeſtade und an den querenden Bächen der Ebene noch gar manches römiſche Gehöfte ſich unſerer Kenntnis entzogen haben, wie neuere Entdeckungen, z. B. in der Umgebung von Heppenheim und Lorſch, bei Trebur etc. vermuten laſſen.

Für die verwaltungsgeſchichtliche Stellung unſeres Gebietes ſei — im weſentlichen nach der ausführlichen Behandlung E. Herzogs, Bonner Jahrb., Heft 102 (1898), S. 93 f. — in Kürze folgendes hervorgehoben. Die ganze rechtsſeitige Rheinebene wurde bei der Occupation durch die Römer, da außer im nördlichen Teil, wo die Suebi Nicretes ſaßen, alle nationalen Verbände fehlten, kaiſerliches Domänenland (saltus Caesaris), welches gegen Abgabe des Zehnten — daher agri decumates — in Kleinpacht an die Beſitzer eben jener villae rusticae vergeben wurde. Doch waren die Territorien der Kaſtelle mit ihren prata und das Land der canabenses und der die Bedürfniſſe der Beſatzungen vermittelnden Ackerbauer (coloni) davon ausgeſchloſſen, ſo die Gegend von Groß-Gerau, (Gernsheim?), Neuenheim, Baden-Baden, (Offenburg?), wenigſtens bis gegen die Mitte des II. Jahrhunderts, wo deren Garniſonen an den Limes verlegt wurden. Außerdem hatten die Legionslager von Mainz und Straßburg wohl immer auf dem rechten Ufer Weideland. Durch die mit der Zeit eingetretene Erhebung des saltus zu lateiniſchen civitates — auf unſerm Gebiet die civitas Ulpia Sueborum Nicretium mit dem Vorort Ladenburg, die wohl der Sueben wegen ſchon unter Trajan errichtet war, und die civitas Aureliana Aquensis (Baden-Baden) — wurde das bisherige Pachtland mit ſeiner Verpflichtung zu Naturalleiſtungen für Privateigentum erklärt gegen Auferlegung einer Bodenſteuer.

Iſt durch die Aufzählung der zahlreichen Funde vorgeſchichtlicher und römiſcher Zeit in der Rheinebene die Annahme von der damaligen völligen Verſumpfung derſelben ſchon im allgemeinen widerlegt, ſo ſeien doch noch einige beſonders bezeichnende Fälle hervorgehoben. Näher faßt Bonn. Jahrb., LXX (1881), S. 8 ſeine und der älteren Waſſerbautechniker Anſicht über den ſog. deutſchen oder Oſt-Rhein dahin zuſammen: „Wir dürfen als ſicher annehmen, daß zur Römerzeit längs des Schwarzwaldgebirges und Odenwalds bis Trebur ein durch die Binnenflüſſe geſpeiſter Waſſerlauf, der ſtagnierend zwiſchen Sandhügeln ſich oft auf eine Breite von 2 bis 3 Kilometer ausdehnte und teilweiſe ſchiffbar war, erſtreckte" (vgl. auch das Kärtchen ebendaſ., Taf. II). Die zahlreichen Grabhügel auf den Wieſen und im Dörnigwald bei Weingarten, die Funde aus der Bronzezeit bis Früh-La Tène-Periode enthalten, liegen aber inmitten jenes angenommenen Waſſerlaufs, und zwar nicht etwa auf einer dünenartigen Erhöhung, ſondern vollſtändig in der Niederung. Sie konnten nur in der trockenſten Jahreszeit ausgegraben werden, weil zu anderen Zeiten das Gelände wegen Verſumpfung ſchwer zugänglich iſt, und auch ſo war bei Eröffnung der in den Boden eingeſchnittenen bronzezeitlichen Flachgräber fortwährend mit ſtarkem Waſſerandrang zu kämpfen. Namentlich dieſe Flachgräber ſchließen ſchlechterdings die Annahme aus, daß dieſes Gelände zur Zeit der Anlage der Gräber verſumpft war oder gar einen Waſſerlauf bildete, es muß im Gegenteil trockener als heutzutage geweſen ſein. Das Gleiche beweiſen die Grabhügel in dem Retzenbruchwalde bei Untergrombach und ein Früh-La Tène-Grab am Kändelweg an dem Saalbach bei Bruchſal. Und auch eine Anzahl römiſcher Villen ſind im Bette jenes „Flußlaufes" erbaut, ſo eine villa mit kleinem Gräberfeld an der Pfinz in der Nähe der Ziegelfabrik bei Durlach, teils zwiſchen dem jetzigen Bach und der Landſtraße, teils im Gewann Beint, die durch einen Knüppelweg mit der römiſchen Bergſtraße verbunden war. Die Gräber, worunter dasjenige eines 100jährigen Veteranen, liegen nahe an dieſem Verbindungsweg, ca. 50 cm. unter deſſen Niveau und ca. 2 m. unter der heutigen Oberfläche, welche durch die Schlickanſchwemmung der Pfinz allmählich erhöht iſt. Auch bei Mingolsheim konnte ich eine villa rustica in der heute äußerſt ſumpfigen Niederung feſtſtellen.

Aber nicht nur die Einſenkung längs des Gebirgsfußes war ſchon in jenen Zeiten bewohnbar, wahrſcheinlich ſogar trockener als heute, dasſelbe gilt auch von vielen Teilen der eigentlichen Rheinniederung. Die Verhältniſſe in der Stein- und älteren Bronzezeit müſſen dabei außer acht bleiben, weil, wie wir geſehen haben, die Bevölkerung damals Pfahlbauten in Seen und Sümpfen errichtete. In der Hallſtatt- und folgenden Zeit war die Niederung zwar ohne Zweifel noch von unzähligen Waſſerrinnen und Altwaſſern durchzogen, zeigte aber doch ſchon viele anbaufähige Stellen, die durch ſtarke Ablagerung von Rheinſchlick hohe Fruchtbarkeit

bekundeten. Dies beweifen vor allem die zahlreichen Grabhügel der Hallftatt- und La Tène-Periode in der Rheinniederung bei Huttenheim, über welche H. Thürach in den Erläuterungen zur geologifchen Spezialkarte des Großherzogtums Baden, Blatt Philippsburg (No. 39, 1899), S. 27 f. mit Recht folgendes fchreibt: „Die Grabhügel im Krärfchrei und Schorrenfeld bei Huttenheim liegen in einem bewaldeten Gelände, das gegenwärtig noch fumpfig ift und z. T. keine höhere Lage einnimmt als die benachbarten Torfgründe. Der Schlick, mit dem fie aufgefchüttet find, ift nur fchwach humos und lichter gefärbt als derjenige, der fie umgiebt. Derfelbe ift dunkelgrau und ftark humos. Vorausgefetzt, daß der Schlick der Grabhügel nicht von höher liegendem Gelände beigeführt wurde, weift dies darauf hin, daß die Humusanreicherung erft nach der Errichtung der Grabhügel ftattgefunden hat, daß alfo diefes Gebiet in fpäterer Zeit fumpfiger geworden ift, als es damals war. Die jetzigen Wafferverhältniffe desfelben und befonders diejenigen vor der Rheinkorrektion und vor dem Bau des Pfinzkanals laffen fogar den Schluß zu, daß die Verfumpfung des Geländes in die jüngfte Zeit fällt.“ Die Richtigkeit diefes Schluffes wird beftätigt durch verfchiedene weitere vorrömifche Funde aus der Rheinniederung, vor allem aber durch die Mauerrefte römifcher Villen, die in der Niederung bei Steinmauern, Würmersheim, Au, Philippsburg, im Speyerer Grün bei Altlußheim, bei Lampertheim gegenüber Worms etc. gefunden find. Auch aus dem Elfaß und Rheinbayern ließe fich eine große Anzahl von Grabhügeln und römifchen Villen anführen, die teils in den alten Flußbetten, teils in der äußerften Rheinniederung an heute ftark verfumpften Stellen liegen.

Verriet demnach die Rheinebene im ganzen diefelbe, an einzelnen Stellen fogar größere Trockenheit als heutzutage, fo kann auf der anderen Seite kein Zweifel obwalten, daß andere Teile derfelben, ganz abgefehen von den zahlreichen Altwaffern des Rheins und feiner Zuflüffe, damals noch größeren Wafferreichtum befaßen als heute, was fchon die viel ausgedehntere Bewaldung bedingte. So find bei Friedrichsfeld auf einer mächtigen Sanddüne gegenüber der Cementfabrik und in der Nähe des Bahnhofs der Main-Neckarbahn am fog. Kirchenbuckel Spuren umfangreicher Anfiedelungen und mehrerer Gräber von der Steinzeit ab durch faft fämtliche Perioden bis in die römifche Zeit zum Vorfchein gekommen, an Stellen, die heute ziemlich weit von jedem fließenden Waffer entfernt find, und ähnliche Verhältniffe liegen vor bei Kirchheim, Ladenburg, Wallftatt etc. Wenn man auch annimmt, daß der Neckar damals von Ilvesheim gegen Altrip floß, fo liegen die genannten Fundftellen doch zu weit davon ab, und daß jene frühfte Bevölkerung fich auf das Graben von Brunnen viel eingelaffen habe, erfcheint wenig wahrfcheinlich. Nun find in der Nähe all der genannten Punkte noch heute rinnenartige Einfenkungen erkennbar, welche in naffen Jahreszeiten mit ftehendem oder langfam fließendem Waffer erfüllt find (vgl. geolog. Spezialkarte Badens, Blatt Schwetzingen, S. 19 f., Wiefenthal, S. 7, Ladenburg, S. 10 f.). Man möchte daher vermuten, daß fie in jener zurückliegenden Periode noch ftändig Waffer führten und hierdurch und den milden, etwas fandigen Lehmboden ihrer Umgebung zur Befiedelung einluden. Auch die römifchen Brunnen bei Ladenburg erreichen lange nicht die Tiefe derjenigen des heutigen Städtchens, was einen wefentlich höheren Stand des damaligen Grundwaffers an diefer Stelle zur Vorausfetzung hat.

Ähnliche Beobachtungen find in der heffifchen Rheinebene gemacht worden. Wiederholt wurde im vorhergehenden erwähnt, daß im Gegenfatz zu den Verhältniffen in der badifchen Rheinebene auch der Mittelftreifen der heffifchen Rheinebene, etwa der Linie Lorfch-Hähnlein-Hahn-Dornheim-Groß-Gerau, fich durch befonderen Reichtum vorgefchichtlicher Funde auszeichnet, auch da, wo keine Bäche die Ebene kreuzen und wenigfruchtbare Sandrücken fich wie in der badifchen Hart ausdehnen. Der Grund diefer auffallenden Erfcheinung liegt, wie fchon oben kurz angedeutet, in dem Vorhandenfein eines fpätdiluvialen und alluvialen Neckarbettes, welches bei Ladenburg von der heutigen Stromrichtung abzweigte und zunächft längs der Bergftraße und weiterhin in der angegebenen Richtung floß, um bei Trebur in den Rhein einzumünden (vgl. A. Mangold, Abh. d. geol. Landesanftalt zu Darmftadt, Band 2, Heft 2 (1892) mit Überfichtskarte). Wie es fich noch heute als Röhricht-Niederung oder faftiger Wiefenftreifen

abhebt, deſſen Ränder mit fruchtbarem, lehmgemiſchtem Sand und Schlick bedeckt ſind, und das Vorhandenſein manches anliegenden Dorfes erklärt, muß es ſchon in jener Vorzeit, wo es ſtellenweiſe vielleicht noch fließendes Waſſer enthielt, Anſiedler herbeigelockt haben. Die z. T. ſehr großen Niederlaſſungen liegen meiſt dicht am Hochgeſtade dieſes alten Flußlaufes und beſonders auf den halbinſelartigen Erhöhungen der großen Schlingen desſelben, ſo bei Lorſch (Döring und an der Specklache), bei Schwanheim, Fehlheim, Rodau, Langwaden, Hähnlein (im Weiler), Groß-Gerau (Sandſchieß-Schindkaute, Stocken) etc., und dauerten durch verſchiedene Perioden hindurch. Nordweſtlich des Schwarzbachgebietes ſind es außerdem einige Teile des alten Mainbettes zwiſchen Rüſſelsheim-Bauſchheim, bei Haßloch etc., welche dieſes ſonſt ſandreiche Gebiet bewohnbar machten.

Faſſen wir die durch die vorausgehenden Betrachtungen erzielten Ergebniſſe noch einmal kurz zuſammen. Vor allem iſt es klar geworden, daß die Rheinebene ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit wenigſtens im großen und ganzen dieſelbe Trockenheit und Anbaufähigkeit zeigte wie heutigen Tags, wenn auch Rhein und Neckar in unzähligen Windungen ſich dahinſchlängelten, und gar viele Altwaſſer und noch nicht verlandete Rinnen die Wald-, Acker- und Weideflächen durchſchnitten. Waren in der Stein- und älteren Bronzezeit mit Vorliebe die Ränder des Gebirges und die Fluß-Hochgeſtade beſiedelt, ſo iſt vom Ausgang der Bronzezeit an auch die weite Ebene dichter bevölkert, allüberall wo querende Waſſerläufe mit anliegenden Wieſengründen günſtige Siedelungsſtätten boten. Was die Zahl und Dichtigkeit dieſer vorrömiſchen Bevölkerung anlangt, ſo iſt ſie weſentlich höher einzuſchätzen, als es gewöhnlich geſchieht. Wo nur die Spatenarbeit neuerdings energiſcher begonnen hat, ſind nicht nur unzählige Einzelfunde, ſondern auch erſtaunlich viele größere Siedelungsſtätten zum Vorſchein gekommen, welche in Anbetracht der im ganzen noch recht beſchränkten Ausgrabungs-Thätigkeit und der durch den intenſiven Acker- und Weinbau erfolgten Veränderungen nur als kleiner Bruchteil der urſprünglich wirklich vorhandenen Anlagen betrachtet werden können. Fingerzeichen für ſolchen Sachverhalt, die aber viel zu wenig beachtet wurden, waren zwar ſchon lange vorhanden. Man hätte nur bedenken ſollen, daß an den Ufern des Bodenſees mehr als 50 Pfahlbauſtationen feſtgeſtellt ſind, die an Größe nicht ſelten die heutigen anliegenden Dörfer übertreffen, oder man mußte die gewaltigen Ringwälle auf den Gebirgshöhen und die ausgedehnten Verſchanzungen am Gebirgsrand und in der Ebene ins Auge faſſen oder die aus gewaltigen Erdmaſſen und Steinblöcken aufgeſchütteten mächtigen Grabhügel, an welchen Hunderte von Händen zu bauen hatten. Auch die Vorſtellung vom Zuſammenleben in nur kleinen Horden oder in völlig zerſtreuter Siedelungsweiſe hat ſich als unhaltbar erwieſen, da durch alle Perioden hindurch große geſchloſſene Dorfanlagen angetroffen werden, neben welchen allerdings auch Einzelſiedelungen nicht fehlten, bei der galliſchen und römiſchen Koloniſation ſogar recht häufig waren.

Durch dieſe größeren, geſchloſſenen Gemeinweſen ergab ſich umfänglichere Rodung und Urbarmachung des umgebenden Geländes zu Zwecken feſten Ackerbaus, ſo daß nachrückende Völker ſich die Kulturarbeiten ihrer Vorgänger begreiflicherweiſe immer wieder zu nutzen machten und ſo die Continuität der Bewohnung und Anbauung günſtiger Örtlichkeiten gewährleiſteten. Und thatſächlich tritt dieſer ununterbrochene Zuſammenhang der Beſiedelung von Tag zu Tag klarer vor Augen. Schon die Aufzählung der verſchiedenzeitlichen Siedelungsſpuren am Gebirgsrande und längs des Hochgeſtades wie in der Ebene ſelbſt hat eine große Anzahl von Beiſpielen ſolcher fortgeſetzten Bewohnung desſelben Ortes ergeben, und mit Leichtigkeit ließen ſich die Beiſpiele noch vermehren. Denn an faſt allen günſtigen, kleinen und größeren Thalmündungen längs des Gebirges, an vielen Stellen der die Ebene durchſchneidenden und ſaftige Wieſengründe bildenden Waſſerläufe, an den vorſpringenden Ecken des Rheinhochgeſtades mit ſeinem fruchtbaren Ackerboden und den ausgedehnten Weideflächen der Niederung, überall reihen ſich die Funde von Periode zu Periode, bald Wohnſtättenüberreſte, bald Gräberanlagen, bald genau an derſelben Stelle, bald in nächſter Nähe, aber allerwärts ſo, daß die

fortgeſetzte Ausnützung derſelben gerodeten Landſtrecke und der zugehörigen Weidefläche klar wird, wenn die Wohnplätze ſelbſt auch gelegentlichem Wechſel unterworfen ſind.

Eine kleine Lücke der Beſiedelung iſt trotz des fruchtbaren Bodens und des milden Klimas unſerer Gegend allerdings eingetreten infolge hiſtoriſcher Ereigniſſe im Verlauf des I. Jahrhunderts v. Chr., der Zeit der „helvetiſchen Einöde“, als die Gallier vor den Germanen in die Schweiz zurückwichen und letztere, wenigſtens in größerer Anzahl, durch den mächtigen Willen Roms aus dieſem Grenzgebiet fern gehalten wurden. Aber auch in dieſer Periode war es, wie Schriftſtellernachrichten und Funde verraten, nicht völlig unbewohnt, und zudem war die Zeit dieſer Unterbrechung zu kurz, um die Spuren der vorausgehenden Kulturarbeiten völlig zu verwiſchen. Daß in den früheren Perioden keine derartigen Störungen von längerer Zeitdauer ſtatthatten, hängt wohl auch damit zuſammen, daß beiderſeits des Rheins dieſelben Völker ſaßen, die einen ſchützenden Ödlandſtreifen nicht vonnöten hatten.

Auch durch die ſog. Völkerwanderungszeit iſt keine weſentliche Änderung in der Wahl der Siedelungsſtätten eingetreten, wie die neueren Grabungen, namentlich die Entdeckung von Hunderten von Reihengräberfeldern, außer Zweifel ſetzen. Wohl ſind die Alamannen und Franken nach Ausweis der Funde da und dort weiter ins Gebirg eingedrungen und haben auch die Rheinniederungen dichter beſiedelt, aber in der Rheinebene ſelbſt haben ſie überall die von den Römern und ihren Vorgängern bebauten Felder weiterbeſtellt und in deren Nähe ihre einfachen Block- und Fachwerkhütten errichtet, wenn ſie auch die ſtädtiſche Siedelungsweiſe der Römer verabſcheuten (Ammianus, 16, 2, 12: „nam ipsa oppida ut circumdata retiis busta declinant“). Kann auch die Notiz Ammian's, daß die Gehöfte der Alamannen des unteren Mainthals nach römiſcher Art gebaut waren (17, 1: „domicilia cuncta curatius ritu Romano constructa“) angezweifelt werden, ſo erhellt doch aus Schriftſtellernachrichten und aus den Funden, daß in der rechtsſeitigen Rheinebene, wo unter dem Schutze der römiſchen Feſtungen des linken Ufers die römiſche Herrſchaft auch nach der Preisgabe des Limes ſich noch einige Zeit halten konnte, die alamanniſche Kultur in ein engeres Verhältnis als anderwärts zu der römiſchen trat und ſchon dadurch die Continuität der Bevölkerung ſicherte (vgl. auch G. Wolff, Quartalblätter, N. F., I, S. 602 f. und ſonſt).

Und faſt all die erwähnten Fundorte vorrömiſcher, römiſcher und alamanniſch-fränkiſcher Zeit werden auch in den frühmittelalterlichen Quellen (Lorſcher Codex etc.) als Stätten menſchlicher Siedelung genannt, und an den meiſten derſelben erheben ſich noch heute Dörfer und Städte, kleine und größere, je nach der Gunſt des Bodens und den Vorteilen der Lage, in Weiterentwickelung jener älteſten Anfänge. Ja man kann ruhig ſagen, daß das heutige Beſiedelungsbild der Rheinebene, von einigen wenigen, beſonders begründeten neueren Erſcheinungen abgeſehen, ſich im allgemeinen ſchon in den Siedelungsſpuren jener grauen Vorzeit erkennen läßt.

Hoffen wir, daß durch das allerwärts bei der Bevölkerung ſich bekundende regere Intereſſe und die in Ausſicht ſtehende ſtraffere Organiſation des archäologiſchen Landesdienſtes auch für unſer Gebiet den, wenn auch unſcheinbaren Dokumenten unſerer älteſten Geſchichte immer mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt wird, und ſo die Bilder, die wir bis jetzt erſt in ſchwachen Umriſſen zeichnen konnten, bald volleres Leben gewinnen zum Nutzen der allgemeinen Wiſſenſchaft, zur Förderung der Heimatsforſchung und zur Vertiefung der Heimatsliebe.

Anmerkungen

1. Die Kieſelſteine haben das Ausſehen kleiner Schildchen, deren beiderſeitige Einſchnürungen durch Abklopfen hergeſtellt ſind. Ein ſiebenzigjähriger Arbeiter erzählte, daß ſein Vater, ein Fiſcher, noch die gleichen Netzbeſchwerer benutzt habe, während jetzt in ihrem Orte ſolche aus Blei im Gebrauch ſeien. Ähnliche ſind auch anderwärts in ſteinzeitlichen Schichten gefunden, ſo am Harz, in Troja etc.
2. Archiv für Anthropologie, VIII (1875), S. 87 f., Katalog der Berl. präh. Ausſtellung (1880), S. 11 f., Schauinsland, IV, S. 89 f., Corrbl. f. Anthrop., 1880, S. 148 f. (A. Ecker), Erläuterungen zur geolog. Spezialkarte des Großh. Baden, Blatt Hartheim-Ehrenſtetten, S. 59 (Steinmann). Die keramiſchen Überreſte, welche Ecker als mit den paläo-

lithischen Gegenständen gefunden erwähnt, gehören einer jüngeren Periode an, vgl. meine Bemerkungen Schauinsland, XXVII (1900), S. 13 f.

3. Über den „l'homme de Lahr" vgl. Sitzungsber. d. Wiener Akad., 1852 (VIII), S. 88, 1865 vom 5. Januar, A. Müller, die ältesten Spuren des Menschen in Europa (Basel, 1871), S. 22. Mehrfache Funde der letzten Jahre haben ergeben, daß hier ein Friedhof neuerer Zeit liegt.
4. Vgl. Corrbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie, 1880, S. 312 (Schaafhausen), Vorträge des Mannh. Altertums-Vereins, II (1888), S. 28, Anm. 4 (K. Baumann).
5. Vgl. Ztschr. f. Ethnolog. Verhandlg., 1899, S. 573 f., Mannheimer Geschichtsblätter, 1902, S. 165 (O. Schötensack). Auch bei Dossenheim ist vielleicht eine paläolithische Siedelungsstätte anzunehmen, vgl. Corrbl. f. Anthropologie, XXXIII (1902), S. 57 f., Mannh. Geschichtsbl., 1902, S. 165 (O. Schötensack). Vgl. auch C. Koenen, die erste Spur des Menschen im Rheinlande, Rheinische Geschichtsblätter, I (1894), No. 3 u. 5 und E. Schuhmacher, Mitt. d. Phil. Ges. in Elsaß-Lothringen, 1897, H. 3.
6. Bei Efringen, im Engebachthal am Nordabhang des Lenselbergs in der Nähe der Quelle ein Steinbeil, jetzt im Besitz von Dr. Pöschel in Kirchen. — Bei Blansingen, ein Nephritbeil im Orte beim oberen Brunnen, vgl. Sammler, VII (1885), No. 12, S. 180, Katal. d. Berl. Ausst., S. 9, No. 2. — Auf dem Schönberg bei Freiburg mehrere Steinbeile und Geräte, vgl. Schauinsland, XXVII (1900), S. 39. — Malterdingen, Grab, vgl. Wagner, Hügelgräber, S. 27. — Riegel, Steinbeile am Hochgestade der Elz, vgl. Schauinsland, XXVIII (1901), S. 1 f. — Lahr, ein Serpentinbeil, gef. 1882 am nördlichen Hange der Stadt (Städtische Sammlung). — Offenburg, durchbohrtes Steinbeil aus der Kinzig zwischen Offenburg und Elgersweier, ein anderes aus dem Stadtwald Unterbünd westlich von Offenburg (Samml. Walter in Offenburg). — Sandweier, ein durchbohrtes Steinbeil (Samml. Gimbel in Baden-Baden). — Jöhlingen, Grabhügel oder Wohnstätte der Bogenbandkeramik, vgl. Fundb. aus Schwaben, VIII (1900), S. 39, Veröff. d. Karlsr. Samml., III (1902), S. 34 f. — Weingarten, Steingeräte am „hohen Bild", vgl. Schnarrenberger, die vor- und frühgeschichtliche Besiedelung des Kraichgaus (1898), S. 12. — Michelsberg bei Untergrombach, große Ansiedelung mit Funden des Pfahlbauten-Charakters, vgl. Karlsruher Altertums-Verein, 1891, S 38 bis 43 (K. Schumacher), Veröffentlich. d. Samml. f. Altertums- u. Völkerkunde in Karlsruhe, II (1899), S. 39 bis 54 (A. Bonnet). — Rettigheim, ein Steinbeil aus Diabas in einem Steinbruch, vgl. Schnarrenberger, S. 12. — Wiesloch, Ansiedelung der Bogenbandkeramik beim neuen Bahneinschnitt am Eichelweg, Fundb. a. Schwaben, VIII (1900), S. 38. — Bei Walldorf, in der vorliegenden Ebene Grabhügel-Funde der Schnurkeramik, Heidelb. Jahrb., 1899, S. 259. Andere neol. Funde in der Nähe von Roth, Corrbl. d. Ges.-Ver., 1901, S. 162. — Rohrbach, Wohngruben der Bogenbandkeramik, Heidelb. Ztg., 1901, No. 175 u. 176: „Bericht über städtische Ausgrabungen 1900 bis 1901," Corrbl. d. Ges.-Ver., 1901, S. 162 (Karl Pfaff). — Heidelberg, 3 geschliffene Steinbeile am westlichen Abhang des Königstuhls bezw. Gaisbergs, vgl. Ztschr. f. Ethnolog. Verh., 1899, S. 572 f. (O. Schötensack). Am linken Hochgestade des Neckars bei der ehemaligen Bergheimer Kirche Wohngruben mit Überresten der Bogenband- und jüngeren Winkelbandkeramik, vgl. Mannheimer Geschichtsblätter, I (1900), S. 96, Corrbl. d. Ges.-Ver., 1901, S. 160 f. (K. Pfaff) und Ztschr. f. Ethnol. Verh., 1899, S. 566 bis 572 (O. Schötensack). Neuerdings ähnliche Funde auch auf dem rechten Ufer bei Neuenheim und an der Posselsluft (briefliche Mitteilungen von Prof. Pfaff).
7. Schriesheim, mehrere Steinbeile (Mus. Mannheim). — Heppenheim, auf der Starkenburg Steinbeile, vgl. Arch. f. hess. Geschichte, I (1893), S. 93, No. 21 (Fr. Kofler), Grabhügel mit Gefäßen der Schnurkeramik im Walde Lee bei der Juhhöhe, Steinwerkzeuge in der Ebene im Rückenbruch, Nachtrag I (1897), S. 474, No. 21. — Auerbach, Steinwerkzeuge in der Ebene bei der Ziegelhütte westlich der Station. — Jugenheim, Grab, Westd. Ztschr., 1900, S. 258. — Seeheim, Steinbeile im Gemeindewald Distrikt Langerberg, Arch., 1893, S. 95, No. 37, Nachtrag I, S. 474, No. 37. — Malchen, Arch., I (1893), S. 95, No. 31. — Nieder- und Oberbeerbach, Arch., I, S. 98, No. 16, Nachtrag I, S. 477, No. 16 u. 17a. — Eberstadt, Acker am Kreuzweg Steinbeil, Arch., Nachtrag I, S. 466, No. 11, Hockergräber, 1901. — Darmstadt, Arch., I, S. 69, No. 7 („in der Stadt"), S. 76, No. 6 (Schefheimer Forsthaus), Arch., I, S. 466, No. 7 (an der Gräfenhäuser Chaussee nahe der Main-Neckarbahn), Steinbeile. — Langen, bei dem Orte viele Steinbeile, Arch., I, S. 79, No. 27. — Sprendlingen, Arch., I, S. 58, No. 22. *Da die hessischen Funde bereits grösstenteils durch F. Kofler sorgfältig zusammengestellt sind, können wir hier wie im folgenden auf genauere Hinweise verzichten.* Vgl. jetzt auch die sehr verdienstlichen Ermittelungen und übersichtliche Zusammenstellung von E. Anthes, Arch. f. hess. Gesch., 1902, S. 279 f. Doch dürften viele der namentlich in den Gebirgsorten im Besitz von Bauern festgestellten Steinbeile verschleppt sein, da diese als Schutz gegen Blitzgefahr und Heilmittel gegen Krankheiten sehr gesucht und auch von Hausierern bezogen wurden. Für die Funde in der Nähe von Frankfurt vgl. hier wie im folgenden A. Hammeran, Urgesch. v. Frankfurt, 1882.
8. Bellingen, im Orte ein Steinbeil, ebenso aus dem Rhein (Mus. Offenburg). — Burgheim, 5 Steinbeile in einer Kiesgrube, Veröff. d. Karlsr. Samml., II, (1899), S. 103. — Auenheim, mehrere Steinbeile aus dem Abe-Grund und beim Orte (Samml. Karlsruhe), Katal. d. Berl. Ausst., S. 14, No. 9 u. 10. — Weisweil, ein zur Hälfte angebohrter Steinhammer aus dem Rhein (Samml. Schreiber). — Iffezheim, auf einer Rheininsel ein durchbohrtes Steinbeil (Samml. Karlsruhe), Katal. d. Berl. Ausst., S. 14, No. 8. — Huttenheim, ein Steinmeißel in der Niederung bei der Ziegelei, Veröff. d. Karlsr. Samml., III, S. 33. — Brühl, ein Steinbeil, Mannheimer Altertums-Verein, II, S. 9. — Neckarau, 2 Steinbeile (1 Samml. Karlsruhe, 1 Mus. Mannheim), Katal. d. Berl.

Ausſt., S. 14. No. 19. — Mannheim, Steinbeile (Samml. Karlsruhe und Mannheim). — Im Rhein oberhalb Worms, Steinbeil aus Serpentin, Fundb. a. Schwaben, VI, S. 9. — Hofheim, vgl. Arch., I, S. 94, No. 25. — Nordheim, Grab mit Glockenbecher (Kabinettsmuſeum). — Biblis, vgl. Arch., I, S. 91, No. 6, II, S. 473, No. 6. — Groß- und Klein-Rohrheim, Arch., I, S. 93, No. 17, S. 94, No. 27, Nachtrag I, S. 474, No. 17 u. 27. — Gernsheim, Arch., I, S. 92, No. 14, II, S. 473, No. 14. — Leeheim, Arch., I, S. 72, No. 26 u. a. Vgl. jetzt auch die Zuſammenſtellung von Anthes a. o.

9. Vgl. Schauinsland, 1900, S. 13 f. (bei Thiengen, Opfingen, Riegel etc.)

10. Schutterwald, auf einer dünenartigen Erhöhung an der Schutterniederung 2 Steinbeile (1 Samml. Karlsruhe, 1 Offenburg). — Roth, ein Steinbeil in einer Kiesgrube zwiſchen St. Leon und Kirrlach (Samml. Heidelberg). — Schwetzingen, vgl. F. Maier, die Schwetzinger Altertumsfunde (1890), S. 49, Katal. d. Berl. Ausſt., S. 10, No. 3. — Am Neckar bei Ladenburg, vgl. Heidelb. Jahrb., 1899, S. 258 u. Ztſchr. f. Ethnolog. Verh., 1899, S. 572. — Edingen (Muſ. Mannheim). — Etwas weiter ab bei Friedrichsfeld, Mannheimer Altertums-Verein, II, S. 9, Katal. d. Berl. Ausſt., S. 15, No. 24, und Wallſtatt, Heidelb. Jahrb., 1899, S. 258. — Heddesheim, Weſtd. Ztſchr., 1894, S. 279, Fundb. a. Schwaben, II, S. 10. — Für das heſſiſche Gebiet vgl. die archäologiſche Karte von F. Kofler etc., z. B. Seehof, Lorſch, Schwanheim, Fehlheim, Langwaden, Gegend von Pfungſtadt, Hähnlein, Hahn, Crumſtadt, Goddelau, Wolfskehlen, Dornheim, Büttelborn, Weiterſtadt, Worfelden, Groß-Gerau (vgl. Anthes, a. o., S. 286 und Weſtd. Ztſchr., 1900, S. 264 u. 268), Wallerſtädten, (ebendaſ., S. 264/65), Königsſtätten, Biſchofsheim. Ein Grabfund von der Gewann Eſch bei Groß-Gerau (Schnurbecher etc.) in Privatbeſitz; auch von Trebur neolithiſche Scherbenfunde der Winkelbandkeramik, vgl. Köhl, Corrbl. f. Anthr., 1902, S. 112. Über vermutliche Pfahlbauten in der heſſiſchen Rheinebene bei Goddelau, Eſchollbrücken, Büttelborn vgl. Anthes, Arch. f. heſſ. Geſch., 1902, S. 315.

11. Heitersheim, Bronzeſchwert (Samml. Karlsruhe), vgl. Album der präh. Ausſtellung in Berlin, 1880, Section VII, Taf. 13, Naue, präh. Schwerter, Taf. VIII, 1, Fundb. a. Schwaben, VII, S. 13. — Wieſneck im Höllenthal, Flachkelt (Samml. Freiburg), vgl. Schauinsland, 1900, S. 22, Anm. 12. — Riegel, am nordöſtlichen Ausläufer des Kaiſerſtuhls, Grabfund am Michelsberg, vgl. Schauinsland, XXIV (1897), S 6. — Kenzingen?, Fundb. a. Schwaben, VII, S. 8, No. 4. — Weingarten, Grabhügelfunde im Dörnigwald, vgl. Veröff. d. Karlsr. Samml., III (1902), S. 53 f. — Jöhlingen, Grabhügel auf dem Hohberg (Samml. Karlsruhe), Fundb. a. Schwaben, VI, S. 8, Veröff. d. Karlsr. Samml., III, S. 35. — Zwiſchen Stettfeld und Weiher, Grabfund (Samml. Karlsruhe), Schnarrenberger, Beſiedelung des Kraichgaues, S 17. — Von heſſiſchen Funden z. B. Jugenheim, Pfungſtadt-Eſchollbrücken (Abſatzkelt in Frankfurt etc.), Griesheim, Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr., 1901, S. 25, Baierseich, Kofler, Arch. f. heſſ. Geſchichte, III (1902), H. 2, Kranichſteiner Park, Koberſtadt etc., vgl. Quartalbl. N. F., II, Taf. 26 und ſonſt., Arch. f. heſſ. Geſchichte, III (1902), H. 2.

12. Rheinweiler, Urnenfeld (Samml. Karlsruhe), öſtlich vom Ort auf der Höhe des Kreisberges, vgl. Heidelb. Jahrb., 1892 (II), S. 114, Weſtd. Ztſchr. XX, S. 321. — Liel, Lappenkelt (Samml. Karlsruhe). — Staufen, Bronzering (Samml. Karlsruhe), Album, Sect. VII, Taf. 10. — Lahr, Lappenkelt auf dem Hochberg (Samml. Lahr). — Weingarten, Grabhügelfunde im Dörnigwald, Veröff. d. Karlsr. Samml., III, S. 53 f. — Zwiſchen Forſt und Karlsdorf im Walde Grabhügel (Veröff. d. Karlsr. Samml., III, S. 61 f.). — Ubſtadt, Querbeilchen (Samml. Karlsruhe), Heidelb. Jahrb., IX, S. 261, Scharrenberger, S. 17. — Wiesloch, Gräber am Eichelweg (Samml. Heidelberg), Fundb. a Schwaben, VIII, S. 46. — St. Ilgen, Bronzemeſſer mit gelappten Griffrändern (Samml. Karlsruhe), Heidelb. Jahrb., IX, S. 259. — Heidelberg, im Speyerer Baubezirk beim Güterbahnhof, Mannheimer Geſchichtsblätter, 1900, No. 4, S. 96, und im Neuenheimer Stadtteil, Corrbl. d. Geſ.-Ver., 1901, S. 161. — Doſſenheim, Depotfund auf d. Schauenburg, phot. Album, Sect. VII, Taf. 12, neuerdings wurde in nächſter Nähe noch eine bronzene Pfeilſpitze (nicht Lanzenſpitze) gefunden. — Weinheim, Sichel und Meſſer von Bronze (Samml. Freiburg), vgl. Schreiber's Verzeichnis. — Eſchollbrücken, viele Funde im Moor (Muſ. Darmſtadt und Mainz), Eberſtadt, Grabfunde (Muſ. Darmſtadt), Baierseich, Koberſtadt etc.

13. Iſtein, in der genannten Höhle mit paläolithiſchen Funden 4 bis 5 Hocker-Beſtattungen, eine mit einem kleinen triangulären Dolch, ferner Skelettgrab mit Knöchelring etc. zwiſchen Iſtein und Kleinkems auf der unterſten Terraſſe gegenüber dem Gewann Zuckergrün, Album, Sect. VII, Taf. 9. — Rheinbiſchofsheim, Abſatzkelt, Heidelb. Jahrb., IX, S. 267. — Hügelsheim, triangulärer Dolch, Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden, S. 29, in der Nähe des „heiligen Buckel." — Liedolsheim, beim Torfſtechen im Bruch 3 Abſatzkelte, Rollennadel etc., auch Funde vieler Hölzer wie von „Brücken", Heidelb. Jahrb., IX, S. 267, Schnarrenberger, S. 17. — Graben, geſchwollene Nadel etc. in der Niederung, aber nahe dem Hochufer, Veröff. d. Karlsr. Samml., II, S. 105, Schnarrenberger, S. 17. — Huttenheim, geſchwollene Nadel, Radnadel etc. auf dem Hochufer nördlich des Friedhofs, wo auch der Urnenfriedhof der jüngeren Bronzezeit, Wagner, Hügelgräber, S. 33 f., Schnarrenberger, S. 16. Über Pfahlbauten in der Niederung vgl. Veröff. d. Karlsr. Samml, III, S. 33. — Hockenheim, Skelettgrab im Orte, vgl. Weſtd. Ztſchr., 1896, S. 350. — Rohrhof bei Brühl, Flachkelt (Samml. Mannheim). Unter heſſiſchen Fundorten iſt beſonders erwähnenswerth das Worms gegenüberliegende Nordheim mit Schleifennadel etc. (Kabinettsmuſeum in Darmſtadt).

14. Kirchen, Urnenfeld auf dem Hochufer an der Kiesgrube hinter dem Gaſthaus zum Rebſtock, vielleicht auch am Hochufer nördlich der oberen Feuerbachbrücke. — Rheinau bei Raſtatt, Bronzepfeilſpitze etc., Katal. d.

Berl. Ausſt., S. 19, No. 83. — Liedolsheim und Graben, Mohnkopfnadel, Kugelnadel etc. im Bruch, vgl. unter Anm. 13. — Huttenheim, Urnenfeld, vgl. Wagner, Hügelgräber, S. 35. — Mannheim, Armring aus dem Neckar (Samml. Mannheim). — Sandhofen, Dolch, Nadel (Samml. Mannheim), Weſtd. Ztſchr., XIII, S. 279 (dieſe allerdings noch aus der älteren Bronzezeit). — Kirſchgartshauſen, Bronzeſchwert, Album, Sect. VII, Taf. 11, Naue, prähiſtoriſche Schwerter, Taf. VIII, 3, Fundb. a. Schwaben, VII, S. 19. — Lampertheim etc., vgl. die Zuſammenſtellung bei Kofler und die Funde in Darmſtadt und Mainz.

15. Am Kaiſerſtuhl, vgl. Schauinsland, XXIV (1897), XXVII (1900), XXVIII (1901). — Von Griesheim an der Kinzig ein Depotfund, eine Anzahl Flachbeile (Muſ. Offenburg). — Am Neckar: von Edingen, Steinbeil, Weſtd. Ztſchr., 1896, S. 349. — Von Ladenburg, Skelettgräber der Bronzezeit, vgl. Weſtd. Ztſchr., V (1886), S. 209, Heidelb. Jahrb., 1899, S. 258, Anm. 2 (Gewann Ziegelſcheuer). — Bei Seckenheim, Gräber, vgl. Corrbl. d. Geſ.-Ver., 1902, S. 215/16. — Beim Atzelberg bei Ilvesheim, Grab mit Leichenbeſtattung, Fundb. a. Schwaben, VII, S. 9 f., Brandgräber, Weſtd. Ztſchr., XIV, S. 367.

16. Z. B. bei Hahn, Radnadel (in Mainz) und Eſchollbrücken, Kupferaxt (im Kabinettsmuſeum), bei Klein-Gerau, Grab der älteſten Bronzezeit, Quartalbl., I, S. 433, Taf. 13 etc.

17. Über die ſpätbronzezeitlichen Funde vom Tuniberg vgl. Schauinsland, 1900, S. 13 f. — Grabhügel bei Gündlingen, Wagner, Hügelgräber, S. 21, f., Tiſchler, Weſtd. Ztſchr, V, S. 184, Schauinsland, 1900, S. 15 (K. Schumacher). — Oftersheim, Urnenfeld, Wagner, Hügelgräber, S. 37 f. — Edingen-Friedrichsfeld, Corrbl. d. Geſ.-Ver., 1901, S. 162 (K. Pfaff). — Wallstatt, Urnenfeld, Wagner, Hügelgräber, S. 38, Anm. 1, Mannheimer Altertums-Verein, II, S. 10. — Ladenburg, bei der Kiesgrube am alten Heddesheimer Weg, Heidelb. Jahrb., 1899, S. 258, Mannh. Geſchichtsblätter, 1900, No. 4, S. 91. — Vom Atzelberg bei Ilvesheim Urnenfeld (Samml. Mannheim), K. Baumann, Urgeſchichte von Mannheim und Umgegend (1888), S. 10, Weſtd. Ztſchr., XI, S. 233 u. ſonſt.

18. Depotfunde von Baſel (Muſ. Baſel), von Ettlingen, Berliner Album, Sect. VII, Taf. 14, von Doſſenheim, ebendaſ., Taf. 12. Auch bei Graben ſoll nach den Erkundigungen A. Bonnets nahe dem Hochgeſtade ein Depotfund, beſtehend aus Sicheln, gemacht worden ſein, vgl. Schnarrenberger, der Kraichgau, Bruchſaler Programm (1902), S. 17. Vgl. jetzt auch Quartalbl., III (1902), No. 7 (Schumacher).

19. In welche Zeit der bei Neuburgweier im angeſchwemmten Rheinſande 1867 gefundene Einbaum des Karlsruher Muſeums gehört, läßt ſich natürlich nicht mehr beſtimmen, ebenſowenig wie von den 2 Exemplaren des Speyerer Muſeums und den zahlreichen bei Offenbach im Main erhobenen (letztere in den Muſeen von Darmſtadt, Frankfurt, Hanau und Berlin). Über einen bei Büttelborn bei Groß-Gerau ausgegrabenen Einbaum vgl. Quartalbl., N. F., I, S. 752 (F. Henkel), und über einen wohl von einem geſunkenen Nachen herrührenden Depotfund im Rhein bei Mainz Nachr. über deutſche Altertumsfunde, 1891, H. 1, S. 1 (Lindenſchmit).

20. Wintersweiler am Katzenberg, oberhalb des Engebachs, vgl. Veröff. d. Karlsr. Samml., II, S. 103, Schauinsland, 1900, S. 22, Anm. 8. — Müllheim, am Reckenhag Skelett mit Bronze- und Bernſteinbeigaben (Samml. Karlsruhe). — Malterdingen, im Walde „Pfannenſtiel", vgl. Wagner, Hügelgräber, S. 26 f. Dieſe Funde ſämtliche auf Ausläufern des Gebirges. — Appenweier, beim Bahnhofe. — Weingarten, im Dörnigwald und Waldbrückenſchlag, Veröff d. Karlsr. Samml., III, S. 37 f. und 53 f. — Unter-Grombach, im Retzenbruch, Veröff. d. Karlsr. Samml., II, S. 103, III, S. 37 (noch nicht näher unterſucht). — Büchenau, im Hartwald, vgl. Schnarrenberger, S. 17. — Walldorf, im Hochholz, vgl. Heidelb. Jahrb., 1899, S. 259, Schnarrenberger, S. 20. Dieſe Orte ſind alle ſchon in der Ebene, während die Funde am Eichelweg bei Wiesloch auf einem flachen Ausläufer des Gebirges liegen, Corrbl. d. Geſ.-Ver., 1901, S. 162 (K. Pfaff). — Heidelberg, in der Ebene an der Bergheimer Straße, vgl. Mannheimer Geſchichtsblätter, 1900, No. 4, S. 97, Corrbl. d. Geſ.-Ver., 1901, S. 161.

21. Kappel a. Rh., Wagner, Hügelgräber, S. 27, Lindenſchmit, A. h. Vorzeit, Bd. IV, 1. — Meißenheim, Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr., VI (1887), No. 5, S. 99 (Wagner). — Hügelsheim, Wagner, Hügelgräber, S. 29. — Iffezheim, Grabhügel (Samml. Karlsruhe), präh. Bl., VII, S. 32. — Wieſenthal, mehrere Grabhügel in der Nähe der Rollenbrücker- und Holzbrücker-Allee, Sinsheimer Jahresb., VI, S. 1 f. — Kirrlach, am Schnittpunkt der Saupferg- und Kaigarten-Allee(?), vgl. Sinsheimer Jahresb., X, S. 52. — Schwetzingen, vgl. Maier, die Schwetzinger Altertumsfunde (1890), S. 50 (offenbar Grabfunde, Bronzeſchwert mit Ortband, Bronzeringe etc.).

22. Huttenheim, 3 Grabhügelgruppen in der „hinteren Grube", im „Pein" und „Krärſchrei", vgl. Wagner, Hügelgräber, S. 33 f., Schnarrenberger, S. 21 f., Schumacher, Veröff. d. Karlsr. Samml., III, S. 34 (auch mit Früh-La Tène-Funden).

23. Über die Grabhügel am Tuniberg und ſeiner Umgebung vgl. meine Ausführungen Schauinsland, 1900, S. 13 f.

24. Heidelberg, vgl. Anm. 20. — Ladenburg, Mannheimer Geſchichtsblätter, 1900, No. 4, S. 91, Anm. 2.

25. Die Funde in den Muſeen zu Darmſtadt und Mainz.

26. Schriften des Ver. f. Geſchichte des Bodenſees und ſeiner Umgebung, 1900, S. 216 f. (K. Schumacher).

27. W. Soldan, Naſſ. Annalen, XXII (1901), S. 145 f.

28. Badenweiler, Keltiſche Münzen, vgl. Biſſinger, Funde römiſcher Münzen im Großherzogtum Baden, I, S. 13, No. 81. — Thunſel, Früh-La Tène-Grabfund, vgl. Schauinsland, 1900, S. 19. — Riegel, Keltiſche Münzen, Biſſinger, I, S. 11, No. 98. — Frieſenheim, Früh-La Tène-Grabfund auf dem Schlößleberg, Schauinsland, 1900, S. 16. — Muggenſturm, La Tène-Grabfund (Samml. Karlsruhe). — Grötzingen, Früh-La Tène-Grab-

fund in der Ebene bei der Sandgrube an den Brunnenwiesen, Karlsr. Zeitung, 1901, No. 71, (E. Wagner). — Bruchsal, Früh-La Tène-Grabfund in der Ebene am Kändelweg in der Nähe der Saalbach, Westd. Ztschr., XX, S. 321. — Stettfeld, Früh-La Tène-Grabfund im oberen Schafhaus (Samml. Karlsruhe), vgl. Schnarrenberger, S. 26. — Wiesloch, Früh-La Tène-Grabfund, Schnarrenberger, S. 26, Früh- (und Mittel-?) La Tène-Wohngruben am Eichelweg, s. K. Pfaff, Bericht über städtische Ausgrabungen 1900/01, Heidelb. Zeitung Nr. 175 und 176, Corrbl. d. Ges.-Ver., 1901, S. 162. — Nußloch, Früh-La Tène-Fibel (früher in der Samml. Mays in Heidelberg, Nachbildung im Röm.-Germ. Museum zu Mainz). — Heidelberg, bei der Bergheimer Kirche und dem Gaswerkplatz, ebendas., S. 97, Früh-La Tène-Gräber an der Kiesgrube gegen Eppelheim, Corrbl. d. Westd. Ztschr., III, 98, Westd. Ztschr., IV, Taf. 12, Corrbl. d. Ges.-Ver., 1901, S. 161. — Handschuchsheim, Früh-La Tène-Funde am Hainsbachweg, K. Pfaff, Heidelb. Tagbl., 1899, No. 101, Corrbl. d. Ges.-Ver., 1901, S. 162. — Schriesheim, keltische Münzen, Bissinger, II, S. 28, No. 188. — Laudenbach, Früh-La Tène-Grabfund im Orte (Samml. Karlsruhe). Eine Aufzählung der auf hessischem Boden (Provinz Starkenburg) gefundenen La Tène-Überreste in der genannten Schrift von F. Kofler, S. 12 f.

29. Istein, Früh-La Tène-Grabfund (Samml. Karlsruhe). — Hochstetten bei Breisach, Früh- und Spät-La Tène-Gräber und -Wohngruben, vgl. prähist. Blätter, XI (1899), S. 68. — Lichtenau, Gallische Münze, Bissinger, I, S. 18, Nr. 122. — Hügelsheim, Früh-La Tène-Nachbestattung in einem Hallstatt-Grabhügel, Wagner, Hügelgräber, S. 32, Taf. 5, 7. — Iffezheim, Grabhügel im Niederwald? (Samml. Karlsruhe). — Mörsch, Einzelfunde (Samml. Karlsruhe). — Huttenheim, Grabhügel der Früh-La Tène-Zeit in der Niederung, Wagner, Hügelgräber, S. 33 f., und Herd- und Wohngruben dieser Zeit auf dem Hochufer bei der Gänseweide am Dorfe (Veröff. d. Karlr. Samml., III, S 33). — Reilingen, „Mittel"-La Tène-Grabfund in den Foßlöcher-Äckern an einem alten Bett des Kraichbachs, Heidelb. Ztg., 1901, Nr. 175 und 176 (K. Pfaff). — Hockenheim, Früh-La Tène-Grubenhütten auf dem Hochgestade, nordwestlich vom Orte. — Sandhofen, Westd. Ztschr., XIII, S. 279.

30. Thiengen am Tuniberg, Früh-La Tène-Wohngruben, vgl. Schauinsland, 1900, S. 19. — Ihringen, Nachbestattungen der Früh-La Tène Periode in Hallstatt-Grabhügeln, vgl. Schauinsland, 1900, S. 18. — Oftersheim, Grabfund (Mus. Karlsruhe). — Friedrichsfeld, Einzelfunde am Kirchenbuckel (Mus. Karlsruhe). — Ladenburg, Wohngruben und Gräber der Früh-, Mittel- und Spät-La Tène-Periode am Kandelbach, vgl. Mannheimer Geschichtsblätter, 1900, No. 4, S. 91 f., Heidelb. Jahrb., 1899, S. 258. — Wallstatt, Ilvesheim, Atzelberg, Früh-La Tène-Gräber inmitten des spätbronzezeitlichen Urnenfelds, Corrbl. d. Westd. Ztschr., 1892, S. 234, 1895, S. 367 (Funde in Mannheim, von Ilvesheim auch in Karlsruhe und Heidelberg).

31. K. Christ und J. Naeher, Bonn. Jahrb., H. 74 mit Plan auf Taf. 9, Naeher, die Baudenkmäler der unteren Neckargegend und des Odenwaldes, H. 2, Blatt 1, Mannheimer Geschichtsblätter, 1900, No. 4, S. 93 (K. Schumacher). Vgl. auch die archäologische Karte Badens von E. Wagner (1883).

32. Plan des Ringwalles auf dem Burgberg bei Badenweiler, Bonn. Jahrb., H. 76, Taf. 3, Fig. 1 (Naeher).

33. Vgl. Haug, Corrbl. d. Ges.-Ver. 1901, S. 162 f., E. Fabricius, Corrbl. d. Ges.-Ver., 1902, S. 55.

EINE FIGÜRLICHE DARSTELLUNG DER ILLYRISCH-THRAKISCHEN GÖTTERDREIHEIT SILVANUS, DIANA, APOLLO?

VON DR. WILHELM REEB

Im Oktober 1902 fand ſich bei Bauarbeiten in dem Beſitztum der Herren Gebrüder Harth in der Bauerngaſſe zu Mainz der auf Tafel III abgebildete Stein Nr. 1. Er lag 2 m tief unter dem Pflaſter in aufgeſchüttetem Boden. In derſelben Schicht kam nur ein karolingiſches Gefäß zu Tage, römiſche Funde dagegen wurden erſt in weſentlich größerer Tiefe erhoben.

Eine muldenförmige Einbuchtung obenauf zwiſchen Anſätzen zu Voluten kennzeichnet den Fund als *Altar*. Der untere Teil mit einem Stücke der figürlichen Darſtellung ſowie der Inſchrift fehlt ganz. Der erhaltene Stein (das Material iſt gelblich-roter Sandſtein) iſt 50 cm breit, 28 cm tief und 68 cm hoch. Von der Vorderſeite ſind nur 54 cm vorhanden, davon nimmt die mittlere Gottheit 32 cm in Anſpruch. In dem dreieckigen Giebel befindet ſich ein Akanthusblatt nebſt Frucht, der Fries zeigt dieſelben Verzierungen, die freilich nur angedeutet ſind. Die Rückſeite des Steines iſt unbearbeitet, auf jeder Seite dagegen finden wir die Krone eines Baumes abgebildet.

Von den drei dargeſtellten Gottheiten iſt die mittlere durch die Beigaben unzweifelhaft als *Diana* gekennzeichnet. Sie iſt hier als Jägerin gedacht und in üblicher Weiſe ausgeſtattet. In der linken Hand führt ſie den ziemlich unförmigen Bogen, während die erhobene Rechte rückwärts nach dem pfeilgefüllten Köcher greift, der über der rechten Schulter ſichtbar wird. Die Göttin iſt mit dem hochgeſchürzten, doppelgegürteten Chiton bekleidet und trägt den auf ſpäteren Darſtellungen üblichen ſchalartigen, flatternden Mantel,[1] der vom Rücken über die beiden Schultern ſich nach vorn zieht. Die Gewandung läßt die rechte Bruſt Dianas entblößt.[2] Das linke Bein iſt Standbein, an den beiden Füßen befinden ſich Jagdſchuhe. Die Haare legen ſich in wulſtigen Flechten um das plumpe Haupt, das auf einem dicken Halſe ſich erhebt. Zu ihrer Linken liegt gekaucht ein Hund, der ſeiner Herrin den auf den Pfoten ruhenden Kopf zuwendet.

Rechts und links von Diana ſteht je ein ſtiliſierter Baum, jeder mit zwei Äſten und Laubwerk. Der eine Baumaſt zur Rechten des Beſchauers iſt nach der Seite zu gekrümmt, um Platz für die Darſtellung des Bogens der Göttin zu geben. Der zweite Aſt geht in der rechten Ecke des Steines in die Höhe. Der gemeinſame Stamm wird von der rechtsſtehenden Gottheit verdeckt.

Von dem bärtigen Gotte zur Rechten Dianas fehlt alles außer dem Kopfe, doch ähneln deſſen Züge denen des *Silvanus* auf dem Eiſenberger Stein.[3] Außerdem ſpricht für dieſe Deutung ein zweiter Hund, deſſen Kopf, Silvan zugekehrt, in der Art der Darſtellung des kläffenden Hundes bei Hettner, Die römiſchen Steindenkmäler zu Trier, Nr. 654, doch liegend, unten am linken Baumſtamme noch kenntlich iſt. Ob der Gott ſo aufgefaßt war, wie ihn uns der Eiſenberger Stein zeigt, alſo mit langem Speer in der Rechten, die linke Hand auf der Bruſt ausgeſpreizt, oder wie ihn das Relief von Ramſen[4] vorführt, das einen mit einem Hammer ausgeſtatteten Gott Silvanus nennt, läßt ſich bei der ſtarken Beſchädigung des linken Teiles der Vorderſeite des Steins nicht ſagen.

Die dritte Gottheit ſteht auf dem rechten Beine, das linke iſt Spielbein, der Oberkörper iſt ziemlich ſtark zur Seite gebogen. Sie trägt eine auf dem Rücken tief herabhängende, an der rechten Schulter verknüpfte Chlamys, deren ſtarke Falten am rechten Beine des Gottes ſich zeigen. Die linke Hand ſcheint, wenn der an dieſer Stelle zerſtörte Stein eine beſtimmte Angabe zuläßt, kein Attribut geführt, ſondern ſich mit der Fläche nach unten auf ein Poſtament, deſſen oberer Rand noch ſcharf umriſſen hervortritt, geſtützt zu haben. Auf der rechten Hand, deren Finger aufwärts gerichtet ſind, und dem rechten Unterarm ruht eine Kugel. Der reiche Lockenſchmuck des jugendlich gebildeten Gottes, ſowie Dianas Nähe, weiſen auf *Apollo* hin. Doch geſtattet die Kugel dieſe Deutung?

Dieſes Attribut zeigt ſich unſeres Wiſſens nirgends in Verbindung mit dem italiſchen Heil- und Sühnegott, der einzige jugendliche Gott bei den Römern, der als Beigabe die Kugel führen kann, iſt Sol. Zwar erſcheint der römiſche Sonnengott auf den Abbildungen durchweg als Wagenlenker gedacht und wird deshalb mit der Peitſche in der Hand dargeſtellt, ums Haupt trägt er die Strahlenkrone. Hier und da aber hält er, wie ein paar Beiſpiele beweiſen mögen, auch die Kugel in der Hand. So zeigt ihn uns ein pompeianiſches Wandgemälde (Muſ. Borb., 7, 55),[5] ſo finden wir ihn auch bei der von Cumont, Mystères de Mithra, II, S. 202 unter Fig. 29 abgebildeten Darſtellung des Sonnengottes, die auf dem Esquilin gefunden wurde (wahrſcheinlich eine Arbeit des IV. Jahrhunderts). Auch auf einem aus Syrien ſtammenden goldenen Armband[6] griechiſcher Arbeit erſcheint der Gott mit Strahlenkranz, Peitſche, Kugel und Pferden. Ohne Geſpann, aber ſonſt in den Beigaben übereinſtimmend, tritt Sol auf dem Wochengötterſtein aus Havange in Lothringen[7] uns entgegen, und davon unterſcheidet ſich auch die Darſtellung der Gottheit auf der ſilbernen Schöpfkelle aus Wettingen[8] nur dadurch, daß die Kugel neben ihr auf einem Poſtamente liegt.

So könnte der auf dem Mainzer Steine abgebildete Gott Sol ſein, wenn Haugs[9] Annahme, daß die Kugel ohne Zweifel das Symbol der Sonne ſein ſoll, ſicher begründet und unanfechtbar wäre.

Gewiß war ja die aſtronomiſche Erkenntnis bei den gebildeten Römern gegen Ende der Republik durch orientaliſch-griechiſche Einflüſſe ſchon ſo weit gefördert, daß man wußte, die Erde ſei eine Kugel,[10] auch mag immerhin dieſelbe Anſchauung für die Sonne[11] ſich durchgeſetzt haben. Es iſt aber doch ein weiter Weg von dem gelehrten Wiſſen, daß die Sonne keine Scheibe iſt, zu der ſymboliſchen Darſtellung der Sonnenkraft durch eine Kugel. Viel mehr entſpricht da doch der poetiſch-mythologiſchen Ausdeutung der Natur und ihrer Kräfte die mehr ſinnliche Auffaſſung der Sonne als Rad,[12] wie ſie namentlich auf galliſchen Darſtellungen erſcheint, oder als Scheibe, wie wir ſie z. B. auf einem römiſchen Relief[13] aus Arabien (mit zwölf Strahlen) abgebildet finden. Zudem mag auf die Tatſache hingewieſen ſein, daß auf allen oben erwähnten Bildwerken der Gott, wo er mit der Kugel erſcheint, überall auch die Strahlenkrone trägt, die ihn doch auch ſchon als die Quelle des Lichtes[14] bezeichnet. Es läge alſo hier eine zwar nicht unmögliche, aber immerhin überflüſſige Häufung der Attribute[15] vor.

Nun erſcheint auch Luna auf einem Altarſteine von Stetten am Heuchelberg[16] mit der Mondſichel auf dem Haupte, in der Linken eine Kugel haltend. Daß dieſe hier nicht ebenfalls die Sonne bedeuten kann, iſt klar; ſie müßte alſo den Mond vorſtellen ſollen. Verwandte Gottheiten tauſchen ja, wie bekannt, hie und da die Symbole, doch müſſen immerhin in ihrem Weſen ſich gemeinſame oder ähnliche Züge vorfinden, die eine derartige Übertragung erlauben. Die Kugel in der Hand Sols muß wohl den Gläubigen dasſelbe für dieſen Gott ſagen, was ſie ihnen auch von Luna verkündet oder von den übrigen Gottheiten, die dieſes Symbol führen.

Zwar ſoll es, wo es in Verbindung mit Fortuna[17] und Victoria[18] erſcheint, ein Sinnbild der Unbeſtändigkeit beider Göttinnen ſein, ihres wandelbaren Weſens, wie z. B. Hettner[19] meint. Aber gerade die Form, welche die Kugel der Fortunaſtatue aus Bitburg[19] von den Steinmetzen erhalten hat, ſcheint dem zu widerſprechen. Denn die beiden Reifen, die, ſich ſchneidend, über ihre Oberfläche gelegt ſind und ſie in vier Teile teilen, zeigen deutlich, daß hier andere Vorſtellungen ihren Ausdruck gefunden haben. Dieſelbe Form der Kugel zeigt nämlich auch der auf Tafel III unter Nr. 2 abgebildete Stein aus Mainz, auf dem der neben Juno thronende Juppiter[20] erſcheint, den rechten Fuß auf die Weltkugel geſtützt, die ſonſt oft neben ihm ruht als Sitz des Adlers.[21] Die Vierteilung erinnert uns an die nach dem Vorgange der Griechen auch den Römern geläufig gewordene Vorſtellung der Erde als einer in zwei nördliche und zwei ſüdliche Teile geſchiedenen Kugel. Fortuna erhält ſomit auf dem Bitburger Steine als Beigabe die Weltkugel, die des Geſchickes weltbeherrſchende Macht vor Augen führen ſoll, wie ſie in Verbindung mit Victoria bezeugt, daß dieſe Gottheit dem Sieger die Weltherrſchaft verleihen kann. Unbeſtritten iſt es die Weltkugel, die als Kennzeichen der Muſe Urania[22] beigegeben wird.

Klar ergibt ſich auch aus dem Basrelief vom Poſtament der Granitſäule des Antoninus Pius,[23] was der Künſtler mit der Kugel bezeichnen wollte, die der geflügelte Genius der Ewigkeit trägt. Sie

iſt mit den ſieben Planeten geſchmückt: zur Linken des Tierkreiſes befinden ſich drei Sterne, rechts davon zwei und die Mondſichel, und die Sonne iſt durch die Sonnenbahn bezeichnet. Wir haben alſo auch hier unzweifelhaft die Weltkugel vor uns. Daß es, um ſie als ſolche kenntlich zu machen, nicht erſt dieſes Schmuckes bedurfte, zeigt die ähnliche Darſtellung auf dem Pariſer Kameo LX,[24] wo Auguſtus von einer aſiatiſch gekleideten jugendlichen Perſon, die eine einfache Kugel (= Weltkugel) hält, in den Himmel getragen wird.

Die Kugel zeigt alſo überall Beziehungen ihres Trägers zur Herrſchaft über die Welt. Auch in den Händen Sols will ſie nichts anderes ausdrücken, als daß „Helios als Urheber des Zeitenwechſels in ſpäterer Zeit ein Beherrſcher des Weltalls geworden iſt.“[25] Die Beſtätigung dieſer Deutung entnehmen wir aus der Art und Weiſe, wie auf dem pompeianiſchen Wandgemälde (Muſ. Borb. 7, 55)[5] die Kugel dargeſtellt iſt: auch hier zeigt ſie wieder die Reifen, die uns oben in Verbindung mit Fortuna und Juppiter entgegengetreten ſind.

Als Sonnengott wird Sol alſo nicht durch die Kugel, ſondern durch die Strahlenkrone[26] bezeichnet, ohne die er höchſt ſelten dargeſtellt wird.[27] Der Gott auf dem Mainzer Altare iſt demnach nicht der römiſche Sol, vielmehr erkennen wir in ihm den Bruder Dianas, Apollo.

Doch wie kommt Apollo zur Weltkugel? Wie Horaz im Carmen Saeculare Apollo und Sol, Diana und Luna identifiziert,[28] ſo bezeugen auch einige Denkmäler die Tatſache, daß auch im rheiniſchen Germanien und in Gallien dieſe Götterpaare nicht immer ſtreng auseinander gehalten wurden. So trägt Apollo, den Bogen und Köcher als ſolchen kennzeichnen, die Strahlenkrone ums Haupt auf dem Viergötterſtein von Au am Rhein,[29] vielleicht auch auf dem von Amberloup.[30] Und umgekehrt iſt Sol auf dem Wochengötterſtein von Zazenhauſen,[31] wo ein Irrtum in der Deutung ja ausgeſchloſſen iſt, mit großem Strahlenkranz ausgeſtattet, hält aber zugleich die Leier und wahrſcheinlich das Plektron Apollos in den Händen. Wie Sol mit Apollo erſcheint auf dieſem Steine auch Luna mit Diana in einer Geſtalt vereinigt. So könnte alſo auch auf dem Mainzer Steine die Kugel einfach von Sol übernommen ſein, wenn nicht dieſer Annahme das Bedenken entgegenſtünde, daß Apollo im römiſchen Götterkreiſe niemals die Rolle geſpielt hat, die ihm durch die Verleihung der Weltkugel zugewieſen würde; dieſes Symbol in Apollos Händen hätte dem Römer alſo nichts zu ſagen.

In dieſem Zuſammenhang ſei es geſtattet, zunächſt die von Rieſe[32] erwähnte Tatſache anzuführen, daß Kybele auf galliſchen Denkmälern nicht mehr eine Opferſchale in der Hand hält, ſondern eine Kugel auf dem Schoß trägt. Ob Rieſe darin mit Recht ein Mißverſtändnis (er ſelbſt zieht dies ja in Zweifel) annimmt, ſei dahingeſtellt. Jedenfalls mag daran erinnert werden, daß Kybele als Magna mater[33] im Verein mit Mithras, Attis und Sabazius[34] im Vergleich zu früheren griechiſchen Verhältniſſen eine weſentlich höhere Einſchätzung erfuhr, ſodaß ſie mit der Erdgöttin gleichgeſtellt wurde.[35]

Ferner mag Herkules auf dem Trierer Viergötterſtein von Udelfangen[36] zum Vergleich herangezogen werden, wo er außer dem Löwenfell und dem Köcher als Beigabe mit der rechten Hand die geſenkte Keule faßt, die auf einer Kugel ruht. Wenn dieſe nicht zufällig oder mißverſtändlich hier erſcheint, ſo wird damit die Deutung der Gottheit als römiſche einigermaßen zweifelhaft, da meines Wiſſens Herkules weder auf römiſchen noch auf griechiſchen Denkmälern mit dieſem Attribute ausgeſtattet iſt. Erinnert ſei dagegen an die im Brohltale aufgefundenen Überreſte eines in die Felswand gehauenen Denkmals,[37] auf dem ein Altar mit Widmung an Herkules ſich findet. Über den Seitenniſchen ſind die Symbole der Sonne (Strahlenbüſchel) und die Mondſichel ſichtbar. Außerdem erſcheinen (neben Lyren) obeliskenartige Säulen mit Kugeln an der Spitze. Ob Braun,[38] der darin ein Heiligtum des tyriſchen Sonnengottes ſieht, oder Schaaffhauſen,[38] der in ihm ein Mithrasdenkmal erkennen will, das Richtige getroffen haben, kann hier füglich in der Schwebe bleiben, wir wollen nur feſtſtellen, daß auch hier nicht an eine römiſche Gottheit zu denken iſt.

An dritter Stelle ſei auf eine merkwürdige Geſtaltung verwieſen, die wir auf einem in Paris gefundenen Viergötteraltar ſehen.[39] Sie trägt an Kopf und Schultern Flügel, der ſtark gebogene rechte Arm hält eine Kugel. Zweifelnd ſetzt ſie Haug als Sol-Mithras an, doch findet ſich bei Cumont, Mystères de Mithra, keine Darſtellung, die ihr gliche. Wahrſcheinlicher iſt es deshalb, in ihr

irgend eine einheimiſche Gottheit zu ſehen; denn auch die Vereinigung Merkurs mit ſeiner Gattin Maja, die auf dieſem Steine erfolgt, weiſt von Rom weg nach Gallien.[40]

In drei Fällen alſo, wozu ſich noch unſer Apollo[41] geſellen würde, finden wir auf galliſch-germaniſchen Denkſteinen Darſtellungen von Göttern, die mit einer Kugel ausgeſtattet ſind, die ſie als römiſche Gottheiten nicht zu ihren Attributen zählen. Auch Apollo wird durch die Kugel als fremder Gott kenntlich.

In ſeinem grundlegenden Auffatze: Die Religion des römiſchen Heeres[42] belehrt uns v. Domaszewski über die Veranlaſſung, die in den Götterverein der equites singulares eine neue Trias: Silvan, Apollo, Diana eingeführt hat. Als equites singulares wurden nämlich außer Germanen auch Thraker und Illyrier angeworben: Silvanus iſt die römiſche Bezeichnung für den Landesgott in Illyrien, in Apollo aber und Diana treten uns die Hauptgötter der Weſtthraker entgegen. Dieſe Dreiheit: Silvanus, Apollo, Diana iſt im römiſchen Lager zu römiſchen Göttern geworden, nachdem ſchon vorher die Gleichſetzung dieſer Landesgötter mit beſtimmten Geſtalten der griechiſch-römiſchen Götterwelt ſich vollzogen hatte. „So erſcheinen denn die Schutzgötter der Donauländer ſchon auf einem Relief des Beneventerbogens. Erhalten ſind Liber und Libera, Diana Regina und Silvanus.“[43] Es fehlt leider Apollo, ſodaß ſich für die Auffaſſung gerade dieſes weſtthrakiſchen Hauptgottes aus dieſem Denkmal nichts ergibt. Diana iſt, wie auf dem Mainzer Steine, nicht als Mondgöttin, ſondern als Jägerin (der Bogen iſt mit dem Unterarm abgebrochen, doch iſt der Köcher hinter ihrer rechten Schulter ſichtbar) dargeſtellt, und Silvan trägt die Züge des griechiſchen Pan.

Haben wir nun in der figürlichen Darſtellung auf unſerem Altare dieſe illyriſch-thrakiſche Götterdreiheit vor uns? Wir möchten dieſe Frage bejahen. Bekannt iſt es, daß thrakiſche Truppenteile zeitweiſe in und bei Mainz ihr Standquartier hatten. Die I., IV. und VI. cohors Thracum können aus den Militärdiplomen in Obergermanien[44] nachgewieſen werden, und den Aufenthalt von Thrakern in Mainz bezeugt ein Bruchſtück von dem Grabſteine[45] eines Soldaten einer Thrakerkohorte. Ob nun ein Truppenteil, ein Veteran oder deſſen Nachkommen, die in Mainz ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatten, dieſen Altar ſtifteten, läßt ſich beim Mangel eines inſchriftlichen Zeugniſſes nicht feſtſtellen, könnte auch als unerheblich außer Betracht bleiben. Eines darf unſeres Erachtens als feſtſtehend gelten, daß es illyriſch-thrakiſche Anſchauungen ſind, die hier ihre Verkörperung gefunden haben. Wir können wohl annehmen, daß die Thraker in Diana ihre Jagdgöttin verehrten, auch Silvan wird eine ähnliche Rolle zugefallen ſein. Warum aber führt hier Apollo die Weltkugel in der Hand?

Wie es griechiſche Künſtler waren, die den Illyriern und Thrakern ein Bildnis ihres Gottes Silvan ſchufen, ſo haben die Thraker wohl auch ſonſt unter dem Einfluſſe griechiſcher Anſchauungen geſtanden. Der Apollo der Griechen, urſprünglich der Herr der Sonne und des Lichtes, iſt in hiſtoriſcher Zeit in Griechenland nicht mehr der Sonnengott und wird weder in der Kunſt oder der volkstümlichen Dichtung, noch im Kult dem Helios gleichgeſtellt.[46] Dagegen ſcheint, falls unſere Deutung das Richtige trifft, bei den Thrakern die alte Anſetzung als Sonnengott ſich erhalten zu haben. In dieſer Eigenſchaft könnte ſpäter Apollo die Kugel beigegeben worden ſein, als dieſes Symbol der Weltbeherrſchung auch dem griechiſchen Helios[6] zugeſprochen wurde. Iſt dann das Fehlen des Strahlenkranzes Abſicht oder Zufall?

Römiſche Dichter bezeichnen nach helleniſtiſchem Vorgange Makedonien und Thrakien vor allen anderen Gegenden als „hyperboreiſch,“[47] als das Land alſo, wohin nach ſpäterer Ausgeſtaltung der Hyperboreerſage[48] Apollo mit dem Eintritt der unwirtlichen Jahreszeit ſich begab, um bei Erneuerung des Jahres nach Griechenland zurückzukehren. Wo Apollodienſt herrſcht, findet ſich der Mythus von den Hyperboreern, wenn auch in Einzelheiten umgebildet. Für Makedonien hat O. Crusius[49] verſchiedene von der griechiſchen Faſſung der Sage abweichende Züge feſtgeſtellt, ähnlich dürften auch die Thraker ſie umgeſtaltet haben. So könnte uns in Apollo der thrakiſche Sonnengott entgegentreten, der die Strahlenkrone abgelegt hat, wie es Helios bei Ovid[14] tut, wo er ſeinem Sohne Phaeton das Nähertreten ermöglichen will. Ob wir aber deshalb in unſerer Dar-

ſtellung den Sonnengott zur Winterszeit erblicken ſollen, wo ſeinen Strahlen die verſengende und verwundende Kraft genommen iſt, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen.

Mit dieſer Deutung ſcheidet unſer Altar aus der Reihe der Zeugniſſe aus, die als Belege für die Verehrung der Jagdgöttin Diana in unſerer Gegend herangezogen werden könnten. Im Gegenſatʒ z. B. zum Schwarzwaldgebiet, wo ſich viele Inſchriften und Bildwerke finden, die der Jagdgöttin gewidmet ſind, fehlt in Rheinheſſen bis jeʒt jede Erwähnung derſelben. Denn die Inſchriften C. I. L. XIII, 6672 und 6733 beziehen ſich auf Luna, und das kleine von Lindenſchmit veröffentlichte Bronzefigürchen [50] kann, da es im Rhein gefunden wurde, von irgendwoher verſchleppt und hier verloren gegangen ſein. Auch der auf Tafel IV und V abgebildete ſchöne Bronzekopf des Mainzer Muſeums, der in der Nähe von Mainz bei Finthen ſich fand,[51] gehört zu einer Statue Lunas, wie die über der Stirn mitten zwiſchen den Haaren ſich erhebenden Reſte einer Mondſichel zeigen.

Wir können darin eine Beſtätigung der durch Ausgrabungen und zufällige Funde geſicherten Beobachtung ſehen, daß Rheinheſſen ſchon in römiſcher Zeit wohl angebaut war und weit weniger Waldreichtum und Jagdgelegenheit hatte als benachbarte Gegenden.

Anmerkungen

1. Hettner, Die römiſchen Steindenkmäler zu Trier, S. 38, Nr. 50.
2. Hettner, a. a. O., S. 39, Nr. 51.
3. Vgl. Mehlis, Studien zur älteſten Geſchichte der Rheinlande, 6. Abt., Taf. 2, Fig. 2.
4. Rieſe, Zur Geſchichte des Götterkultus im rheiniſchen Germanien, Weſtd. Ztſchr. XVII, 34.
5. Abgebildet in Roſchers Lexikon der Mythologie I, 2003.
6. Vgl. Haug, Die Wochengötterſteine, Weſtd. Ztſchr. IX, S. 42, Nr. 27 und die Abbildung bei Maas, Die Tagesgötter in Rom und den Provinzen, S. 241, Fig. 27.
7. Vgl. Haug, a. a. O. IX, S. 34, Nr. 15. Ebenſo dürfte der runde Gegenſtand, den Sol nach Haug IX, S. 33, Nr. 13 auf dem Wochengötterſtein von Heddernheim in der linken Hand trägt, eine Kugel ſein, wie auch Haug vermutet.
8. Vgl. Haug, a. a. O. IX, S. 41, Nr. 22 und Keller, Mitteil. der antiqu. Geſellſch. in Zürich XV, Taf. 13.
9. Weſtd. Ztſchr. IX, 39.
10. Vgl. Ovid, Met. I, 12.
11. Pythagoreiſche Lehre ſieht in der Erde ein Geſtirn, das ſich um einen Licht und Wärme ſpendenden Mittelpunkt dreht. Daß dies die Sonne ſei, erkannte Platons Schüler Herakleides Pontikus und auch Ariſtarch von Samos (um 250 v. Chr.). Doch drangen ſie mit dieſer Anſchauung nicht durch. Vgl. Günther, Geſchichte der antiken Mathematik und Naturwiſſenſchaft.
12. Vgl. dazu Gaidoz, Le dieu gaulois du soleil et le symbolisme de la roue in der Revue arch. IV (1884), S. 7 f., VI (1885), S. 16 f.
13. Maas, a. a. O., S. 224, Fig. 24.
14. Vgl. Ovid, Met. II, 39, 40.
15. Vgl. Apollo mit Bogen und Lanze, Herkules mit Bogen und Keule. S. Furtwängler in Roſchers Lexikon der Mythologie I, 2141.
16. Haug, a. a. O. IX, S. 47, Nr. 1.
17. Vgl. Haug, a. a. O. X, Nr. 124, 189.
18. Vgl. Haug, a. a. O. X, Nr. 12, 37, 39, 48, 121, 125, 137.
19. Hettner, a. a. O., S. 58, Nr. 93.
20. Die Figuren ſind ſehr verwittert, laſſen aber die Attribute noch deutlich erkennen: Juppiter trägt in der Rechten das Scepter, die Linke ruht mit dem Bliʒbündel im Schoß, Junos linke Hand hält eine Fackel. Vgl. zu dieſer Darſtellung Haug, a. a. O. X, S. 300 und Hettner, a. a. O., Nr. 37a.
21. Vgl. z. B. Hettner, a. a. O., Nr. 20, 21.
22. Reinach, Répertoire de la statuaire grecque et romaine, I, S. 258, 276 f.
23. Maas, Tagesgötter, S. 194, Fig. 20.
24. Furtwängler, Antike Gemmen, II, S. 269 f.
25. Rapp in Roſchers Lexikon der Mythologie I, 2024.
26. So wird auch auf einem gemalten Glaſe Chriſtus, als deſſen Symbol die Sonne in beſtimmten Kreiſen von Gläubigen galt, mit einer Strahlenkrone dargeſtellt. Vgl. Cumont, Mystères de Mithra, I, S. 356. Die Macht über die Welt dagegen bezeichnet die Kugel in der Hand des Kaiſers.
27. Cumont, Mystères de Mithra, I, S. 123: les rayons font rarement défaut.
28. Vgl. auch Preller, Römiſche Mythologie I^{3}, 307.

29. Haug, Die Viergöttersteine, Westd. Ztschr. X (1891), S. 19, Nr. 21.
30. Haug, a. a. O. X, S. 148, Nr. 187. Doch erscheint Apollo hier im gallischen Mantel, soll also eine einheimische keltische Gottheit vorstellen.
31. Haug, a. a. O. IX (1890), S. 27, Nr. 3.
32. Westd. Ztschr. XVII, S. 38.
33. Cumont, a. a. O. I, S. 161, Anm. 10, S. 333.
34. Daß Sabazius mit der Kugel dargestellt wurde, ergibt sich aus Cumont, a. a. O. II, S. 424, Fig. 357: auf dem aus Kertsch in der Krim stammenden Relief erkennt C. den Men oder Sabazius: „la droite soutient un globe."
35. Cumont, a. a. O. I, 335, Anm. 8.
36. Hettner, a. a. O., S. 15, Nr. 25 d und Haug, a. a. O. X, S. 136, Nr. 160.
37. Vgl. Peter in Roschers Lexikon der Mythologie I, 3016.
38. Vgl. die Litteraturnachweise bei Roscher, a. a. O. I, 3014.
39. Haug, a. a. O., S. 153, Nr. 199, abgebildet Taf. 4, Fig. 99 c.
40. Riese, Westd. Ztschr. XVII, S. 32 f.
41. Sollte vielleicht auch der halbrunde Gegenstand, der hinter Apollo und dem Wolfe auf dem Stuttgarter Viergötterstein (Haug X, S. 15, Nr. 11 und Haug-Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs, S. 104, Nr. 137 a) erscheint, eine Kugel vorstellen wollen?
42. Westd. Ztschr. XIV, S. 52 f.
43. Westd. Ztschr. XIV, S. 56 und Taf. 5, Fig. 3.
44. K. Miller, Westd. Ztschr. X, 119.
45. Körber, 3. Nachtrag zu dem Beckerschen Katalog der römischen Inschriften in Mainz, Nr. 58.
46. Preller, Griechische Mythologie, I^4, 230, A. 3.
47. Vgl. O. Crusius in Roschers Lexikon der Mythologie, I, 2823. — Ovid, Met. XV, 356 f.
48. Preller, Griechische Mythologie, I^4, 242 f.
49. Bei Roscher, Lexikon der Mythologie I, 2823.
50. Lindenschmit in der Museographie der Westd. Ztschr. XX (1901), Taf. 18, Fig. 11.
51. Vgl. Ztschr. d. Ver. z. Erf. d. rhein. Gesch. u. Altert. in Mainz I, S. 210 u. S. 360.

1.

2.

RÖMISCHE SCULPTUREN AUS MAINZ

BRONZEKOPF AUS FINTHEN BEI MAINZ

BRONZEKOPF AUS FINTHEN BEI MAINZ

ZUR KENNTNISS DER LA TÈNE-DENKMÄLER DER ZONE NORDWÄRTS DER ALPEN

VON P. REINECKE

Im prähiſtoriſchen Europa haben zu allen Zeiten an dem Wechſel der Erſcheinungen, wie er ſich in den Bodenalterthümern kund giebt, fremde Einflüſſe, die von den Kulturcentren der alten Welt, überhaupt ganz allgemein von den Mittelmeerländern ausgingen, einen weſentlichen Antheil gehabt. Das Auf- und Abfluthen ſüdlicher Kulturſtrömungen hatte am Nordrande der Mittelmeergebiete wie nordwärts davon in vor- und frühgeſchichtlichen Perioden ſtets mehr oder minder eine Veränderung deſſen, was als Leiſtung einheimiſchen Kunſthandwerks zu gelten hat, zur Folge; das prähiſtoriſche Europa verſchloß ſich nie dem, was die überlegenen Mittelmeerkulturen an ſeinem Geſchmacke entſprechender Anregung zu bieten hatten, gänzlich, zu keiner Zeit, vom jüngeren Steinalter angefangen, kommt den europäiſch-prähiſtoriſchen Kreiſen eine durchaus ſelbſtändige, ganz unabhängige Weiterentwicklung zu. Deshalb können die vor- und frühgeſchichtlichen Alterthümer Europas nicht ohne den Zuſammenhang mit den gleichalterigen Denkmälern des Südens richtig verſtanden werden, eine Einſicht, die ſich allerdings leider in der Prähiſtorie noch nicht allgemein Bahn gebrochen hat. Trotzdem müſſen wir es als eine Hauptaufgabe der prähiſtoriſchen Archäologie erklären, die vorgeſchichtlichen Altſachen im Verein mit einer feineren chronologiſchen Analyſe auf die Abhängigkeit von den Elementen überlegener Kulturgebiete des Südens hin zu ſtudiren, um ſo eine Baſis für die Beurtheilung zu gewinnen, was jeweilig innerhalb kleiner lokaler Gruppen oder der Zonen von weſtöſtlicher Ausdehnung als einheimiſches Element zu gelten hat, und ſomit den Boden für anderweitige Verwerthung unſerer Alterthümer zu ebnen.

Einen durch dieſe ſüdlichen Einflüſſe hervorgerufenen Höhepunkt der prähiſtoriſchen Kultur Europas bedeutet die Gruppe von Erſcheinungen, welche wir als La Tènekreis, La Tènekultur, La Tèneſtil zu bezeichnen pflegen. Über dieſe Fundgruppe, welche die jüngere Hälfte des letzten vorchriſtlichen Jahrtauſends ausfüllt, ſind die Anſichten, ſoweit die Prähiſtoriker in Betracht kommen, zumeiſt noch ganz unklare. Vielfach glaubt man, daß ein älterer Theil der La Tènegruppe, die man um 400 v. Chr. beginnen läßt, namentlich im Süden, reſp. Südweſten, Gegenſtände etruskiſcher Herkunft, bronzene Schnabelkannen, bemalte Thongefäße, goldene Schmuckſachen, Wagenreſte, eiſerne Schwerter mit Erzſcheiden u. ſ. w., führt, denen ſich, theilweiſe nahe verwandt in Form und Verzierung, ein Formenkreis von immerhin alterthümlich-barbariſchem Geſchmack, den man nach dem Fundorte La Tène benennt, anſchließt. Neuerdings wurde das etruskiſche Element im La Tènekreiſe auch wieder von italieniſcher Seite betont. Vereinzelt ſtellt man auch für einen integrirenden Theil der Zone nordwärts der Alpen überhaupt die Exiſtenz einer beſonderen La Tènezeit in Abrede und ſetzt an ihre Stelle ein Weitervegetiren der Hallſtattgruppe.[1] In all den verſchiedenen Äußerungen von rein prähiſtoriſcher Seite vermiſſen wir aber eine kunſthiſtoriſche Analyſe deſſen, was nun wirklich den Inhalt der La Tènegruppe ausmacht, und ein Eingehen auf ihr Verhältniß zu dem vorangehenden Hallſtattkreiſe und den gleichalterigen klaſſiſchen Gruppen. Und doch hatte bereits im Jahre 1887 A. Furtwängler gelegentlich einer Beſprechung des Fundes von Schwarzenbach kurze Darlegungen über die Geneſis des La Tèneſtiles und den Inhalt der älteſten La Tènefunde gegeben,[2] die für die Prähiſtoriker von allergrößter Bedeutung ſein konnten, alle bisherigen Äußerungen über dieſen Formkreis doch weſentlich modificiren und zu einer ganz anderen Klärung der Sache führen mußten. Aber, ſoweit mir wenigſtens bekannt, iſt für die rein prähiſtoriſchen Kreiſe Furtwänglers Erläuterung gänzlich unbeachtet geblieben, und ſo kommt es, daß trotz ihrer gelegentlichen Erwähnung durch archäologiſche Mitarbeiter für die reine Prähiſtorie der hier gebotene Anhalt bis auf den heutigen Tag nicht nutzbar gemacht iſt.

Mit dem Begriff der La Tènegruppe deuten wir in der Prähiſtorie zunächſt einen chronologiſchen Zuſammenhang an, jedoch weder innerhalb des ganzen altweltgeſchichtlichen Kreiſes noch inner-

halb des Gebietes der europäiſchen Barbaren überhaupt; denn zugleich iſt damit auch eine gewiſſe Stil- und auch Typeneinheit verbunden. Ebenſo ſelbſtverſtändlich, wie die den alten Kulturgebieten der Mittelmeerzone angehörenden Länder, ſcheidet auch der Oſten Europas, deſſen ſkythiſche Facies, wieder im Banne der Mittelmeerkultur, lediglich als eine Parallele unſerer La Tèneerſcheinungen aufgefaßt werden kann, aus der Reihe der Gebiete aus, die wir zum La Tènekreis rechnen dürfen. Vornehmlich ſind es alſo die Sitze der Kelten und Germanen, die hier in Betracht kommen, jedoch ſind für die fünf Jahrhunderte der Dauer der La Tènezeit die Grenzen dieſes Kreiſes durchaus nicht einheitliche, ſtarke Schwankungen machen ſich auch hier geltend. Auch die Stil- und Typeneinheit der Gruppe unterliegt einem ſehr ſtarken Wechſel, ſehr verſchiedenartige Strömungen laſſen ſich beobachten, ſelbſt innerhalb der einzelnen eng begrenzten Stufen der La Tènezeit ſind ſtiliſtiſche Differenzen nachzuweiſen. Von einem einheitlichen La Tèneſtil kann deshalb nur in ſehr beſchränktem Maaße die Rede ſein.

Die chronologiſche Gliederung der La Tènezeit iſt ſeit vielen Jahren zwar in ihren Grundzügen ſchon erkannt, jedoch noch nicht bis in ihre Einzelheiten wiſſenſchaftlich begründet. Es iſt Tiſchlers Verdienſt, hier die erſten Hinweiſe gegeben zu haben, obſchon die von ihm als Leitformen für die einzelnen Stufen aufgeſtellten Schwert- und Fibeltypen nur in ſehr bedingtem Maaße für die richtige zeitliche Fixirung von La Tènefunden zutreffen und im Gegentheil vielfach zu ganz falſchen Anſätzen führen mußten.

Ohne Mühe laſſen ſich in der Zone nordwärts der Alpen für die rund fünf Jahrhunderte umſpannende La Tènezeit vier ſcharf begrenzte Stufen unterſcheiden. Man vergegenwärtige ſich den Inhalt der rheiniſchen Grabhügelfunde von Weißkirchen, Armsheim, Dürkheim, Rodenbach u. ſ. w., weiter des großen Quellfundes von Dux in Böhmen und der Gräber von Leimersheim in der Pfalz, ferner der Flachgräber mit Leichenbeſtattung von Manching, St. Ottilien und Schrobenhauſen in Oberbayern, endlich der rheiniſchen Brandgräbergruppe mit den Funden von Geiſenheim, Heidesheim, Heppenheim a. Wies u. ſ. w., die Differenzen zwiſchen dieſen vier Fundgruppen treten ſo klar zu Tage, daß jedes weitere Eingehen auf eine Begründung der ſich hier ergebenden relativen Chronologie faſt überflüſſig iſt. Nothwendiger erſcheint uns jedoch das Aufſuchen von datirenden Momenten innerhalb der einzelnen Stufen ſowie die Präciſirung einer Reihe von Formen, welche bisher zeitlich falſch beurtheilt wurden, oder deren genaue zeitliche Fixirung innerhalb des Rahmens der vier Stufen auf Grund der heute vorliegenden Materialien noch nicht möglich iſt.

Die erſte der vier Stufen der La Tènezeit (A) werden wir ungefähr mit dem Jahre 500 v. Chr. zu beginnen haben. Scharf trennt ſich von ihr die letzte der vier Hallſtattſtufen, diejenige Phaſe, welche in der Zone nördlich der Alpen altgriechiſche Metallarbeiten der Zeit um 700 und 600 v. Chr. führt, ſtiliſtiſch wie typologiſch unterſcheiden ſich die Formenkreiſe beider Gruppen auf das ſtärkſte, allerdings ſetzen auch hier nicht die ja in benachbarten Zeitabſchnitten nie fehlenden gemeinſamen Erſcheinungen aus.[3]

Ihre zeitliche Fixirung erhält dieſe Stufe durch eine Fülle griechiſcher Importwaaren,[4] die zum Theil auf oſtgriechiſche Werkſtätten zurückgehen. Sind dieſe, unter denen wir einen Dreifuß, Schnabelkannen, flache runde, grifflofe oder mit Griffen verſehene Becken, große Eimer (Stamnoi), Amphoren (in ſchlanker oder mehr bauchiger Form) aus Bronze und bemalte Thonvaſen zu nennen haben, auch nicht von durchaus einheitlichem Charakter, ſo laſſen ſie doch ſämmtlich erkennen, daß ſie vorphidiaſſiſchen Zeiten angehören. Die Entſtehungszeit der archaiſch-griechiſchen Kannen von Dürkheim, Schwarzenbach, Weißkirchen und Hradiſcht bei Piſek werden wir ſelbſtverſtändlich ſehr weit vor das Jahr 500 v. Chr. zu ſetzen haben, etwas jünger dürfte z. B. die Amphora von Schwarzenbach ſein; noch weiter abwärts reicht die bemalte Schale aus dem Aſpergle, die Furtwängler in die Zeit zwiſchen 470 und 460 verweiſt, und anders wird man die analoge Schale von Somme-

Bionne auch nicht datiren können.[5] Aber auch minder reich dekorirte Stücke der namhaft gemachten griechischen Einfuhrwaaren, also vornehmlich die einfachen Schnabelkannen, lassen sich nur wieder der genannten Zeit zutheilen; denn auch diese Kannen mit den strengen Palmetten (mit gerade verlaufenden Blättern) am unteren Henkelansatz deuten sämmtlich auf die Zeit hin, welche die überfallenden Palmetten nicht kannte, wir kommen also auch mit diesen Stücken abwärts kaum bis an das Jahr 450 v. Chr. Für die Funde unserer ersten La Tènestufe bedeutet, soweit das augenblicklich vorhandene Material einen Überblick giebt, die zeitliche Differenz zwischen den einzelnen Einfuhrwaaren griechischer Herkunft nicht viel; denn die nichtklassischen Erzeugnisse in unseren Funden sind von nahezu homogenem Charakter, eine feinere chronologische Trennung innerhalb dieser Materialien ist noch nicht recht durchführbar.

Außer den genannten altgriechischen Waaren enthalten unsere Funde an fremdem Gut noch andere Formen, große, bauchige Bronzekessel (gelegentlich mit Eisenhenkeln und eisernem Rande),[6] die wir auch als griechische Erzeugnisse anzusprechen haben, ferner einzelne gerippte Cisten aus Bronzeblech,[7] deren Herkunft wir noch nicht genau kennen. Weiter wäre die „Feldflasche" von Rodenbach hier anzuführen, für welche ich eine Entstehung auf transpadanisch-südalpinem Gebiete annehmen möchte, schließlich aus mehr östlichen Gebieten auch das Vorkommen der Bronzesitula,[8] die hier wieder auf Oberitalien hinweist. Alle diese Formen gehören jedoch Reihen von längerer Lebensdauer an.

Den hier aufgezählten Importwaaren stehen in unseren Funden der ersten La Tènestufe Formen gegenüber, welche sich als Erzeugnisse nichtklassischer Fabriken verrathen. Griechisch sind diese Gegenstände so wenig wie etruskisch oder karthagisch, denn mit den Arbeiten griechischer, etruskischer oder phönikisch-karthagischer Kunstindustrie stimmen sie keineswegs auch nur oberflächlich überein, man muß sie als Weiterführungen und starke Umbildungen bereits vorhandenen barbarischen Formengutes, theilweise auch als Neuerfindungen barbarischer Werkstätten auffassen; jedoch bekunden sie eine überaus energische stilistische Beeinflussung durch klassische Arbeiten, durch eben jene, zu denen die Importwaaren unserer Funde gehören. Es handelt sich hier also um barbarische Fabrikate, um Erzeugnisse barbarischer Werkstätten, welche unter starkem Einfluß klassischer Industrie standen. Die Verbreitung derartiger Stücke zeigt in der Zone nordwärts der Alpen die größte Dichte an der Grenze von Mittel- und Westeuropa, und zwar hierselbst ohne deutliche, weiter ostwärts besser nachweisbare Beziehungen zu Oberitalien, ein Umstand, welcher von selbst darauf führt, diese Werkstätten im Hinterlande von Massalia zu suchen. Eine directe Vergleichung mit den Verhältnissen des skythischen Südrußlands zur nämlichen Zeit ist hier nicht erlaubt, insofern, als im keltischen Westen Arbeiten griechischer Künstler unter Anlehnung an barbarische Typen, ebenso wie stilistisch ungeschickte, mißlungene Imitationen größerer griechischer Arbeiten durch barbarische Toreuten im Grunde fehlen; jene barbarischen Werkstätten konnten, obschon sie der griechischen Industrie technische Fertigkeiten wie eine Summe von Vorlagen entlehnten, nicht in unmittelbarer Nähe Massalias oder in den griechischen Emporien Südfrankreichs selbst gelegen sein. Das Verhältniß zwischen den griechischen Kolonien an der südfranzösischen Küste und dem barbarischen Hinterlande war in dieser Hinsicht ein anderes, als es am Pontos bestand, das müssen wir wenigstens auf Grund des heute vorhandenen Materials annehmen. Wir haben diese barbarischen Werkstätten in das Keltengebiet zu setzen, sie fallen mehr noch der Zone nordwärts der Alpen als der eigentlichen Mittelmeerzone zu, zumal es auch nach der Annahme der neueren Geschichtsforschung sehr unwahrscheinlich ist, daß um das Jahr 500 die Kelten bereits die Ligurer aus dem südlichsten Frankreich völlig verdrängt hatten; denn jenes barbarische Industriecentrum werden wir wohl kaum in ligurischer Sphäre suchen wollen.

Wir haben hier aus dem Inhalt unserer Funde der ersten La Tènestufe, so weit er auf die einheimische Industrie zurückgeht, eine Reihe von Erscheinungen namhaft zu machen. So, wie es bereits in der Schlußphase der Hallstattzeit der Fall gewesen ist, führt diese Stufe fast ohne Ausnahme keine ausgesprochenen Langschwerter, sondern Kurzschwerter. Das Verschmähen langer Schwerter, die zu sehr verschiedenen Zeiten von alten Quellen als Waffen der europäischen (indogermanischen) Barbaren

dargeſtellt werden, hängt zweifellos mit der Aufnahme ſüdlicher, klaſſiſcher Anſchauungen, Moden, zuſammen, man bevorzugte um die Mitte des letzten Jahrtauſends in der Zone nordwärts der Alpen Kurzſchwerter aus demſelben Grunde, welcher den Barbaren am Beginn der La Tènezeit wie in der vorangehenden jüngeren Hallſtattperiode den zweiräderigen Streitwagen der Mittelmeervölker und des Orientes als unentbehrlich erſcheinen ließ. Die älteſten La Tèneſchwerter, von denen übrigens einige ziemlich beträchtliche Dimenſionen haben, obſchon ſie doch nicht die Form der Langwaffe erreichen, ſind ebenſo wie die Dolche hervorragende Arbeiten der barbariſchen Kunſtinduſtrie unter klaſſiſchem Einfluſſe, ſowohl was die Ausgeſtaltung des Griffes[9] wie der Metallſcheide anbetrifft. Einfach hingegen ſind die Lanzenſpitzen und die auch noch der folgenden Stufe eigenthümlichen Hiebmeſſer (einſchneidige, gekrümmte Kurzſchwerter mit offenem oder nahezu ringförmigem Griffe),[10] eine in Mitteleuropa in ununterbrochenem Zuſammenhange bis in weſentlich ältere Zeiten verfolgbare Waffe, die auch wieder auf ſehr alte Formen der alten Kulturcentren der Oſthälfte der Mittelmeerzone zurückgeht. Die in unſeren Funden noch erſcheinenden Meſſer, die Waffen oder auch Geräthe ſein mochten, bieten in der Regel nichts Bemerkenswerthes. Von Waffen wären ſonſt noch Helme namhaft zu machen, hohe, kegelförmige Metallhauben unzweifelhaft barbariſchen Urſprungs,[11] welche einen in Italien nicht ſeltenen Typus dieſer und etwas jüngerer Zeiten copiren, jedoch die Form des fremden Vorbildes durch übertriebenes Ausziehen der Spitze verunſtalten.

Einen nicht unweſentlichen Beſtandtheil unſerer reich ausgeſtatteten Gräber der erſten La Tènezeit bilden die Wagen, die, ſoweit ich das Material überblicke, nur zwei Räder hatten, und damit alſo als Streitwagen anzuſprechen ſind. Dieſe erſcheinen hier nicht zum erſten Male nördlich der Alpen, unſere Barbaren haben Streitwagen von den Mittelmeervölkern, zunächſt den Italikern und Griechen, ſchon in der vorangehenden Stufe übernommen.[12] Das den wagenführenden Grabfunden unſeres Continentes gemeinſame Verhängniß hat uns auch für den Beginn der La Tènezeit von den Wagen nur die Metalltheile (Reifen, Radnabenbeſchläge, Achſen- und Deichſelbeſchläge u. ſ. w.) erhalten, und auch dieſe wurden ſelten nur durch ſorgfältige Beobachtung ihrer Lage gehoben, ſo daß eine bis in die Details führende Reconſtruction eines typiſchen Streitwagens dieſer Zeit kaum möglich iſt; mit den Wagenreſten älterer Funde iſt es allerdings meiſt noch ſchlimmer beſtellt. Vereint mit den Wagentheilen findet ſich Pferdegeſchirr (Trenſen, Ketten, Zierſcheiben verſchiedener Größe, meiſt in Durchbrucharbeit, Zierknöpfe u. ſ. w.), welches übrigens auch ohne deutliche Spuren eines Wagens erſcheinen kann.[13] Auch das Pferdegeſchirr verräth ebenſo wie die Wagentheile wieder einen Urſprung in den barbariſchen, griechiſchem Einfluſſe zugänglichen Werkſtätten.

Unter den Schmuckſachen ſind in erſter Linie die Fibeln zu nennen, welche faſt durchweg figürlichen Schmuck tragen: es ſind das die Masken- und Thier- und Vogelkopffibeln (von bügelförmigem Typus mit zurückgebogenem Fuß oder auch außerdem noch mit entſprechend zurückgebogenem Kopftheil, oder überhaupt von einfacher Bügel-, Bogenform). Entſprechend figural verziert ſind die Gürtelhaken, Gürtelkrappen und ihre Gegenbeſchläge, weiter vielfach auch Hals- und Arm- (Fuß-?) ringe, doch tritt der Ringſchmuck in dieſer Gruppe nicht ſo ſehr in den Vordergrund, wie in älteren oder jüngeren Zeiten. Daß in dieſer Stufe ſtarker Beeinfluſſung europäiſch-barbariſchen Geſchmackes durch klaſſiſches Formengut nicht auch reich dekorirte Fingerringe fehlen konnten, während doch die Mehrzahl der prähiſtoriſchen Stufen es an Fingerſchmuck nicht über einfache Draht- und Blechſtreifenringe brachte, iſt ja ſelbſtverſtändlich. Ob eine Anzahl von gepreßten Metallblechen unſerer Funde als Gewandſchmuck angeſprochen werden kann, analog den Goldplättchen ſkythiſcher Kurgangräber, iſt noch ungewiß, wie ja auch die Deutung anderer größerer Metallbleche unſerer Funde (Eygenbilſen, Dürkheim). Nicht zu übergehen haben wir ſchließlich, daß zur Ausſchmückung einzelner Gegenſtände auch Bernſtein und Koralle Verwerthung fand. Letztere tritt hier nicht zum erſten Male auf, bereits in der Hallſtattzeit war ſie nordwärts der Alpen bekannt; wann ſie in unſerer Zone vom Email verdrängt wurde, das in jüngeren Abſchnitten der La Tènezeit eine nicht unwichtige Rolle ſpielt, wiſſen wir noch nicht genau.

Daß die keltiſchen Werkſtätten im Hinterlande von Maſſalia ſich auch auf die Fabrikation von Metallgefäßen verſtanden, dafür haben wir mehrfache Belege. Sie copirten z. B. die griechiſchen

Schnabelkannen ſehr gut, jedoch modificirten ſie deren figürlichen Schmuck nach ihrem Geſchmack, ihrer Stilweiſe entſprechend.[14] Gepreßte Goldbleche unſerer Funde werden, z. Th. wenigſtens, als Gefäßbekleidungen anzuſprechen ſein, wofür das einſt als Krönchen gedeutete, von Furtwängler richtig zuſammengeſetzte Goldblech aus Schwarzenbach und weiter auch das Löffelchen aus dem Aſpergle, das einem Seiher nachgebildet erſcheint, ſpricht und was auch die Hörner des gleichen Grabhügels, die vielleicht ein Rhyton darſtellen ſollten (falls es ſich hier nicht um hornförmige Beſchläge vom allerdings fehlenden Wagen oder Pferdegeſchirr handelt), verſtändlich machen kann.

An Keramik, die dieſelben altgriechiſchen Influenzirungen in Formen wie in der Ornamentik bekundet, fehlt es in unſerem Gebiete keineswegs, allerdings ſind gerade unſere reich ausgeſtatteten rheiniſchen Grabhügel dieſer Zeit äußerſt arm an Thongeſchirr.

Von dem Werkzeug dieſer Stufe wiſſen wir zur Zeit noch ſo gut wie nichts, da die Gräberausſtattung es nicht führt und der in langſamer Wanderung (und dazu auch nur vereinzelt) von den Mittelmeerländern bis zum hohen Norden verfolgbare Brauch, reichlich Handwerksgeräth in die Gräber zu legen, in unſerer Zone erſt ſpäter Eingang fand.

Die Verbreitung der dem V. Jahrhundert angehörenden La Tène-Alterthümer innerhalb des europäiſch-barbariſchen Kreiſes iſt keine allgemeine. Unbedingt zum eigentlichen La Tènekreiſe, in dem uns überdies die älteſten Denkmäler des La Tèneſtiles in voller Reinheit entgegentreten, zählt die Weſthälfte der Gebiete zwiſchen dem Nordrand der Alpen und dem deutſchen Mittelgebirge und ihre weſtliche Fortſetzung im nördlichen Frankreich. Die typiſche Grabform iſt hier das hohe oder flache große Hügelgrab (mit Leichenbeſtattung), ausgeſprochene Flachgräber und gar ſolche in großen Leichenfeldern beginnen erſt vereinzelt einzuſetzen. Wie ſich das ſüdliche Frankreich zu dieſer Gruppe verhält, läßt ſich augenblicklich noch nicht überſehen. In der Oſthälfte Bayerns, in Böhmen, und weiter oſtwärts am Nordrande des Alpengebietes erſcheinen die hier genannten Formen in einer Miſchung mit anderen Elementen, die auf die unmittelbar ſüdlich der Oſtalpen gelegene etruskiſch-venetiſchen Gruppe Oberitaliens hindeutet. Dieſe Erſcheinung kann als ein archäologiſches Dokoment für die von der neueren Geſchichtsforſchung geäußerte Annahme gelten, daß die im V. Jahrhundert Italien überfluthenden Kelten von Norden, aus dem oberen Donaugebiet, kamen (und nicht vom Weſten, aus Südfrankreich),[15] allerdings wäre ſie auch ohne dieſe Annahme aus rein prähiſtoriſchen Gründen vollkommen erklärbar, denn zu allen Zeiten laſſen ſich im prähiſtoriſchen Europa von einer Zone zu anderen, weiter nordwärts gelegenen Zonen in ſüdnördlicher Richtung vordringende Kulturſtrömungen nachweiſen. Man beobachtet hier z. B. Certoſafibeln, welche der Weſten gänzlich verſchmähte und die für ihn ohne jede Bedeutung geblieben ſind, weiter auch ſpäte Ableger der von älteren klaſſiſchen (wohl durch etruskiſches Milieu gebotenen) Elementen ausgehenden Situlenkunſt Oberitaliens und Beeinfluſſungen durch dieſelbe. Hier in der Oſthälfte der Zone nordwärts der Alpen überwiegt in dieſer Stufe das Hügelgrab. Wie weit die älteſte La Tènegruppe nach Oſten reicht und wo ſie ſich etwa mit dem ſkythiſchen Kreis des Oſtens berührt, entzieht ſich heute noch unſerer Kenntniß, die Funde verſagen in dieſer Hinſicht noch gänzlich. Doch ſcheinen einzelne Theile Ungarns noch zum La Tènebereich zu gehören, wenigſtens laſſen ſich aus dem weſtlichen Ungarn einzelne Denkmäler vom La Tènecharacter namhaft machen, die ſehr wohl dem Jahre 400 v. Chr. oder etwas älteren Zeiten angehören können.

Für die geſammte norddeutſche oder nordiſche Zone iſt es mit dem Nachweis von Funden dieſer Stufe noch ſehr ſchlecht beſtellt. Vergegenwärtigen wir uns, daß dieſe Gebiete in den verſchiedenſten Abſchnitten der Vorzeit vielerlei der ſüddeutſchen Zone entlehnten, was uns in den Stand ſetzt, exacte chronologiſche Parallelen zwiſchen den Funden der ſüddeutſchen Zone und des Nordens feſtzuſtellen, ſo dürfen wir vorausſetzen, daß es uns einſt gelingen wird, auch hier die ausſchließlich dem V. Jahrhundert v. Chr. zukommende Gruppe von Altſachen auszuſcheiden. Bei der Tendenz der eigentlichen Oſtſeegebiete, äußerſt zähe an alten Elementen feſtzuhalten, müſſen wir bei den als bodenſtändig anzuſprechenden nordiſchen Erſcheinungen dieſer Stufe gegenüber den Denkmälern der ſüddeutſchen Zone von vornherein eine ſtarke Vermengung mit alterthümlichen Details, ja vielleicht überhaupt ein nahezu gänzliches Verſagen bezüglich der am Nordrande der Alpen ſo lebendig

wirkenden fremden, klassischen Elemente voraussetzen; nach dem, was die Funde anderer vor- und frühgeschichtlichen Stufen dieser Gebiete lehren, und was wir selbst bis zur jüngeren Steinzeit zurück beobachten können, wäre das durchaus nicht unmöglich.

Wir haben uns noch in der Südhälfte der Alpenzone und am Nordrande der Mittelmeerzone nach Funden derselben Zeitstellung umzusehen. In Oberitalien treffen wir eine Gruppe von Funden an, welche auf Grund der griechischen Vasen, die sie führt, das gleiche Alter wie unsere erste Stufe der La Tènezeit einnimmt. Es sind das die Gräber von der Certosa bei Bologna, die zwar auch einige ältere, vollkommen unserer jüngeren Hallstattzeit entsprechende Grabdepots ergab, deren wesentlicher Theil jedoch erst der Zeit um und nach 500 v. Chr. zukommt. Unter den bemalten Vasen dieses provinzial-etruskischen Leichenfeldes haben wir solche jüngerarchaischer Zeiten wie des strengen Stiles; das Bronzegeschirr, unter dem naturgemäß auch manche nur auf die italische Halbinsel beschränkte Typen liegen, gehört desgleichen, soweit überhaupt datirbar, den genannten Zeiten an. Eigentliche La Tèneformen, Arbeiten des La Tènestiles, fehlen in diesen Gräbern aber gänzlich, hingegen erscheinen von Dingen, die den Prähistoriker interessiren, z. B. Fibeln des Certosatypus, die in diesen Etruskergräbern mit reicher griechisch-etruskischer Ausstattung als oberitalische (nicht mittelitalische) Erzeugnisse angesprochen werden können. Zu diesen Gräbern bildet die Fundschicht von Marzabotto unweit Bologna eine vorzügliche Ergänzung; auch von anderen Punkten der Umgebung von Bologna lassen sich einzelne ähnliche Funde namhaft machen.

Wie sich nordwärts des Po, vornehmlich in der reichen Nekropole von Este, und weiter ostwärts, im österreichischen Küstenlande, in Krain und im eigentlichen Illyrien das V. Jahrhundert v. Chr. ausprägt, läßt sich vorläufig noch nicht klar überblicken. Ein Mangel an reich ausgestatteten Gräbern, und namentlich an solchen, welche datirende griechische Importwaaren führen, macht sich hier empfindlich geltend, wenigstens bietet unsere Literatur bisher nichts an einschlägigen Materialien. Aber auch das ist ohnehin ganz sicher, daß hier im Osten nicht die Wiege des La Tènestiles zu suchen ist, so wenig wie in Oberitalien. Ebenso ungünstig verhält es sich mit dem Nachweis gleichalteriger Gräber in Südtirol, in der Südschweiz und im Bereich der Ostalpen. Aus den großen Nekropolen im Canton Tessin sind zwar genügend Gräber mit Bronzeschnabelkannen bekannt geworden, doch erscheinen diese Schnabelkannen hierselbst in sehr viel jüngerem Milieu, zudem verrathen sie sich als durchaus ungriechische, barbarische Arbeiten ohne typische Stilisirung der Früh-La Tènegruppe. Wir werden weiter unten auf diese Tessiner Gräber, welche man zeitlich leicht ganz falsch beurtheilen kann, noch zurückzukommen haben; jedenfalls bieten sie uns keineswegs ausgezeichnete Materialien unserer ersten La Tènestufe, und noch viel weniger wird man sie irgendwie mit der Genesis des La Tènestiles in Verbindung bringen wollen.

Diese kurzen Darlegungen werden genügen, um erkennen zu lassen, auf wie unrichtiger Basis sich die landläufigen Anschauungen über Ursprung und erste Entwicklung der „La Tènekultur“ bewegten. Für den Prähistoriker liegt nicht der geringste Grund vor, die La Tènezeit überhaupt erst mit ihrer zweiten Stufe (Tischler's Stufe der Früh-La Tènefibeln) zu beginnen und diejenige Gruppe, welche mit so hervorragenden Arbeiten den Ausgangspunkt (und zugleich die Höhe) des La Tènestiles bedeutet, unter gänzlicher Verkennung ihrer Bedeutung entweder überhaupt namenlos zu lassen oder sie einfach, unter Verquickung mit der jüngeren Hallstattgruppe, noch zur Hallstattzeit oder zu einer „Übergangsstufe“ zu rechnen. Das wäre selbst von typologischem Standpunkte aus nicht zu rechtfertigen gewesen, von kunsthistorischem nun aber erst recht nicht! Und über die Wiege des La Tènestiles mußte man sich, wenn man die einschlägigen Alterthümer unter genauer Berücksichtigung ihrer lokalen Eigenheiten und Beziehungen studirte, auch von vornherein im Klaren sein; daß dabei nie und nimmer der oberitalische Kreis oder der Nordrand der Balkanhalbinsel betheiligt sein konnte, lehrt ja der Umstand, daß am Rhein und weiter westwärts uns die ältesten La Tènematerialien nahezu frei von einer Mischung mit Arbeiten anderer barbarischer oder halbbarbarischer Kreise entgegentreten, während sich weiter ostwärts daneben auch Ausstrahlungen des oberitalischen Kreises geltend machen. Immer und immer wieder wird man hier auf das Hinterland von Massalia hingewiesen. Wenn man dazu in der starken Ausbreitung der ältesten La Tènearbeiten in der ganzen Zone am Nordrande der

Alpen einen archäologiſchen Beleg für die Verſchiebungen keltiſcher Völker nach Oſten annehmen will, ſo, wie man in der Ausſtrahlung oberitaliſcher Elemente nach Norden auch einen Fingerzeig für allmählich in Fluß gerathende Vorſtöße keltiſcher Stämme nordwärts der Oſtalpen nach Oberitalien erblicken könnte, ſo ſpricht nichts gegen dieſe Annahme, obſchon man ſie durchaus nicht benöthigt und hier auch vollauf die ganz allgemein in der Vorzeit unſeres Continentes zu beobachtenden Erſcheinungen des Kulturaustauſches zur Erklärung ausreichen.

Nicht ſo glänzend, wie die Fundgruppe des V. Jahrhunderts v. Chr., ſetzt nördlich der Alpen die zweite Stufe der La Tènezeit (B) ein. Aus der ſüddeutſchen Zone beſitzt man ſeit langem wenigſtens einen großen Grabfund, der, ſich würdig an die älteren anreihend, uns für die Beurtheilung dieſes Abſchnittes wichtiges Material bietet, das uns die breite Menge der einfacher ausgeſtatteten Gräber verſagt. In jüngſter Zeit traten dazu auch noch aus der Oſthälfte Italiens Funde, die das Bild von dieſer zweiten Stufe der La Tènezeit in weſentlichen Stücken ergänzen.

Betrachten wir zunächſt jenen ſüddeutſchen Fund, den von Waldalgesheim (unweit Bingen).[16] Als typiſche Erſcheinungen von Tiſchler's Stufe der Früh-La Tènefibeln liegen in ihm Ringe (Hals- und Armſchmuck) mit Petſchaftenden, weiter ein Knotenring (mit kugelförmigen Knoten). Ein Stück fremder Herkunft iſt der eiförmige Eimer mit beweglichem Doppelhenkel, der wieder griechiſchen Werkſtätten entſtammt, aber weſentlich jünger iſt als die oben genannten altgriechiſchen Importwaaren der erſten La Tènezeit. Die Verzierung dieſes, einer wohlbekannten Gattung angehörenden Eimers bietet uns wieder die beſte Handhabe zur Datirung: die überfallende Palmette wie das reiche Rankenmuſter, denen ſich auf dem zweiten nördlich der Alpen (auf däniſchem Boden) gefundenen Exemplar dieſer Gattung noch Akanthushalbblätter anſchließen,[17] machen eine Entſtehung am Ende des V. oder am Beginn des IV. Jahrhunderts wahrſcheinlich, darauf deuten z. B. ornamentale Details des Erechtheions wie auch der großen Silberamphora aus dem ſkythiſchen Kurgan von Tſchertomlitsk (unweit Nikopol) in Südrußland hin. So, wie wir für die griechiſchen Gefäße u. ſ. w. der älteſten La Tènegruppe als feſtes Datum das Jahr 500 v. Chr. anzunehmen haben, können wir hier alſo mit dem Jahr 400 v. Chr. rechnen.[18]

Auch die nord- und oſtitaliſchen Gräber dieſer La Tèneſtufe laſſen nur das Nämliche erkennen.[19] Bemalte Vaſen des IV. Jahrhunderts, italiſche Helme, unter deren Ornamenten überfallende Palmetten nicht fehlen, gravirte etruskiſche Spiegel des IV. Jahrhunderts, Eimer der auch in Waldalgesheim vertretenen Gattung und andere minder characteriſtiſche Bronzegeſchirre treten uns hier entgegen, typiſche ältere Formen fehlen, jedoch nicht einige ſpäte Abkömmlinge jener älteren Formen. Auch hier gewinnen wir wieder den Anhalt, daß dieſe zweite Stufe der La Tènezeit bereits deutlich um das Jahr 400 v. Chr. einſetzt. Bei dem Mangel an rein helleniſtiſcher Keramik in dieſen italiſchen Gräbern und der unbedeutenden Rolle, die hier Metallgeräth des III. Jahrhunderts ſpielt, erhalten wir zugleich auch eine einigermaßen beſtimmte Grenze nach abwärts. Wir werden alſo nicht fehlgehen, wenn wir dieſe Stufe im Allgemeinen dem IV. vorchriſtlichen Jahrhundert zuweiſen.

Innerhalb der Zone nordwärts der Alpen, von Nordfrankreich im Weſten bis in die Gegend von Budapeſt im Oſten, macht ſich für dieſen zweiten Abſchnitt der La Tènezeit in den Funden eine ziemliche Gleichförmigkeit geltend. Was die Art der Grabanlage anbetrifft, ſo tritt auf dieſem weiten Gebiet das Hügelgrab (oder die Nachbeſtattung in älteren Grabhügeln) allmählich ſehr zurück gegenüber größeren Flachgräberfeldern, die von nun an allgemein werden. Wir kennen ſolche vornehmlich aus Nordfrankreich, aus dem Rheinthal, aus der Nordſchweiz, aus Nordböhmen, nordwärts vom Frankenwald, aus Schleſien und Pannonien, ſchließlich auch aus Italien; am Rhein und Main, wie an der oberen Donau, in Südweſtböhmen, und in einzelnen Theilen Nordfrankreichs fehlt es daneben nicht an großen und flachen Hügeln mit einzelnen oder vielen Gräbern oder auch deutlichen Nachbeſtattungen in älteren Hügeln, ja vielfach dominirt in einzelnen Bezirken das Hügelgrab überhaupt noch. Ob dieſes Variiren in der Beſtattungsart innerhalb der Zone nordwärts der Alpen ethnographiſche Differenzen, eine Überfluthung einer älteren Bevölkerungsſchicht durch eine neue andeutet, können wir vorläufig nicht mit Sicherheit entſcheiden.

Auch die Formen von Waffen und Geräthen dieſer La Tènegruppe ſind innerhalb dieſer Zone ziemlich homogen, obſchon ja an den Grenzen Oſteuropas doch auch andere Typen erſcheinen müſſen als auf weſteuropäiſchem Boden. Unter den Waffen haben wir vor allem wieder das Schwert nach Kurzſchwertart, das ſich von älteren Stücken kaum unterſcheidet, zu nennen. Einſchneidige Hiebmeſſer laſſen ſich auch wieder nachweiſen, freilich nicht auf allen Gebieten. Wir treffen ſie in Pannonien an, weiter auch recht häufig in ſüddeutſchen Hügelgräbern, allerdings in ſolchen, deren Zuweiſung zu einer der beiden älteren La Tèneſtufen oft nicht möglich iſt; auf den Flachgräberfeldern Nordfrankreichs wie Nordböhmens ſcheinen ſie in ihrer ausgeprägten Form beinahe ganz zu fehlen.[20] Die Lanzen zeigen minder prägnante Formen, ebenſo Meſſer. Von Schilden iſt kaum etwas bekannt, ebenſo wenig iſt etwas über Helme zu ſagen, da unſere Funde ſich bisher als äußerſt unergiebig an derartigen Stücken erwieſen. Manche einzeln gefundene Helme mögen dieſer Stufe angehören, können aber auch noch viel jüngeren Datums ſein. Der Brauch, dem vornehmen Krieger den Streitwagen mit ins Grab zu geben, verſchwindet bereits beinahe gänzlich, der einzige derartige Fund aus unſerer ſüddeutſchen Zone iſt der von Waldalgesheim; keineswegs dürfen wir darin jedoch einen Anhalt dafür erblicken, daß Streitwagen allmählich bei den Kelten wieder aus der Mode kamen, denn der Streitwagen hielt ſich bei den keltiſchen Völkern noch ſehr lange, die Nachrichten aus dem Alterthum verbürgen ihn noch für die folgende Stufe, die Britannier hatten ihn ſelbſt noch in viel jüngeren Zeiten.[21] Entſprechend den Wagen erſcheint auch Pferdegeſchirr in dieſer Stufe äußerſt ſelten in den Gräbern.[22]

Um ſo reichlicher ſind die Schmuckſachen, obſchon künſtleriſch hervorragende Arbeiten jetzt ſchon ſehr zurücktreten und vielfach einer minderwerthigen, fabrikmäßig hergeſtellten Waare das Feld räumen. Auffallend gering iſt der figürliche Schmuck an den Metallgeräthen, hingegen machen ſich oft an den Schmuckgegenſtänden mißverſtandene figürliche Details, die zu glatten oder geknoteten Flächen verkümmern, geltend, alſo gegenüber den toreutiſchen Arbeiten des V. Jahrhunderts ein entſchiedener Rückſchritt.

Unter den Fibeln dieſer Stufe ſind vor allem die von Tiſchler als Früh-La Tèneformen bezeichneten Stücke zu nennen. Aber nicht alle Typen dieſes Schemas gehören in dieſe Zeit, wir können für eine große Anzahl von Stücken deutlich nachweiſen, daß ſie jüngeren Datums ſind, ſo wie in dieſer Stufe (und noch ſehr viel ſpäter) auch noch Formen älteren Schemas erſcheinen können. In reicher Fülle liegen echte Fibelformen dieſer Stufe in dem Depotfund von der Rieſenquelle bei Dux;[23] außer den in dieſem Funde vertretenen Gattungen kämen noch die Fibeln mit Korallen- (oder Email-) ſcheibe auf der Fußplatte in Betracht, weiter dürften hier auch noch ſolche mit kugelförmiger Perle auf dem zurückgebogenen Fuß anzuführen ſein, obſchon Varianten dieſer Gattung gerade als „Pſeudo-Früh-La Tènefibeln“ erſt in der folgenden Stufe auftreten.

Andere weſentliche Erſcheinungen dieſer zweiten La Tèneſtufe ſind die meiſt maſſiven offenen Ringe mit Pufferenden, ein Schema, das wohl auf gleichalterige klaſſiſche Anregungen zurückgeht. Der Reif dieſer Stücke iſt glatt oder verziert, bei den Arm- und Fußringen zeigt er oft Abſchnürungen, die perlenartig aneinandergereiht ſind, die Pufferenden endlich können oft ſehr ſtark ausgeprägt ſein, oftmals wieder zu recht geringer Größe zuſammenſchrumpfen. Eine Variante der Knotenringe, auf deren Reif die meiſt kugelförmig gebildeten Knoten nur in Intervallen ſitzen, kennt überhaupt keine Pufferenden. Andere, mit Stöpſelverſchluß verſehene Ringe ſind, wie in älterer Zeit, hohl und haben zumeiſt eine aufgeſchobene Perle, die ihnen äußerlich die Geſtalt der Pufferringe giebt. An ſehr viel ältere Formen der Hallſtattzeit knüpfen winkelförmig gebogene Arm- und Fußringe, denen auch einzelne Fingerringe nachgebildet werden, an. Auch ganz einfache Ringe aus Draht laſſen ſich beobachten, z. B. Halsringe mit aufgeſchobenen Glas- und Bernſteinperlen, die durch Schleifenwindungen abgetheilt ſein können, und Armringe mit mannigfaltig geſtalteten Schlangenwindungen, weiter Stücke aus flachem Metallband mit Torſion, auch aus vierkantigem Metallſtab, der auch wieder gedreht ſein kann; der Verſchluß dieſer Schmuckſachen iſt ſehr verſchieden, einfache Haken, ringförmig abſchließende Enden oder eine breite, dreigelappte Schließplatte mit einzufügendem Haken wären hier hauptſächlich zu nennen. Einzelne dieſer Typen bekunden eine gewiſſe lokale

Beſchränkung, mancherlei Formen des Weſtens, ſo z. B. die aus gewundenen Bronzeblechſtreifen hergeſtellten nordfranzöſiſchen Halsringe (oft mit großer Schließplatte), kehren im Oſten unſerer Zone nordwärts der Alpen nicht wieder. Da ein Theil ſolcher Formen auf ältere, oft ſehr viel ältere Schemata zurückgeht, und auch in der Folgezeit wieder Fortſetzungen hat, iſt bei einzeln gefundenen Stücken mitunter eine genaue zeitliche Zuweiſung nicht möglich; bei Gräberfunden hingegen wird man in ſcheinbar zweifelhaften Fällen doch immer leicht das Richtige treffen können. Fingerringe ſind jetzt wieder von geringerer Bedeutung.[24]

Bei all den zahlreichen Ringvarianten dieſer La Tèneſtufe läßt ſich ein erheblicher zeitlicher Unterſchied nicht annehmen, auch wenn einzelne Gräber oder Gräberfelder nur dieſe oder jene Gattung führen. In den Gräbern liegen eben meiſt complete Schmuckgarnituren, was ein Nebeneinander der verſchiedenen Gattungen ausſchließt, ſelbſt die Schmuckſachen einzelner Grabplätze haben oft einen durchaus einheitlichen Character und bieten ſcheinbar nicht den geringſten Anhalt für das Vorhandenſein gleichalteriger grundverſchiedener Formen.

Gürtelkrappen fehlen auch in dieſer Stufe nicht, jedoch ſind auch ſie nicht mehr ſo reich verziert wie am Beginn der La Tènezeit. Sie haben entweder die alte dreieckige Form oder ſind mehr blattartig geſtaltet; jedenfalls ſind ſie immer ziemlich klein und entbehren einer beſonders reichen Ausſchmückung ganz.[25]

Die einheimiſche Metallgefäßfabrikation ſcheint in dieſem zweiten Abſchnitt der La Tènezeit noch anzudauern. Der Waldalgesheimer Fund enthält eine eigenartig geformte bauchige Henkelkanne mit langem, röhrenförmigem Ausguß; dieſe Vaſengattung, die uns auch von anderen Fundſtätten entgegentritt,[26] hatte ſich aber zweifellos, wie Fragmente aus Eygenbilſen bei Lüttich andeuten, in der erſten La Tèneſtufe bereits entwickelt. Bei dem Mangel reich ausgeſtatteter Gräber aus dem IV. Jahrhundert ſind das die einzigen Belege, die wir im Augenblick hier anzuführen haben. Die Keramik dieſer Stufe läßt ſich noch nicht gut überblicken, namentlich, was ihr Verhältniß zu der des V. Jahrhunderts anbetrifft, doch bieten neuerdings einzelne Fundplätze, z. B. das reiche Grabfeld von Braubach, vorzügliche Materialien. Klaſſiſche Influenzirungen machen ſich, genau wie bei den älteren Gefäßen, auch hier geltend.

Die Nordgrenze der hier kurz characteriſirten Gräbergruppe des IV. Jahrhunderts fällt ungefähr mit dem deutſchen Mittelgebirge zuſammen, ſie verläuft in der Höhe des Thüringerwaldes, überſchreitet den Frankenwald um ein Beträchtliches, beſchränkt ſich jedoch dann wieder auf das Erzgebirge, um nochmals in Schleſien (bis zur Oder hin) über das Mittelgebirge hinauszugehen. Innerhalb dieſer Zone erſtrecken ſich in geſchloſſenem Gebiete die Gräber von Nordfrankreich bis in die Gegend von Budapeſt, Ausläufer dieſer Gruppe finden ſich jedoch auch noch in Siebenbürgen, doch iſt hier die Abgrenzung gegen Oſten noch unſicher.[27]

Was nordwärts der hier bezeichneten Grenzlinie, die im Rheingebiet und in Belgien auch noch nicht beſonders ſcharf zu ziehen iſt, nun wieder in die zweite Stufe der La Tènezeit zu ſetzen iſt, läßt ſich mit Gewißheit nicht erkennen, auch wenn man früher ganz allgemein glaubte, dafür Belege zu haben. In norddeutſchen Urnenfeldern vom La Tènecharacter finden ſich wohl in gewiſſer Menge Gegenſtände, die mit den ſüddeutſchen Typen dieſer Stufe äußerlich übereinſtimmen, Fibeln wie auch Hals- und Armringe, jedoch erſcheinen auf denſelben Fundſtätten auch noch unzweifelhaft jüngere Alterthümer, weiter finden ſich hier reichlich auch jene Formen, welche, obſchon ſich an ältere Schemata anlehnend, doch jüngeren Datums ſind. Welche der norddeutſchen Typen von ſcheinbarem Früh-La Tènecharacter, die ſicherlich meiſt lokale Imitationen ſüddeutſcher Modelle ſind, nun thatſächlich noch dem IV. Jahrhundert angehören, dafür haben wir vorläufig keinen Anhalt, zumal die fraglichen Urnenfelder (mit ihrem ſicher zumeiſt dem dritten La Tèneabſchnitt zufallenden Inhalt) von nahezu homogenem Gepräge ſind und eine chronologiſche Gruppirung ihres Inhalts ſich eben nicht durchführen läßt. Für die Umſchreibung des norddeutſchen Formenkreiſes dieſer Stufe fehlt es alſo noch an Material.

Wir haben uns nun weiter über die Südgrenze der La Tènefunde dieſes Abſchnittes zu informiren. Südfrankreich (und weiterhin auch Spanien) verſagt uns auch jetzt noch deutlich ſprechende Funde.

Aus Oberitalien kennt jedoch im Gegensatz zum V. vorchristlichen Jahrhundert die Stufe der Früh-La Tènefibeln Tischler's in größerer Menge Gräber mit typischem La Tène-Inventar, ja wir können solche Funde an der Ostküste Italiens noch ziemlich weit nach Süden verfolgen. Die Ausstattung dieser Gräber lehrt deutlich, daß sie nicht Etruskern oder anderen italischen Stämmen angehörten, sondern keltischen Barbaren, die hier in Italien dieselben Waffen und Schmucksachen, wie ihre Stammesgenossen nordwärts der Alpen, führten und noch, im Gegensatz zu der Gepflogenheit der Kulturnationen, auch nach Barbarenbrauch ihre Waffen mit in's Grab nahmen. Daß in diesen keltischen Gräbern Italiens in großer Fülle Arbeiten griechischer und etruskischer Werkstätten liegen müssen, ist ja selbstverständlich, zumal ja die gegen Süden vordringenden Barbaren auch etruskische und in unmittelbarer Nachbarschaft griechischer und etruskischer Sphäre gelegene Gebiete besetzt hatten. So finden sich nun thatsächlich hier in Fülle griechische Vasen, Bronzegeschirr, geschnittene Steine, Edelmetallschmuck griechisch-etruskischer Fabriken, darunter goldene Lorbeerkränze, Toilettegeräthe, Spielgeräthe, die Krieger trugen italische Helme, die Gräber werden durch behauene Grabsteine bezeichnet, das alles ist bei der Nähe überlegener Kulturcentren ja nur begreiflich. Aber die italischen Kelten entlehnten auch Angriffswaffen ihren Nachbarn, nämlich das etruskische Pilum, wie gerade die Gräber von Montefortino gezeigt haben. Übrigens blieb der Austausch von Waffenformen nicht einseitig, denn die Italiker übernahmen ihrerseits von ihren stammesverschiedenen Nachbarn wieder den ovalen Langschild (mit Längsrippe und ovalem Nabel) der Barbaren, wie ihn die bewaffnete Krieger darstellenden italischen Terracotten hellenistischer Zeit so oft zeigen und welcher noch bis an den Beginn unserer Zeitrechnung zur Bewaffnung römischer Heere gehörte, wie der Altar des Neptuntempels des Domitius in Rom und der Fries des Triumphbogens des Augustus in Susa lehren.[28]

An der Ostseite Italiens können wir Keltengräber bis nach Apulien verfolgen, bei Canosa scheint eine größere keltische Nekropole zu liegen, welche in älterer wie in neuerer Zeit jedoch nur immer einzelne Gräber ergab. Der werthvollste Fund ist der von Naue theilweise publicirte, der im Kunsthandel zerrissen wurde: er enthielt eine größere Menge griechischer Vasen des IV. Jahrhunderts, Gürtel der bekannten unteritalischen Gattung, Eisenwaffen (Speere), einen Bronzepanzer, Pferdegebisse klassischer, nicht barbarischer Construction und einen eisernen Helm in der Form der schon mehrfach genannten italischen Gattung, mit reich (in schönem Früh-La Tènestil) ornamentirtem Bronzeblech bekleidet. Überaus wichtig ist dieser Fund, weil er eine vorübergehende keltische Besitznahme unteritalischer Striche andeutet. Die für einzelne gleichalterige Helme unserer Antiquarien gemachten Fundortsangaben dürften anzeigen, daß früher in diesen Gebieten noch andere Barbarengräber mit analoger Ausstattung geöffnet und ihr Inhalt an Vasen, Helmen u. dergl. (oft genug vielleicht mit der bequemeren Angabe „Etrurien“) einzeln in den Kunsthandel kam, während ihre minderwerthigen Eisen- und Bronzesachen verschleudert wurden. Dieses keltische Material aus Unteritalien ist ausschließlich in das IV. Jahrhundert zu setzen, für Funde der dritten La Tènestufe (Tischler's Mittel-La Tènezeit) fehlen irgend welche Anzeichen bisher ganz.

Ganz im Unklaren liegen für das IV. vorchristliche Jahrhundert die Verhältnisse in der Südhälfte der Alpenzone. Weder aus dem Tessin, noch aus Südtirol, Krain, Kärnthen, Küstenland, oder in östlicher Fortsetzung, aus Kroatien und Bosnien, haben wir deutlich sprechende Funde, trotzdem zweifellos diese Gebiete von Kelten überfluthet wurden. Das, was uns im Tessin oder im nördlichen Bosnien in scheinbarer Früh-La Tènefacies entgegentritt, gehört sicherlich nicht in diese Stufe, sondern ist wesentlich jüngeren Datums. Hier überall sind also noch unausgefüllte Lücken.

Wir haben oben gesehen, daß La Tènefunde dieser Stufe im Gebiete der mittleren Donau bis Pannonien und selbst bis Siebenbürgen sich verfolgen lassen. Südwärts von diesen östlichen Ausläufern, aus serbischem und bulgarischem Gebiet, wissen wir heute noch nichts von La Tènematerialien. Ob diese Länder in Zukunft in Fragen, die sich auf die La Tènekultur beziehen, eine große Rolle spielen werden, wie man im Hinblick auf die Ostwanderungen der Kelten und ihr Vordringen nach Griechenland und Kleinasien vermuthen kann, läßt sich schwer sagen. Für die beiden älteren La Tèneabschnitte, deren Wurzeln, soweit das heute vorhandene Material in Betracht kommt, immer doch im Westen zu suchen sind, werden sich hier schwerlich ganz neue Gesichtspunkte ergeben.

Hatten wir für die beiden älteren Abſchnitte der La Tènezeit immerhin noch reich ausgeſtattete Funde, welche mit Hilfe der Daten der klaſſiſchen Archäologie leicht ſich chronologiſch beurtheilen ließen, ſo treten für die folgende, dritte Stufe (C), Tiſchler's Periode der Mittel-La Tenefibeln, Beziehungen zu klaſſiſchen Gebieten ſehr in den Hintergrund. Zwar iſt am Süd- und Nordrande der Alpen kein Mangel an Grabfunden dieſer Stufe, aber Gräber mit reichen Beigaben traten bisher nicht zu Tage.[29] Dieſer Abſchnitt umfaßt ungefähr die Zeit vom Tode Alexanders des Großen bis zur Kimbern- und Teutonenwanderung, eine deutliche chronologiſche Gliederung dieſes ſich über zwei Jahrhunderte erſtreckenden Zeitraumes iſt jedoch noch nicht erkennbar. Man ſollte jetzt, in der Zeit der Züge der Kelten nach Griechenland und der Kämpfe in Kleinaſien, in unſeren Alterthümern ſtarke helleniſtiſche Einflüſſe vorausſetzen dürfen, reicht doch die Wirkung helleniſtiſcher Kultur über den altweltgeſchichtlichen Kreis noch hinaus ſelbſt bis nach China; auffallender Weiſe verrathen unſere Materialien aber nichts davon. Jedoch bieten uns wenigſtens die Denkmäler der antiken Kunſt des helleniſtiſchen Zeitalters einige Hinweiſe, die für unſere prähiſtoriſchen Funde verwerthbar ſind. Es ſind das die auf die Gallierkämpfe bezüglichen Bildwerke, welche die Bewaffnung der Mittel-La Tèneſtufe, von einigen künſtleriſchen Freiheiten abgeſehen, theilweiſe wiedergeben. Das Attalosanathem, die Waffenreliefs vom Obergeſchoß der Stoa des Athenaheiligthums zu Pergamon und die Terracotten von Saſſoferrato zeigen uns den Schild der Kelten mit Details, die ſich in den Gräbern der Mittel-La Tèneſtufe in ſo häufiger Wiederkehr nachweiſen laſſen.

Typologiſch iſt dieſer dritte Abſchnitt der La Tènezeit nicht ſehr leicht zu umſchreiben, da ihm eine große Reihe von Formen längerer Lebensdauer angehört. Unter den Waffen tritt in den Gräbern als weſentlich neu der Schild mit bandförmigem Eiſenbuckel entgegen. Die Lanzenſpitzen haben oft ſehr breite Blätter, häufig läßt ſich auch ein ſchwerer (armbruſtbolzenartiger) Lanzenſchuh nachweiſen. Die Schwerter zeigen entweder die alte, große Kurzſchwertform, in der Regel dann mit übertrieben ausgebildetem Ortband,[30] daneben fehlt es nicht an ausgeſprochenen Langſchwertern, (mit ſpitz auslaufendem Ortband), die aus jener Kurzſchwertform hervorgegangen ſind. Zu den Schwertern gehören meiſt große Eiſenketten. Für die hiſtoriſch überlieferten Streitwagen verſagen unſere Funde bisher noch, ebenſo für Pferdegeſchirr.

Unter den Schmuckſachen dieſer Stufe finden ſich etwas mehr typiſche Formen vor als unter den Waffen, obſchon auch hier noch gerade genug Details zweifelhaft bleiben. Die großen, aus Ringen und ſtangenförmigen Verbindungsgliedern beſtehenden, mit feinen Kettchen und Zierrathen abſchließenden Bronzegürtelketten dürften nahezu auf dieſe Stufe beſchränkt ſein.[31] Im Gefolge dieſes Gürtelſchmuckes erſcheinen große breite Glasarmbänder (von weißer, gelber, brauner und kobaltblauer Farbe, oft mit aufgelegten Fäden in anderen Farben verziert); außer den breiten, bandförmigen Glasarmringen fehlt es gelegentlich nicht an ſolchen von rundem Querſchnitt, die aber unbedingt noch in jüngere Zeiten reichen (wie ſicher auch ein Theil der breiten Armbänder). Weiter kommen mäßig dicke Lignitringe von rundem Querſchnitt vor, welche jedoch von älteren und jüngeren Stücken kaum zu trennen ſind. Von Metallarmbändern treten jetzt Spiralringe (von etwa anderthalb Windungen) aus Eiſen und Bronze auf, ferner gehören kleine Armringe aus Eiſen und Bronze mit ornamentirten Buckeln hierher und ebenſo die ehemals als Früh-La Tènetypen bezeichneten Hohlbuckelarmringe mit Charnier (Nußarmringe mit glatten und verzierten Buckeln), welche zweifellos als in ſehr große Dimenſionen gerathene Weiterführungen gewiſſer Knotenringe der vorangehenden Stufe anzuſprechen ſind.[32] An Halsringen waren unſere Grabfunde bisher recht unergiebig; ein in Manching gehobener eiſerner Halsring mit umgebogenen, mit Knöpfen abſchließenden Enden, eine Form, die ſich in Oberitalien und wohl auch in Frankreich wiederholt, lehrt, daß dieſe Stufe auch weſentlich von dem üblichen La Tèneſchema abweichende Ringtypen kannte. Einige Aufmerkſamkeit verdienen auch noch die Emailperlen des III. und II. Jahrhunderts, für die Manching der wichtigſte Fundort iſt, die aber auch an anderen Punkten (z. B. auf nordfranzöſiſchen Leichenfeldern) zu Tage traten.

Unter den Fibeln dieſer Stufe liegen einmal Stücke von älterem Schema, die ſich aber in ihrer Ausgeſtaltung merklich von den Fibeln des IV. Jahrhunderts unterſcheiden. Aus der breiten Menge

der ſogenannten Mittel-La Tènefibeln ſind es hingegen nur wenige Typen, welche nachweislich bis in dieſe Stufe zurückreichen; meiſt handelt es ſich um die mit zwei Kugeln garnirten Stücke.

Keramik, oder gar Metallvaſen dieſer La Tèneſtufe zählen in der Zone am Nordrande der Alpen zu faſt unbekannten Dingen. Das, was wir den wenigen gerade dieſer Stufe zuzuweiſenden Thongefäßen entnehmen können, deutet jedoch darauf hin, daß ihr Metallvaſen, ſpeciell auch ſolche unklaſſiſcher, einheimiſcher Formen, nicht fehlen konnten. Denn die keramiſchen Proben aus Manching und Aislingen a. Donau haben ausgeſprochene Metallformen.

Etwas weſentlich Neues in der Grabausſtattung unſerer Barbaren nordwärts der Alpen tritt uns in den Münzen entgegen, die jetzt zum erſten Male, allerdings ſehr ſpärlich vertheilt, in den Grabfunden erſcheinen. In dem vorhelvetiſchen, ſich über den zweiten und dritten Abſchnitt der La Tènezeit erſtreckenden Gräberfelde von Vevey fand A. Naef vor einigen Jahren eine in Maſſalia geprägte Silbermünze in einem typiſch ausgeſtatteten Grabe dieſer Stufe;[33] bei anderen Gräbern mit helleniſtiſchen Münzen oder Nachahmungen ſolcher ſind die Fundverhältniſſe nicht zu überblicken, oder es läßt ſich das Alter der betreffenden Funde noch nicht präcis beſtimmen. Da ein weſentlicher Theil der einheimiſchen Münzen der Barbaren nordwärts der Alpen und an der Donau auf verhältnißmäßig alte klaſſiſche Vorbilder zurückgeht, muß bereits in dieſer Stufe die keltiſche Münzprägung ziemlich lebhaft eingeſetzt haben; allerdings gehört die größte Menge der keltiſchen Münzen erſt der Spät-La Tèneſtufe an.

Das Verbreitungsgebiet des Mittel-La Tènekreiſes erleidet gegenüber dem der vorangehenden Gruppe eine gewiſſe Einbuße, ſo in Oſtitalien, hingegen reicht es noch weiter nach Oſten, als zuvor, da wir nunmehr auch oſtwärts der Karpathen, aus der Bukowina und der Moldau, Mittel-La Tènefunde nach Art der Materialien der ſüddeutſchen Zone kennen.[34] Nahezu homogen in der äußeren Erſcheinung ſind die Funde in der ganzen weiten Zone nordwärts der Alpen, von Nordfrankreich bis nach Pannonien hin. Es überwiegt hier die brandloſe Beiſetzung und Vereinigen der Gräber zu großen Leichenfeldern, Nachbeſtattungen in Hügeln ſind ſelten. Leichenbrand ſcheint ſich bisher nur am Rhein nachweiſen zu laſſen.

Reichlicher fließen jetzt auch die Materialien der norddeutſchen Zone. Große Urnenfelder, oder flache Urnenhügel, ſtets mit Brandbeſtattungen, reichen vom Niederrhein bis in die Oſthälfte Norddeutſchlands. Die Gräber ſind vielfach verhältnißmäßig reich ausgeſtattet, allerdings mehr mit Schmuckſachen als mit Waffen. Ausſtrahlungen dieſer norddeutſchen Gruppe dürften ſich auch in Skandinavien geltend machen, woſelbſt ältere La Tènefunde bekanntlich bisher überhaupt fehlen. Gräber, wie z. B. die vom Grafen Münſter am Anfang des vorigen Jahrhunderts bei Nienburg unterſuchten Urnenfelder, wie ſie in der Gegend von Magdeburg zu beiden Seiten der Elbe,[35] und weiter einigermaßen reichlich und in anderer Ausſtattung in der Umgebung von Dresden erſcheinen,[36] gehören dieſer Stufe an. Aus ihrem Inhalt ſeien hier nur die Segelohrringe mit bunten Glasperlen, die Nadeln, die ſehr viel ältere Schemata (der Hallſtatt- und ausgehenden Bronzezeit) wiederholen, und die Fibeln, die in grober Umbildung ältere Typen nachahmen, genannt; feine Gefäße ſind ſelten, und faſt nur in der Südhälfte der norddeutſchen Zone nachweisbar (Thüringen, Umgebung von Dresden), die groben Urnen lehnen ſich im Ornament wie in Form zumeiſt an weſentlich ältere Dinge an.

Südwärts der Alpenlinie iſt es mit Funden dieſer La Tèneſtufe vielfach noch recht ſchlecht beſtellt. Daß Südfrankreich und das Pyrenäengebiet auch nun wieder verſagt, iſt höchſt auffallend; eine Nekropole des Pyrenäengebietes mit ſehr ſtark modificirten La Tèneformen und Wiederholungen noch ſehr viel älterer Elemente werden wir, geſtützt auf analoge Erſcheinungen der Alpenländer, in noch jüngere Zeiten ſetzen müſſen, für den Character der ſüdweſtfranzöſiſchen Alterthümer aus den der Landnahme Südgalliens durch die Römer vorangehenden Jahrhunderten können wir dieſen Funden nichts entnehmen. Aus Oberitalien liegt wenigſtens einigermaßen reichliches Material dieſer Stufe vor, das kaum vom ſüddeutſchen abweicht, allerdings aber auch viele klaſſiſche Fabrikate führt. Die Südſchweiz und Südtirol verſagt mit deutlich ſprechenden Funden jedoch wieder gänzlich. Echte Mittel-La Tènealterthümer führen dieſe Gebiete, z. B. die großen Nekropolen des Teſſin, nicht; alles, was uns hier an La Tènetypen entgegentritt, haben wir eher der Schlußphaſe

der La Tènezeit zuzuweiſen, aber auch die Wiederholungen älterer (hallſtättiſcher, ja ſelbſt bronzezeitlicher) Elemente, die dieſe Nekropolen ergaben, kommen entweder in jenem ſpäten La Tènezuſammenhange vor oder ſind chronologiſch überhaupt nicht fixirbar; jedenfalls dürfen wir aus dieſen Materialien vorläufig nichts über das Ausſehen der Mittel-La Tèneſtufe hierſelbſt folgern. Weiter oſtwärts fließen uns Mittel-La Tènefunde reichlicher zu. Vornehmlich iſt es Krain, das recht ergiebig war, jedoch fehlt es hier wieder an reinlich ausgeſchiedenen Gräberinventaren, wir können für das obere Savegebiet bisher nur feſtſtellen, daß die Nekropolen, die hier Brandbeſtattungen zeigen, ſich über die beiden jüngeren La Tèneſtufen erſtrecken; auf den älteren Abſchnitt weiſen Bronzeketten, gläſerne Armringe und Hohlbuckelringe, weiter einige Fibeln hin, auch von den Waffen wird Manches ſchon dieſer Stufe angehören. Sehr viel ſchwieriger ſind die Materialien aus den weiter ſüdwärts gelegenen Gebieten, Kroatien, Bosnien u. ſ. w. zu überſchauen. Ähnlich wie im Teſſin könnte man vielleicht auch hier wieder eine Mittel-La Tènezeit aus Typen von ſcheinbarem Mittel-La Tènecharacter conſtruiren, jedoch käme man damit zu einem ganz falſchen Reſultat. Auch hier wieder enthalten reich ausgeſtattete Gräber der Zeit um Chriſti Geburt genug Gegenſtände älteren Schemas, ärmliche Gräber mit ganz analogen Stücken, aber ohne deutliche Hinweiſe ihres ſpäten Alters, wird man demnach doch nicht in weit vorangehende Stufen rücken dürfen. Was dieſe großen Gräberfelder von Jezerine, Sanskimoſt, Prozor u. ſ. w. an wirklichen Formen der dritten La Tèneſtufe bieten, iſt recht wenig, und wurde dazu leider noch in einem ſo nichtsſagenden Zuſammenhange gefunden, daß wir über das Ausſehen der Altſachen des III. und II. Jahrh. v. Chr. in dieſen illyriſchen Gebieten überhaupt noch keine klare Vorſtellung gewinnen können. Aus dem unteren Donaugebiet verſagen die Funde auch für dieſe Stufe.[37]

Einen natürlichen Abſchluß findet dieſe dritte Stufe der La Tènezeit gegen Ende des II. vorchriſtlichen Jahrhunderts. Ihr Ende, ihre Ablöſung durch einen neuen Kreis von Erſcheinungen hängt zweifellos mit dem Feſtſetzen der römiſchen Macht in Südgallien zuſammen. Ungefähr gleichzeitig macht ſich in Süddeutſchland ein ungeſtümes Vorrücken der Germanen bemerkbar, in engerem und weiterem Zuſammenhange mit der Wanderung der Kimbern und Teutonen fanden in Süddeutſchland durchgreifende Völkerverſchiebungen ſtatt, wie uns auch die Funde anzudeuten ſcheinen. Das ſind Dinge, welche einer ruhigen Fortführung der Mittel-La Tènegruppe nicht förderlich ſein konnten. Die Spät-La Tèneſtufe (D), die alſo ungefähr das letzte Jahrhundert der römiſchen Republik umfaſſen dürfte, bringt einen ſtarken Wechſel in den Formen herbei und verändert das Bild gegenüber der vorangehenden Phaſe ganz weſentlich, in großer Zahl verdrängen neue Elemente die alten, nicht ſelten macht ſich wieder ein ſtarkes Zurückgreifen auf weſentlich Älteres geltend, kurz und gut, der Abſtand zwiſchen der Spät-La Tèneſtufe und der unmittelbar vorausgehenden iſt faſt größer als je in älteren vorgeſchichtlichen Zeiten zwiſchen zwei benachbarten Gruppen.

Die Formengebung einer größeren Reihe von Altſachen der Spät-La Tèneſtufe, die Art der Profilirung, die Verwendung gewiſſer figürlicher Elemente verleihen dieſen Arbeiten einen ganz unprähiſtoriſchen Character und verknüpfen ſie vielfach mit Erzeugniſſen der Kunſtinduſtrie der Kaiſerzeit, ja, man könnte einzelne Stücke, wenn dem ſonſt nichts im Wege ſtände, leicht überhaupt für klaſſiſche Fabrikate halten. Bei dem Umſtande jedoch, daß auf den Spät-La Tènearbeiten eine Summe von Details in hohem Grade eine Verballhornung und Umſtiliſirung antiker Elemente zeigt, iſt die Annahme eines Urſprunges dieſer Alterthümer auf barbariſchem, nicht rein klaſſiſchem Boden unabweisbar. Derartige Denkmäler finden ſich nicht nur in den Gebieten vor, welche im letzten Jahrhundert der Republik noch nicht von den Römern unterworfen waren, ſondern auch in ſolchen, welche bereits kürzere oder längere Zeit zum Römerreiche gehörten oder wenigſtens hart an der officiellen Reichsgrenze lagen.[38] Wir dürfen daraus ſchließen, daß die Werkſtätten einzelner von den Römern unterworfener (keltiſcher oder keltiſch-illyriſcher) Gebiete alſo mindeſtens einen Theil der uns als Spät-La Tèneerſcheinungen geltenden Alterthümer verfertigten, und wir es hier alſo mit directen Vorläufern der provinzialrömiſchen Arbeiten zu thun haben. Das erklärt auch die ſtellenweiſe bis zur völligen Untrennbarkeit führende Verwandtſchaft gewiſſer Spät-La Tèneſachen mit

ſolchen der älterrömiſchen Kaiſerzeit. Jedoch, das ſei dem gegenüber bemerkt, führen die Funde mit typiſchem, in ſich abgeſchloſſenem Spät-La Tène-Inventar an datirenden Materialien durchweg nur ſolche, welche der Zeit vor Auguſtus angehören, wie z. B. die dakiſchen Silberſchätze von Hév-Szamos und Cſerbel oder der Fund von Lauterach bei Bregenz mit ihren Münzen republikaniſcher Zeiten[39] oder auch Gräber am Südrande der Alpen lehren,[40] obſchon vielfach auch die Spät-La Tèneſchichten ſich direct, ohne Hiatus, in ſolche der erſten Kaiſerzeit fortſetzen.

Der Formenkreis der Spät-La Tènegruppe iſt umfaſſender als der der vorangehenden Stufe, in den einzelnen Zonen wechſelt er jedoch ganz beträchtlich. Wir übergehen hier vorläufig die Differenzen der einzelnen Gebiete und richten unſer Hauptaugenmerk auf die Funde der ſüddeutſchen Zone.

Unter den Waffen dieſer Stufe variiren die Schwerter wieder ganz erheblich. Es finden ſich Fortführungen der Mittel-La Tèneformen, daneben ungeheuer große, meiſt ſehr breite „Spät-La Tèneſchwerter“, deren mit Stegen verzierte Metallſcheiden für gewöhnlich mit breiten, nachenförmigen Ortbändern abſchließen, weiter aber auch Kümmerformen beider Typen,[41] und endlich auch Stücke vom Kurzſchwertcharacter, welche ſichtlich durch den römiſchen Gladius beeinflußt ſind, darunter ſolche, welche von den alten mit maskenverzierten Griffen verſehenen Schwertern überhaupt nicht zu trennen ſind.[42] Große Meſſer, die wohl als Hiebmeſſer anzuſprechen ſind (jedoch in anderer Ausgeſtaltung als in der erſten Hälfte der La Tènezeit), treten jetzt wieder hervor, und gleichzeitig mit ihnen in der norddeutſch-ſkandinaviſchen Gruppe einſchneidige hiebmeſſerartige Schwerter. Über die Lanzen iſt nicht viel zu ſagen, man wird ſie kaum von etwas älteren trennen können; auffallend iſt ein gewiſſer Reichthum an beſonders großen Stücken. Die Funde von Aleſia ergaben eine große Anzahl ziemlich abweichender Typen (meiſt mit ſchmalem Blatt), doch bilden dieſe Erſcheinungen nur mehr eine Ausnahme.[43] Pfeilſpitzen (in Blattform etc.) ſind jetzt nicht gerade ſelten, allerdings fehlen ſie in den Gräbern ganz; immerhin iſt ihr Auftreten bemerkenswerth, denn faſt im ganzen I. Jahrtauſend v. Chr. waren in der Zone nordwärts der Alpen, ſpeciell in Süddeutſchland und weiter weſtwärts, mit wenigen Ausnahmen Pfeilſpitzen, ſolche aus Eiſen wie aus Bronze, unbekannt. An Schildbuckeln kommen jetzt auch runde, mit kugeliger Wölbung oder in einen Stachel ausgehend, vor; die einfachen bandförmigen Buckel halten ſich noch, öfter nehmen ihre „Flügel“ andere Formen an. Die Helme der Spät-La Tèneſtufe, die allerdings nordwärts der Alpen faſt ganz ausſetzen, ſchließen ſich entweder römiſchen Typen an oder copiren in einzelnen lokalen Werkſtätten auch weſentlich ältere etruskiſche und italiſche Vorbilder.[44] Scheinbar unvermittelt treten in den Funden nördlich der Alpen Pferdegeſchirrtheile aus Bronze und Eiſen (Trenſen, mitunter ſehr ſchön ausgeſtattet, große Zierſcheiben, Kummetbeſchläge, Zügelringe) und vereinzelt auch Wagenreſte auf, allerdings in Gräbern nur ſelten.[45] Dieſe Wagentheile werden wahrſcheinlich, ſoweit das Material der ſüddeutſchen Zone in Betracht kommt, wieder Streitwagen angehören; prächtige vierräderige Wagen mit reichem Metallſchmuck, die in einem jütländiſchen Torfmoor zum Vorſchein kamen,[46] ſind hingegen anders zu deuten. Schließlich haben wir in dieſem Zuſammenhange auch das erſtmalige Erſcheinen der Sporen zu erwähnen.

Da wir aus dieſer Stufe auch große, überaus ergiebige Anſiedelungsſtätten kennen, iſt natürlich an Werkzeugen, Ackergeräthen, Hausgeräthen u. ſ. w. kein Mangel. Bibracte, La Tène, der kleine Gleichberg, der Hradiſcht von Stradonitz und die Wohnſtätten bei Munkács[47] wären hier als weſentlichſte Fundſtätten zu nennen, aus ſüdlichen Zonen bringt die Gurina in Krain noch wichtige Bereicherungen bei. Meſſer, Beile, Hohlcelte, Meißel, Hohlſchaber, Ahlen, Schmelztiegel, Zangen, Sicheln, Senſen, harkenartige Haken, Schlüſſel, Schüreiſen und Keſſelhalter ſeien hier aus der reichen Fülle des Vorhandenen hervorgehoben. Daß auch Feuerböcke, die in Bibracte wenigſtens aus Thon ſich vorfinden, und Vorläufer der vielen Garten- und Ackerbaugeräthe römiſcher Funde ſich in dieſem letzten Abſchnitt der La Tènezeit noch einſtellen werden, unterliegt keinem Zweifel.

Das Geſchirr aus Thon iſt äußerſt mannigfach; eine ſehr feine Waare wechſelt mit minder feinerer und ſehr grober in buntem Gemiſch in unſeren Funden ab. Sehr häufig ſind Metallformen, weiter auch Glasformen in Thon wiedergegeben. Äußerſt wichtig iſt hier die bemalte Keramik, die wir aus

Central- und Nordfrankreich (u. a. von Bibracte), aus der Nordſchweiz, vom Rhein, vom Hradiſcht bei Stradonitʒ, von der Lahn bei Hallſtatt, aus den Teſſiner Nekropolen und aus Bosnien kennen. Sicher geht dieſe bemalte Waare auf fremde Anregungen zurück, wenn vielleicht auch auf ſolche, die in etwas ältere Zeiten reichen; ihre Ornamentik iſt überwiegend geometriſch, aber es fehlt nicht an umſtiliſirtem Pflanzenornament. Bei dem Bronzegeſchirr dieſer Stufe handelt es ſich vielfach um barbariſche Fabrikate; die größte Verbreitung (ſüdalpine, ſüd-, mittel- und norddeutſche Zone) haben Eimer (geſchweifte Situlae) mit einem beweglichen Henkel, deſſen Attachen helleniſtiſche Einflüſſe bekunden. Eingeführtes helleniſtiſches Bronze- (und wohl auch Edelmetall-) geſchirr iſt nicht gerade ſelten geweſen, nördlich der Alpen fanden ſich einige Male ganze Gefäße oder Theile der Wandungen ſolcher, ſehr viel häufiger noch ſind aber einzeln gehobene Henkel (von napfförmigen Bechern u. ſ. w.), die auch von barbariſchen Toreuten nach- und umgebildet werden. An einzelnen Punkten ſüdwärts der Alpenlinie herrſcht, wie begreiflich, ſogar ein großer Reichthum an helleniſtiſchem Bronzegeſchirr, unter dem dann große Pfannen und Kannen überwiegen.[48] Weiter fehlt es nicht an verzierten Bronzeblechbeſchlägen und Bronzehenkeln von großen und kleinen Holzgefäßen (faſt ſtets von Cylinderform).

Sehr reichhaltig ſind auch wieder die Schmuckſachen. Unter den Fibeln erſcheinen außer den typiſchen „Spät-La Tènefibeln“ („Nauheimer Gattung“) in Menge Pſeudo-Mittel-La Tèneformen, und im Alpengebiete treten dazu noch Wiederholungen ſehr viel älterer Schemata der Hallſtatt- und ältere Hälfte der La Tènezeit. Der Gürtelſchmuck zeitigt wieder eine Reihe characteriſtiſcher Typen, ſo die großen, durchbrochenen (dreieckigen) Gürtelhaken aus Bronze (für lange Metallgürtel), ganz lange dicke, eiſerne oder bronzene Spangen,[49] oft mit Emailknöpfen beſetʒt (die die Kunſtinduſtrie der Spät-La Tènezeit auf allen möglichen Gegenſtänden, auf Helmen, Wagentheilen, Pferdegeſchirrtheilen, Gürtelſchmuck u. ſ. w. anbringt), Bronzeringe mit unmittelbar oder auf beſonderem Vorſprung aufſitʒendem Knopf, ſchließlich einfache Eiſenkrappen; im Alpengebiet treten weiter Reminiscenzen der großen altitaliſchen Gürtelbleche auf, deren Form ſehr abgeſchwächt und umgeſtaltet oder noch mit anderen Details combinirt in Eiſen in Norddeutſchland wiederkehrt. Es dürften auch in dieſer Stufe große Gürtelketten nicht fehlen, wenigſtens wird man aus ſtiliſtiſchen Gründen einige Stücke erſt in dieſe Zeit ſetʒen müſſen. Hals-, Arm- (und Finger-) Schmuck ſpielt eine nicht ſo bedeutende Rolle wie in den vorangehenden Stufen, prägnante Spät-La Tèneformen kennen wir beinahe überhaupt nicht. Am häufigſten iſt noch Armſchmuck, es laſſen ſich einfache Eiſen- wie auch Hohlringe aus Bronze beobachten, weiter auch dünne, runde Glasarmringe (blau u. ſ. w.), daneben fehlt es nicht an bandförmigen (breiten) Glasarmbändern. Äußerſt typiſch hingegen ſind für dieſe Stufe Ringperlen aus ein- und mehrfarbigem Glaſe, die oft bedeutende Größe annehmen können und gelegentlich auch in Thon und Stein imitirt werden.[50]

Häufiger als in vorangehenden Stufen ſind jetʒt auch wieder Toilettegeräthe und Verwandtes. Die mit Ringchen beſetʒten röhrenförmigen Nadelbüchſen erſcheinen an ſehr verſchiedenen Punkten.[51] Eine neue Form, die ſich für die Zone nordwärts der Alpen ganz vereinzelt ſchon in der Mittel-La Tèneſtufe, im Süden jedoch noch viel früher nachweiſen läßt, iſt die große Eiſenſcheere, die oft in ihrer einfachen Ausgeſtaltung von den Scheeren merovingiſcher Gräber nicht zu trennen iſt; die daneben vorkommenden Zängchen und Raſirmeſſer, letʒtere ſtets aus Eiſen, gehören ſchon in älteren Abſchnitten der Vorzeit nicht ſelten zur typiſchen Gräberausſtattung. Neu hingegen ſind Spiegel, die die Weſthälfte der Barbarenländer Europas bisher ſo gut wie gar nicht kannte.

Überaus reich entfaltet iſt jetʒt die Münzprägekunſt bei den keltiſchen Völkern, natürlich unter dem Einfluß der klaſſiſchen Welt. Die Prähiſtorie wird ſich in Zukunft noch mehr mit den überaus intereſſanten keltiſchen Prägungen zu beſchäftigen haben, denn die Münzen bieten eine nicht unweſentliche Ergänzung für die Spät-La Tènematerialien dar, wie ſie ja oftmals auch Theile unſerer Funde ſelbſt bilden.[52] Beinahe jeder größere Anſiedelungsplatʒ dieſer Stufe ergab keltiſche Münzen, in den Gräbern finden ſie ſich, jedenfalls im Vergleich zur Kaiſerzeit, allerdings ſelten. Das Vorkommen der Münzen beſchränkt ſich jedoch nicht auf keltiſche Gebiete; ſo wie die nordwärts der Keltenzone ſitʒenden Germanen vollſtändig durch den La Tènekreis beeinflußt wurden und maſſenhaft Erzeugniſſe keltiſcher Werkſtätten verwendeten, drangen auch keltiſche Münzen zu den Ger-

manen. Der Münzfund von Mardorf bei Marburg ſtammt ja von germaniſchem Boden, keltiſche Münzen fanden ſich auch an der Lippe in Haltern, allerdings in einer römiſchen Station der früheſten Kaiſerzeit, weiter auf nordthüringiſch-ſächſiſchem Gebiet (z. B. bei Gödnitz a. Elbe und Gräfendorf unweit Arnſtadt, um andere Funde nicht erſt zu erwähnen).

Die der Stempelſchneidekunſt verwandte Technik der Steinſchneidearbeit ſcheint bei den keltiſchen Barbaren nicht geübt worden zu ſein. Das, was ſich nordwärts der Alpen in Gräbern wie auch in Anſiedelungsſchichten (z. B. am Hradiſcht von Stradonitz) an geſchnittenen Steinen (und Glaspaſten) vorfindet, iſt wohl ſammt und ſonders eingeführt, auch die Gräber am Südrande der Alpenzone (vor allem Ornavaſſo) bieten nur Arbeiten klaſſiſchen Urſprungs.

Über eine Reihe anderer Details im Spät-La Tènekreiſe werden wir weiter unten noch ausführlich zu ſprechen haben. Hier ſei im allgemeinen nur bemerkt, daß, wie ja ſelbſtverſtändlich, in dieſer Stufe helleniſtiſche Einflüſſe nachzuweiſen ſind, ferner aber auch ein ganz unerhörtes Zurückgreifen auf ſehr viel ältere klaſſiſche (und auch barbariſche) Elemente ſich beobachten läßt.

Das Verbreitungsgebiet der Spät-La Tènegruppe reicht nach Süden nur bis Oberitalien und Illyrien. Eine Abgrenzung gegen den oſteuropäiſchen Kreis iſt nicht ſcharf zu ziehen, das Vorkommen von echten La Tèneformen jenſeits der weſtlichen Theile Oſteuropas iſt durchaus nicht geſichert, wenn es auch für gewöhnlich angenommen wird; jedenfalls dürfen wir den ganzen Weſtrand Oſteuropas unbedingt noch zum Spät-La Tènekreiſe rechnen. Im Weſten dieſes ungeheuren Verbreitungsgebietes kennen wir Funde aus allen von keltiſchen Völkern bewohnten Ländern.

Aus der Zone nordwärts der Alpen liegen großartige Funde dieſer Stufe aus Anſiedelungen und Feſtungsanlagen (die ſich nicht gerade ſelten auch durch ſteinerne Fundamente von Häuſern auszeichnen) vor, ich brauche hier nur Aleſia, Bibracte, La Tène,[53] den kleinen Gleichberg, den Hradiſcht bei Stradonitz, die Lahn bei Hallſtatt und endlich den Gallishegy und die Lovácska bei Munkács zu nennen. Am Südrande des deutſchen Mittelgebirges treten dank der Unterſuchung einer Reihe großartiger Ringwallſyſteme immer deutlicher die Anzeichen dafür zu Tage, daß hier in gewiſſer Anzahl fortifikatoriſche Anlagen vorhanden ſind, welche zeitlich ungefähr mit dem kleinen Gleichberg zuſammengehen. Eine erfreuliche Ausbeute ergaben die Unterſuchungen an der Milſeburg in der Rhön, freilich können ſich die Funde von hier wie von anderen analogen Punkten nicht mit den Gleichbergmaterialien meſſen. Aber all das, was der Boden Süddeutſchlands bisher geſpendet hat, übertrifft der Reichthum des Hradiſcht von Stradonitz,[54] er vermag alles, was an Spät-La Tènealterthümern ſonſt nördlich der Alpen gehoben wurde, überhaupt in den Schatten zu ſtellen. In irgendwelchem Zuſammenhange mit einer großen keltiſchen Wallanlage ſteht wohl auch ein bisher faſt unbeachteter Fund aus dem Donaugebiet, der der Gegend von Ingolſtadt, wie es ſcheint dem Orte Manching, entſtammt. Er umfaßt Schmuckſachen, wie Ringe, Fibeln, Ringperlen, weiter Gefäßtheile, Pferdegeſchirr (darunter prächtige Zügelringe) und vielleicht auch Wagentheile, über ſeine Fundumſtände iſt jedoch leider nichts bekannt; hoffentlich gelingt es uns, über dieſe werthvollen Materialien noch Beſtimmtes zu erfahren und damit zugleich auch das Räthſel des Ringwalles von Manching zu löſen. An der Donau wie auch auf der voralpinen Hochfläche ſelbſt beginnen allmählich ſich die Anzeichen für Siedelungen der Spät-La Tèneſtufe zu mehren,[55] nicht ſelten traf man auch characteriſtiſche Spät-La Tènereſte unter den Funden römiſcher Schichten an.

Die Spät-La Tènegräber dieſer Zone bieten bei weitem nicht die reiche Fülle von Erſcheinungen, wie die eben genannte Fundgruppe. Ganz zu Unrecht hat man früher die Ausbeute der ubiſchen Brandgräber von Nauheim in der Wetterau in ihrer Bedeutung ſtark überſchätzt; allerdings ſind die Funde dieſes Grabfeldes ganz ſtattliche, weil hier eben eine große Zahl intacter Gräber geöffnet werden konnte, aber für die eingehende Analyſe dieſer Stufe, namentlich nach der kunſthiſtoriſchen Seite hin, bieten ſie doch recht wenig. Ungleich reichhaltiger dürften die rheinheſſiſchen Nekropolen ſein, welche leider bisher zumeiſt nur ganz mangelhaft unterſucht wurden, oder, wenn wirklich durch ſyſtematiſche Grabungen angeſchnitten, in den Muſeen nicht nach den einzelnen Gräberinventaren zu überblicken ſind. Gegenüber der Mittel-La Tèneſtufe überwiegt nunmehr der Leichenbrand in der Zone nordwärts der Alpen, Brandgräber finden ſich (ganz abgeſehen von Britannien) in Nord-

frankreich und in großer Menge am Rhein und unteren Main.[56] Aus Mangel an Gräbern können wir für das mittlere und obere Maingebiet sowie das obere Donaugebiet von der Bestattungsart noch kein klares Bild gewinnen; was an Gräbern dieser Stufe vorläufig hier nachweisbar ist, deutet eher auf brandlose Beisetzungen hin. An der mittleren Donau scheinen wieder Brandgräber die Norm zu sein, auf den Gebieten der Bojer, welche noch vor der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts ihre Sitze nordwärts der Donau räumen mußten, läßt sich die Beisetzungsart noch nicht erkennen.[57] Wie wir den auf dem größten Theil der Zone nordwärts der Alpen zu constatirenden Übergang von der brandlosen Bestattung zur Leichenverbrennung zu deuten haben, wissen wir noch nicht, ob er ausschließlich mit dem Vorrücken der Germanen, bei denen Leichenbrand ja Brauch war, zusammenhängt, ob er auf Einflüsse des Mittelmeerkreises zurückzuführen ist, ob man die Gründe dafür bei den Kelten selbst zu suchen hat, entzieht sich vorläufig noch unserer Beurtheilung.

Der Habitus der Spät-La Tènefunde Norddeutschlands[58] und Skandinaviens ist von dem der süddeutschen Materialien ein in vielen Details abweichender. Ein Theil der süddeutschen Formen erscheint wieder im Norden als Importwaare oder stellenweise als lokale Imitation dieser; zumeist handelt es sich um Schmucksachen, wie Fibeln, Gürtelhaken, Metallgefäße, weiter aber auch um Waffen. Daneben führt der Norden auch Typen, die, obschon aus dem Süden herzuleiten (vielfach jedoch von sehr viel älteren Elementen), im Norden in dieser Stufe eine besondere Ausbildung erfuhren, ich verweise hier nur auf die einschneidigen Schwerter, die Nadeln, die Hallstattschemata wiederholen, Gürtelhaken aus Eisen und singuläre Fibeltypen (z. B. die „pommerschen" Fibeln). In der Keramik kommen schöne schwarze Geschirre von unzweifelhaftem Metallcharacter vor, welche in der Folgezeit noch eine besondere Ausbildung erfahren (als Mäanderurnen), neben diesen, die oft die einzige Gefäßgattung ganzer Urnenfelder bilden, erscheinen auch rohere Geschirre, wie solche auch in den Gräbern der süddeutschen Zone neben vorzüglichen keramischen Erzeugnissen nicht fehlen. Der Norden darf jedoch, wenn er auch der süddeutschen Zone als ein geschlossener großer Formenkreis gegenübertreten kann, durchaus nicht als eine ganze homogene Gruppe gelten, er zerfällt, wie selbstverständlich, in mehrere größere Kreise. Als einen solchen fasse ich die Westhälfte des mitteldeutschen Gebietes (nordwärts vom deutschen Mittelgebirge) mit Einschluß der auch dem Harz vorgelagerten Theile Hannovers und der Altmark, ostwärts bis Sachsen reichend, auf; eine Leitform bilden hier die schwarzen Thonsitulae. Dem entspricht weiter östlich ein anderer Kreis, der seinerseits eine große Verwandtschaft sowohl mit der westlichen wie auch mit der ihr an der unteren Oder und Weichsel vorgelagerten Gruppe verräth, jedoch auch wieder seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit bekundet; der wichtigste Fund ist hier der von Zeippern in Schlesien.[59] Die eigentlichen Ostseegebiete der norddeutschen Zone gehören mit den Funden vom skandinavischen Boden zu einer neuen größeren Gruppe zusammen, wie sich das ja so oft in vorgeschichtlichen Zeiten constatiren läßt. Verhältnißmäßig häufig ist hier das Auftreten sehr viel älterer Formen, oft finden sich diese Dinge auch wieder mit La Tènedetails combinirt, weiter fehlt es auch nicht an eigenthümlichen Arbeiten selbst, ich denke hier z. B. an die emailverzierten La Tènefibeln.[60] Aber sehr viel ist auch hier wieder aus dem Süden importirt, so unter anderem auch die Wagen von Deibjerg.

Noch nicht klar zu überblicken ist die Stellung der britischen Inseln während der Spät-La Tènestufe (ja für die ganze La Tènezeit überhaupt); vielfach sind in vorgeschichtlichen Zeiten die britischen Inseln mehr der norddeutsch-skandinavischen Zone, als etwa südlicher gelegenen Gebieten anzureihen, aber Materialien wie die von Aylesford beweisen, daß wenigstens die Südhälfte Großbritanniens im Character seiner Spät-La Tènefunde sich der Zone nordwärts der Alpen anschließt.[61] Dafür spricht ja allein schon auch der Umstand, daß die Briten Münzen schlugen, was im germanischen Norden für diese Zeiten ganz und gar nicht der Fall war.

Großartige Funde dieser Stufe, und dazu mit einer Fülle von überraschenden, ganz ungewöhnlichen Erscheinungen liegen aus der Südhälfte der Alpenzone vor. Wir kennen hier sehr gräberreiche Nekropolen und weiter eigenartige, überaus ergiebige Fundschichten (die, in älteren Zeiten beginnend, bis zur Kaiserzeit andauern), welche wohl mit Heiligthümern wie Olympia, Dodona, Lusoi u. s. w. zu vergleichen sind.[62] Was aber bei diesen Fundstätten, vornehmlich in den zumeist grabweise zu über-

blickenden Nekropolen, vor allem auffällt, iſt das Nebeneinander von ſcheinbar ſehr alten und ſehr ſpäten, der Zeit um den Beginn unſerer Zeitrechnung angehörenden Dingen. So z. B. zeigen die Nekropolen des Teſſin[63] Anklänge an altitaliſche Arbeiten, Repliken klaſſiſcher Fabrikate archaiſch-griechiſcher und jüngerer Zeiten, ja ſelbſt ein altphönikiſches Detail fehlt nicht, und unter den bodenſtändigen Elementen laſſen ſich ſolche ſcheinbar der Bronze-, der älteren und jüngeren Hallſtattzeit wie der älteren La Tèneabſchnitte nachweiſen. Und das alles in einem einheitlichen Zuſammenhang, der eine chronologiſche Auftheilung, wenigſtens ein Abtrennen einzelner Fundgruppen für eine Reihe von Zeitſtufen, ganz unmöglich macht und bei eingehendem Studium der Gräberinventare immer nur wieder erkennen läßt, daß bald dieſes, bald jenes ſcheinbar ſehr viel ältere Detail thatſächlich erſt ganz ſpät auftritt. Wirklich alte datirende Stücke fehlen hier bisher gänzlich, was an datirenden Einzelheiten vorhanden iſt, fällt erſt der Spätzeit zu; ohne weiteres ſcheinbar alte Typen, die oftmals Anklänge an mehrere verſchiedenalterige Elemente in ſich vereinen, hier als chronologiſche Baſis aufzufaſſen, muß natürlich zu ganz falſchen Anſätzen führen.

Dieſe eigenartige Erſcheinung wiederholt ſich nun in der ganzen Zone am Nordrande der Mittelmeerländer. Aus den Pyrenäen kennen wir ſehr ſchöne Grabfunde (Tumuli mit Leichenbrand von Avezac-Prat, Dep. Hautes-Pyrénées), deren Gefäße jungbronzezeitliche, deren Metallbeigaben Hallſtatt- und La Tèneanklänge zeigen, jedoch wieder in einer ſo ſpäten Umbildung, die mit den Formen aus dem Teſſin u. ſ. w. parallel geht.[64] Eine Reihe von Funden aus den Weſtalpen deutet das Gleiche an,[65] in der Südſchweiz findet ſich Analoges im Wallis und im Miſox, jede Nekropole hat hier (wie überall in der Alpenzone) außer den gemeinſamen Typen auch noch lokale Formen. Aber auch Südtirol verſagt nicht mit vollkommen gleichen Dingen. Das Nämliche gilt vom Küſtenlande, woſelbſt ja die ſo reich ausgeſtatteten Gräber von Idria bei Bača,[66] die ja ſelbſt noch bis in die erſte Kaiſerzeit reichen, uns eine Fülle verſchiedenartiger alter Reminiscenzen (vornehmlich der alten Hallſtattzeit wie der Certoſazeit) darbieten. Auch Krain fällt zum Theil in dieſen Kreis. Noch etwas weiter nach Oſten finden wir nur immer wieder dieſelbe Erſcheinung, ſo in den Nekropolen auf kroatiſchem und bosniſchem Boden. Reich ausgeſtattete Gräber zeigen hier z. B. neben älterrömiſchen Fibeln Spät-, Mittel- und Früh-La Tèneſchemata und auch eine Modifikation einer recht alten Fibelgattung. Man wird doch hier nicht annehmen wollen, daß die Gräber, in welchen zufällig deutlich ſprechende römiſche Typen verſagen, die im übrigen aber jene Pſeudo-La Tène- und Pſeudo-Hallſtattfibeln führen, nun weſentlich älter ſein müßten. Das ganze illyriſche Gebiet dürfte für die Zeit kurz vor und nach dem Beginn unſerer Zeitrechnung ſich dem anſchließen, was in Nordbosnien ſchon die eine Nekropole von Jezerine ſo wunderbar deutlich lehrt.[67]

Verwandten Character haben endlich noch die Funde vom dakiſchen Gebiet. Es fehlt hier nicht an Gräbern, welche zeitlich den ſüdalpinen Nekropolen von Ornavaſſo oder Giubiasco entſprechen dürften, ich nenne hier nur die Funde von Kaſtenholz (Hermannſtädter Muſeum) und Cſáklya (Muſeum Nagy-Enyed).[68] Ungleich wichtiger ſind jedoch die „dakiſchen" Silberſchätze,[69] welche den beiden Jahrhunderten vor der Unterwerfung Dakiens durch Trajan angehören und theils noch der Spät-La Tèneſtufe, theils der erſten Kaiſerzeit zufallen. Sie umfaſſen Schmuckſachen in reicher Fülle, Fibeln, meiſt vom Mittel-La Tèneſchema, daneben auch Abarten älterrömiſcher Formen, Hängeſchmuck, geflochtene Halsringe, Armringe, breite Armbänder, Armſpiralen mit eigenthümlichen Thierkopfenden, Ketten u. ſ. w., und nicht ſelten auch Münzen. Die üblichen Spät-La Tènearbeiten, wie ſie uns ſtellenweiſe am Südrande der Alpen und vornehmlich in der ſüddeutſchen Gruppe entgegentreten, ſetzen hier im Oſten beinahe gänzlich aus, was uns geſtattet, für dieſe Stufe den dakiſchen Kreis eher noch den öſtlichen Ausläufern der Alpenzone zuzuweiſen.

Die hier in Kürze angedeuteten Erſcheinungen des ſtarken Nachlebens alter Elemente dürfen uns nicht weiter verwundern, denn das iſt ja eben die Eigenart der Alpenzone, die ſich zu verſchiedenen Zeiten überaus ſtark geltend macht. Bereits vor faſt einem Jahrzehnt wurde auf den Conſervatismus hingewieſen, der die Funde der Alpengebiete im Gegenſatz zu denen der Mittelmeerländer und der Zone nordwärts der Alpen auszeichnet, die Worte F. v. Wieſer's,[70] der ſich ſicherlich auf eingehendes Fundmaterial ſtützen konnte und den wir danach als Begründer einer wiſſenſchaftlichen

Methodik der Prähiſtorie der Alpenzone bezeichnen müſſen, verhallten jedoch ungehört, wie das ſo immer leider in unſerer Wiſſenſchaft der Fall zu ſein pflegt. Trotzdem, das wird man zugeben, bieten auch neue Funde nur immer das gleiche eigenthümliche Bild. Das Nachleben und Wiederaufleben ſehr viel älterer Dinge, das ſo oft im prähiſtoriſchen Europa zu beobachten iſt, wiederholt ſich beſonders in der ganzen Alpenzone häufig, ähnlich wie auch wieder in den Oſtſeegebieten. Wenn aber am Ende der La Tènezeit am Südrande der Alpen ein Rückgreifen nicht nur auf ältere einheimiſche, „prähiſtoriſche" Typen, ſondern ganz überraſchender Weiſe auch auf verſchiedenalterige „klaſſiſche", zumeiſt altgriechiſche Details ſtattfindet, ſo mag das dazu auch noch andere Gründe haben. Es iſt uns ja aus dem Alterthum überliefert, daß ein Theil der delphiſchen Beute der Kelten, ungeheuer viel Edelmetall, bei den Tectoſagen im Heiligthum des keltiſchen Apollo zu Toloſa aufbewahrt wurde. Die Kelten haben zweifellos von griechiſchem (und wohl vorher auch italiſchem) Boden nicht nur Schätze von wirklichem Metallwerth, ſondern auch Arbeiten der Kunſtinduſtrie in großer Maſſe fortgeſchleppt, ſo daß ein Theil dieſer Beute auch in die keltiſche Heimath wandern und hier auch wieder in die einheimiſchen Heiligthümer gelangen konnte, auch wenn die neuere Geſchichtsforſchung, vielleicht mit vollem Recht, die Angabe der Alten verwirft, daß jene ungeheure Fülle von Gold und Silber im Toloſaner Tempel gerade aus Delphi ſtamme.[71] Die keltiſchen Handwerker am Südrande der Alpen müſſen doch altgriechiſche und andere alterthümliche Arbeiten vor Augen gehabt haben, wie hätten ſie ſonſt z. B. Schnabelkannen des V. Jahrhunderts imitiren und deren Hals mit alten Muſtern, unter denen ſogar die phönikiſche Palmette nicht fehlt, dekoriren können, und es iſt leicht zu begreifen, daß ſie die klaſſiſchen Vorwürfe zu ihren wilden Combinationen und Nachahmungen nicht ſeit vielen Jahrhunderten als friedlich eingetauſchte Handelswaare in ihren Tempeln oder im Familienbeſitz hatten, ſondern daß dieſe eigenthümliche Renaiſſance auf barbariſchem Boden mehr auf einen plötzlich in dieſe Gebiete ſich ergießenden Strom hochalterthümlicher Arbeiten der Mittelmeerländer zurückgeht. Jedenfalls haben wir hier eine intereſſante, zweifellos für die Prähiſtorie ungemein wichtige Erſcheinung vor uns, auch wenn wir für ſie heute noch nicht eine in jeder Richtung befriedigende Erklärung bieten können. Aber die hier mitgetheilte Thatſache lehrt, daß wir (ſo wie am Ende der La Tèneſtufe auf dieſem ſüdalpinen Gebiete) in vorgeſchichtlichen Zeiten ganz allgemein mit Complikationen zu rechnen haben und in der prähiſtoriſchen Wiſſenſchaft vor allem ein Studium, eine Analyſe der Altſachen auf kunſthiſtoriſcher Baſis unumgänglich nöthig iſt.

Das Zeitalter des Auguſtus, das Ausbreiten römiſcher Macht an der oberen und mittleren Donau ſowie am Rhein, das ſchon durch Caesar vorbereitet worden war, veränderte in den einzelnen Gebieten des La Tènekreiſes in mehr oder minder ſchroffem Wechſel das Bild, welches wir den Bodenfunden entnehmen können, vollſtändig. Die alten fremden und einheimiſchen Formen werden durch eine Fülle neuer zumeiſt ganz verdrängt, der Habitus der erſten Kaiſerzeit iſt, namentlich wieder in der Zone nordwärts der Alpen, ein ganz anderer als der der Spät-La Tèneſtufe, auch wenn ſich unter der neuen Schicht vielfach ältere Elemente geltend machen. Wir haben jedoch hier abzubrechen und müſſen auf eine Darſtellung des Nachlebens der La Tène-Erſcheinungen, ein ſehr verlockendes Thema, für das einzelne lokale Gruppen bereits recht intereſſante Belege geliefert haben,[72] verzichten.

❧

In der Geſchichte der bildenden Kunſt und des Kunſthandwerkes im vorgeſchichtlichen Europa bedeuten die Alterthümer des La Tènekreiſes vielleicht den wichtigſten Abſchnitt, der für die prähiſtoriſche Wiſſenſchaft deshalb ſo werthvoll iſt, weil ſich in ihm die wirkſamen fremden Elemente und ihr Urſprung verhältnißmäßig leicht darlegen laſſen. Leider fehlt es jedoch an Vorarbeiten für das Studium der prähiſtoriſchen Kunſt während der zweiten Hälfte des letzten vorchriſtlichen Jahrtauſends beinahe gänzlich, da die Prähiſtoriker, denen die Syſtematik der Steinbeile oder die Claſſifikation alter Töpfe oft wichtiger iſt als das lebendige Erfaſſen vorgeſchichtlicher Kulturerſcheinungen und ihres Zuſammenhanges mit den gleichzeitigen Denkmälern ſüdlicher Kultur-

centren, die La Tènezeit zumeiſt mit einer gewiſſen Scheu übergingen. Und doch bietet das einſchlägige Material des La Tènekreiſes in Fülle Details, welche für das Verſtändniß der prähiſtoriſchen Alterthümer Europas überhaupt von allergrößtem Werthe ſind, Dinge, welche ſich mühelos erkennen laſſen, da ja die Beziehungen der La Tènegruppe zur griechiſchen Welt ſo deutlich zu Tage treten.

Die folgenden kurzen Beiträge zur Geſchichte der bildenden Kunſt und Kunſtinduſtrie im prähiſtoriſchen Europa wollen für die La Tènezeit weder das Material völlig erſchöpfend behandeln noch ein ganz abſchließendes Urtheil über dieſe Gruppe abgeben. Für beides iſt im Augenblick, wo in einzelnen Gebieten in ungeahnter Fülle neue Funde aufzutauchen beginnen, der Zeitpunkt noch nicht gekommen. Neue Entdeckungen können beſtehende Lücken ſicherlich noch in einem anderen Sinne ausfüllen, als wir vermuthen, und in Einzelheiten unſere Anſchauungen, die wir auf Grund eines ſpärlichen Materiales erlangen mußten, mit einem Schlage umwerfen. Ein Verſuch auf dieſem Gebiet, das eine Behandlung in einem umfangreichen Werke verdiente, eine kurze Orientirung über das vorhandene Material, wird trotzdem nicht überflüſſig ſein. Wir werden hier die einſchlägigen Denkmäler in ihrer chronologiſchen Folge, nach den einzelnen Stufen der La Tènezeit geſondert, zu betrachten haben, der einzige unſeres Erachtens erlaubte Weg, den nicht ſtreng berückſichtigt zu haben ein ſchwerer Fehler eines vor einem halben Jahrzehnt erſchienenen, groß angelegten Werkes geweſen iſt.

Als Ausgangspunkt für die Beſprechung des Kunſthandwerks der erſten La Tèneſtufe wählen wir hier eine hervorragende, bisher noch nicht veröffentlichte Arbeit barbariſchen Urſprunges der Zeit um oder nach 500 v. Chr. Das auf Tafel VI als Figur 1 abgebildete Stück iſt der Henkel der leider zerbrochenen Bronzeſchnabelkanne aus einem Grabhügel der Borſcher Aue bei Geiſa (Rhöngebiet) in Sachſen-Weimar. Die vor mehr als einem Menſchenalter aufgefundene hohlgegoſſene Bronze, die von dem klaſſiſchen Archäologen ſofort richtig gekennzeichnet wurde, während ſie von dem Phantaſten Klopfleiſch ebenſo vollkommen falſch beurtheilt werden mußte, lehrt ſo deutlich, wie der barbariſche Norden mit dem klaſſiſchen Süden in Verbindung ſtand und die von den Kulturcentren des Südens ausgehenden Anregungen in einer beſtimmten Weiſe verwerthete.

Das Vorbild für den barbariſchen Toreuten war in dieſem Falle eine altgriechiſche Kanne mit einem Henkel in Geſtalt eines Löwen, eine ja zur Genüge bekannte altgriechiſche Kunſtform. Aber der keltiſche Künſtler copirte hier die archaiſch-griechiſche Vorlage nicht mehr oder minder correct oder unbeholfen, vielmehr folgte ſeine Arbeit beſtimmten, ſtets bei unſeren barbariſchen Wiederholungen klaſſiſcher Vorbilder zu beobachtenden Principien der Verballhornung. Weſentliche Details der fremden Vorlage werden mißverſtanden und vielfach unterdrückt, Complementärmotive, nebenſächliche Dinge hingegen nicht ſelten zur Hauptſache gemacht, ſo entwickelt ſich ein von der klaſſiſchen Vorlage erheblich abweichender barbariſcher Stil; derartiges gilt bereits für die jüngere Steinzeit, wofür ja die (gerade ſo, wie es an den viel jüngeren nordiſchen Hängebecken der Fall iſt) zu Wellenbändern u. dergl. verballhornten Spiralmotive ſprechen, und läßt ſich noch bis in die frühgeſchichtlichen Abſchnitte verfolgen. Bei unſerem Henkel zeigen die beiden die Öffnung der Kanne umſpannenden Ausläufer des oberen Henkelanſatzes an den Enden nicht die üblichen Thierprotomen (oder Thierfiguren), ſondern barbariſche Fratzen (mit langen Thierohren) in der ſich ſo häufig wiederholenden Stiliſirung (mit überaus ſtark vorſpringenden Backenknochen u. ſ. w.), der Schnurrbart des Löwenkopfes iſt übertrieben betont, die Vorderfüße des Thieres ſchrumpfen zu dünnen Strängen zuſammen, die Hinterbeine vereinigen ſich zu einem einzigen Stück, die Klauen erſcheinen floſſenartig gebildet, die Fußgelenke werden durch Voluten umſchrieben, ebenſo die Muskelandeutungen der Extremitäten durch Spiralen, ſtatt der das Fell angebenden Gravirung finden ſich geometriſche Muſter vor, die Mähne iſt auf den Rücken verſchoben, einige Blättchen an der Schwanzwurzel deuten die Behaarung des Rückens an. So kam dieſe Geſtalt zu Stande, deren Deutung als Maus Klopfleiſch zu allerhand tiefen Ausblicken Gelegenheit gab.

Das, was uns dieſer Henkel lehrt, gilt auch von einer größeren Reihe von La Tènearbeiten des V. vorchriſtlichen Jahrhunderts. Die keltiſchen Werkſtätten imitirten Erzeugniſſe griechiſchen Kunſt-

Fig. 1. ¹/₃ d. Gr. — Eisenscheibe mit Bronzeblechverkleidung von Horschowitz.

Fig. 2. ca. ³/₅ d. Gr. — Bronzefibel von Jungfernteinitz.

Fig. 3 u. 4. ²/₃ d. Gr. — Bronzefibeln von Kyschitz und Cheinow.

gewerbes, wie die Schnabelkannen von Geiſa und aus dem Aſpergle beweiſen, ferner verwertheten ſie Motive, die ihnen auf griechiſchen Arbeiten entgegentraten, Figuren, figürliche Details, Pflanzenornamente u. ſ. w., zur Ausſchmückung von Gegenſtänden ihres eigenen Formenkreiſes, ſei es in plaſtiſcher Ausführung oder als Reliefſchmuck oder in Zeichnung. Ein Blick auf die mannigfachen Kunſtwerke der keltiſchen Toreuten, von denen wir hier einige Stücke oder Details ſolcher noch in Abbildung vorlegen (Fig. 1—6, Taf. VI, Fig. 2),[73] läßt uns immer wieder erkennen, daß hier nur archaiſch-griechiſche Elemente vorbildlich waren, wie ſie auch die in unſeren Funden gehobenen, zumeiſt noch dem VI. Jahrhundert angehörenden griechiſchen Importwaaren ja in reicher Fülle boten. Das hat Furtwängler bereits im Jahre 1887 betont.

Einmal ſehen wir ganze Figuren verwendet. Auf den augenblicklich vorhandenen Denkmälern des keltiſchen Weſtens fehlen zufällig zwar noch menſchliche Darſtellungen, die aber im Oſtalpengebiet, allerdings von anderer Wurzel ausgehend, in Zeichnung wenigſtens vorhanden ſind, hingegen finden ſich Thiere verhältnißmäßig häufig. Von Thierfiguren und Fabelweſen laſſen ſich Sphinx, Greif, Löwe, Steinbock und Adler nachweiſen (wozu weiter nach Oſten aus italiſcher, aber doch im Grunde nur wieder unter griechiſchem Einfluß ſtehender Quelle außer dem Pferd auch Hirſch, Eber u. ſ. w. treten). Ungleich reichlicher ſind Details des menſchlichen oder thieriſchen Körpers verwerthet. Hier iſt kein Mangel an rein menſchlich gebildeten Masken, menſchlichen Masken mit oft dem Kopf äußerſt unorganiſch angefügten Thierohren oder Hörnern (Satyrn, Acheloos), Widderköpfen, Vogelköpfen mit Schwanenhals, die in bald beſſerer, bald ſchlechterer Ausführung altgriechiſche Vorlage erkennen laſſen.[74] Nicht minder reichhaltig wird das klaſſiſche Ornament, Pflanzenornament und anderes, copirt und durch den barbariſchen Künſtler variirt, wie nicht nur Metallarbeiten, ſondern auch Thongefäße, vornehmlich die der nordoſtbayeriſch-ſüdthüringiſch-böhmiſchen Gruppe lehren. Es finden ſich iſolirte Palmetten und Palmettenreihen (mit meiſt umſchriebenen Palmetten), Lotosknoſpen, Lotosblüthen, durch Bogenlinien aneinandergereihte Blüthenmotive, intermittirende und fortlaufende Spiralranken, Flechtband, laufender Hund, Schuppenmuſter, Eierſtab, vier- und ſechsblättrige Roſetten, die aus Durchſchneidung von Kreiſen entſtanden ſind, achtblättrige Roſetten, Perlreihen, Wellenlinien, jedoch zumeiſt mit deutlichen Anzeichen dafür, daß der barbariſche Künſtler die klaſſiſche Vorlage nicht ganz richtig verſtand und in ſeiner Weiſe ummodelte und combinirte. Selbſtverſtändlich finden ſich außer dieſen Wiederholungen griechiſch-archaiſcher Elemente auf den älteſten La

Tènedenkmälern auch noch rein geometrische Ornamente, so z. B. Hakenkreuzmotive, schräg gestellte Vierecke, Treppenmuster, strichgefüllte Rechtecke in metopenartiger Anordnung, Reihen von Dreiecken u. s. w., Dinge, die sich (wie übrigens auch vereinzelt Flechtband, Bogenreihen, S-Curven u. s. w.) in vorangehenden Stufen bereits in den Barbarengebieten nördlich der Alpen nachweisen lassen,[75] in einzelnen Fällen aber auch wieder auf gleichzeitige klassische Anregungen zurückgehen mögen.

Da die griechischen Vorlagen für die ältesten La Tènearbeiten, zumal die figürlichen, keinen ganz einheitlichen Stilcharacter hatten, zudem auch der Grad der Verballhornung bei unseren barbarischen Denkmälern ganz erheblich wechselt, müssen innerhalb dieses Kreises von Arbeiten selbstverständlich verschiedene Reihen zu erkennen sein. Im allgemeinen läßt sich wohl sagen, daß die besser gelungenen, sich enger an griechische Vorbilder anlehnenden Stücke innerhalb der ersten La Tènestufe etwas älter sind als die mehr oder minder degenerirten Abkömmlinge dieser, aber innerhalb der noch in greifbarem Zusammenhang mit der griechischen Vorlage stehenden Gegenstände lassen sich aus dem Grade der Verballhornung nicht ohne weiteres erhebliche Altersunterschiede ableiten.

Wir können unter den gräcisirenden keltischen Arbeiten zwei Richtungen nachweisen. Die eine sucht dem griechischen Vorbilde einigermaßen gerecht zu werden, die andere wiederholt sie in eigenthümlich barbarischer Stilisirung. Ein hervorragender Vertreter der ersten Gruppe ist das gepreßte Goldblechband aus dem zweiten Grabfunde von Weißkirchen, das zwischen zwei mit gekreuzter Schraffirung gefüllten Randstreifen aneinandergereihte Sphinxe zeigt. Hier ist nichts in einer bestimmten, typisch wiederkehrenden Stilisirung verballhornt, die Sphinxe sind so gut nach griechischem Modell wiedergegeben, daß man diese Arbeit beinahe einer klassischen Werkstätte zuschreiben könnte; dagegen spricht jedoch die leere Wiederholung des nämlichen Stempels und auch das Randornament des Bandes. Die Fassung durch gekreuzt schraffirte Streifen, die sich übrigens in der Zone nordwärts der Alpen auf verwandten Goldringen bereits in der jüngeren Hallstattzeit beobachten läßt,[76] geht ihrerseits auf viel ältere griechische Metallarbeiten (des VII. Jahrhunderts) zurück, was doch ganz entschieden griechische Provenienz des Weißkirchner Bandes abweist. Weiter wären zu dieser Reihe noch Menschenmasken auf gepreßten Zierblechen (Weißkirchen I, Horschowitz) oder in plastischer Ausführung an Fibeln zu nennen, ferner auch Thierköpfe, so die Widderköpfe an den Goldhörnern vom Aspergle, während auf anderen Stücken schon ein Rückschritt, ein Unvermögen, dem klassischen Original auch nur einigermaßen gerecht zu werden, sich bemerkbar macht, so an den Steinböcken des Rodenbacher Armringes, bei dem Adler und dem Widderkopf der Fibel von Jungfernteinitz. Die andere, offenbar vielfach durch recht alterthümliche griechische Arbeiten beeinflußte Reihe liebt es, bei den figürlichen Elementen einzelne Details auf Kosten der richtigen Wiedergabe der übrigen besonders hervorzuheben. Stirnhöcker, Augenbrauenwülste, Augen, Schnurrbart, Backen, Kinn werden stark betont und unnatürlich vergrößert, oder das Untergesicht verliert an Breite und wird stark abgeschnürt und verlängert, so daß ganz eigenartige Fratzen entstehen. In diesen Kreis gehören z. B. der Henkel von der Borscher Aue und der Henkelansatz der Schnabelkanne aus dem Aspergle, die Masken an den Goldringen von Rodenbach und Schwarzenbach oder an den Fibeln von Parsberg, Cheinow bei Smichow-Prag und Kyschitz bei Pilsen oder an den Gürtelhaken von Schwabsburg, Langenlonsheim, Hermeskeil (Rgbz. Trier) und Klein-Mittersdorf in der Oberpfalz.[77]

Können wir bei allen diesen barbarischen Arbeiten noch von einer deutlichen Anlehnung an griechische Vorbilder sprechen, so müssen wir eine andere Gattung von Bronzen der ältesten La Tènegruppe als degenerirte Weiterführungen dieser bezeichnen. Es sind das die Vogelkopffibeln (und einfachen Thierkopffibeln), deren figürlicher Schmuck zumeist auf die ursprünglich maskenverzierten Bügelfibeln zurückgeht. Bei ihnen wird aber aus dem maskenbedeckten Knoten durch Fortlassung gewisser wesentlicher Bestandtheile des Gesichtes und starke Betonung anderer (vornehmlich der Augen) ein thierkopfartiges Gebilde, das in den meisten Fällen durch das den Knoten mit dem Bügel wieder verbindende Stück (das auf- oder abwärts gebogen sein kann) das Aussehen eines Vogelkopfes annimmt. Betrachtet man die betreffenden Stücke daraufhin, so wird man unzweifelhaft zugeben müssen, daß die meisten von ihnen viel eher degenerirte Abkömmlinge der

Maskenfibeln, mit rudimentärer Maskenbildung, vorſtellen, als etwa ſeltſam umſchriebene Vogelkopftypen. Nicht zu verwechſeln ſind damit die Schwanenhalsfibeln, bei denen die Bügelenden thatſächlich einen Cheniskos zeigen.[78] Aber die Enten- und Papageienkopffibeln wird man durchſchnittlich doch nicht auf den Cheniskos zurückführen können, denn die Ähnlichkeit ihres figürlichen Schmuckes mit einem Vogelkopf iſt nur eine zufällige: ein Unvermögen des Toreuten, ein Mangel guter Vorlagen, oder endlich die Abſicht, das übliche Fibelſchema wohl beizubehalten, ohne indeß ſeinen künſtleriſchen Schmuck beſonders zu betonen, liegt dieſen Erſcheinungen zu Grunde, nicht aber das Beſtreben, eine ganz neue Fibelform ſchaffen zu wollen. Nach der gewöhnlichen Annahme unſerer Entwicklungstheoretiker in der Prähiſtorie wäre ſelbſtverſtändlich an jener Fibelgattung die Knotenbildung ohne menſchliche Maske das Primäre, der Maskenſchmuck, weil eine Vervollkommnung darſtellend, ein ſpäter Dazugekommenes, aber eine derartige, angeblich naturwiſſenſchaftlicher Methode entſprechende, thatſächlich durchaus nicht mit dem Gange naturwiſſenſchaftlicher Beobachtung übereinſtimmende Phantaſie widerlegt das Denkmälermaterial ſelbſt. Da, wo eine prähiſtoriſche Gruppe unter dem Einfluß höherer Kulturen ſtand, läßt ſich ſtets der umgekehrte Weg verfolgen. In dieſem ſpeciellen Falle entſteht aus den eben unter enger Anlehnung an griechiſche Vorlagen urſprünglich ſehr kunſtvoll gebildeten Fibeln durch Abſtoßen weſentlicher Details des figürlichen Schmuckes eine Kümmerform, die in den Funden ſelbſt meiſt nicht mehr in Gemeinſchaft jener altgriechiſchen Arbeiten gehoben wird, und durch weitere, aber ſtets unter Degenerirung weſentlicher Theile vor ſich gehende Umgeſtaltung ſchließlich ein Typus, der uns als (die um ein volles Jahrhundert jüngere) echte Früh-La Tènefibel (Duxer Fibel) bekannt iſt.[79]

Fig. 5. — Ornamente des Helmes von Berru.

So, wie die Hand des barbariſchen Künſtlers das Figürliche der griechiſchen Vorlage ummodelte, verballhornte, geſchah es auch mit dem Ornament, vor allem mit dem Pflanzenornament. Nur in ſehr wenigen Fällen finden ſich die Palmetten u. ſ. w. gut wiedergegeben, weit öfter begegnet man den Anzeichen des Mißverſtehens und Verballhornens der griechiſchen Motive. Bei den Palmetten ſchrumpfen oft die Fächer zu einigen oder einem einzigen Blatt zuſammen, oder verſchmelzen mit dem Volutenkelch, oder werden durch peltenförmige Umſchreibung erſetzt, ſo wie an die Stelle von zwickelfüllenden Halbpalmetten geſchweifte Mandelmotive treten; hingegen werden die Verbindungsſtücke der Kurven der Spiralranken unmäßig betont, blattartig verdickt, entſprechend werden auch die Wellenlinien behandelt, ſo entſtehen die geſchweiften Mandel- und Fiſchblaſenmotive der La Tèneornamentik, ſo kommt ein eigenartiger unklaſſiſcher, obſchon auf klaſſiſche Anregungen zurückgehender Ornamentenſchatz zu Stande, welcher die keltiſchen Arbeiten dieſer Stufe wie der folgenden Abſchnitte bis zur Kaiſerzeit und ſtellenweiſe noch weit darüber hinaus characteriſirt. Nicht ſelten werden im fortlaufenden Ornament Blüthen und Palmetten nur in Rudimenten angegeben oder durch drei Kreiſe (in dreieckiger Stellung) erſetzt, oder ſie werden ganz unterdrückt, ſo daß nur die verbindenden Bogenſtellungen oder die Spiralranken übrig bleiben. Daß der keltiſche Künſtler auch Blüthenmotive ganz unorganiſch zur Füllung da einſchiebt, wo ſie überhaupt nichts zu thun haben und gänzlich aus dem Zuſammenhang des Ornamentes bleiben, iſt nach dem, was wir ſonſt hier zu beobachten hatten, ja nur ganz begreiflich.

Fig. 6. ca. $^{2}/_{5}$ d. Gr. — Zierscheibe aus einem Grabfunde aus der Marne.

Für dieſe mehr oder minder verballhornten Wiederholungen altgriechiſcher Ornamente bieten die Denkmäler der erſten La Tènezeit überreiches Material. Gepreßte, oft ausgeſchnittene Goldbleche, Bronzeplatten mit Gravirung, Durchbrucharbeiten in Bronze und Eiſen, neben dieſen Schmuckſachen auch Waffen und Gebrauchsgegenſtände in Metall, und namentlich auch wieder die Keramik kommen hier vornehmlich in Betracht. Auf die verſchiedenen Details einzugehen, müſſen wir uns hier verſagen.

Wir hatten oben ſchon anzudeuten, daß ſich in den öſtlichen Theilen der Zone nordwärts der Alpen neben dem keltiſchen Element, das von Maſſalia aus ſeine Anregungen erhielt, auch ein Einfluß der italiſchen Halbinſel, namentlich Oberitaliens, geltend macht. Äußerlich kündigt ſich ſchon ein ſolcher durch das Auftreten eines ſpäten figuralen Bronzeeimers, der Situla von Kuffarn in Niederöſterreich (die der Situla Arnoaldi von Bologna an die Seite zu ſtellen iſt), ſowie der nicht ſeltenen Certoſafibel, deren Schema auch im Lande ſelbſt weiter verwerthet wird, an. Aber damit iſt dieſe hierſelbſt neben dem rein griechiſchen Element wirkende Strömung noch nicht erſchöpft. Die figurale Schwertſcheide von Hallſtatt,[80] eine zweifellos ja nicht ſüdwärts der Alpen, in Oberitalien, gefertigte Arbeit, ſpricht weiter dafür, in der figürlichen Ausſchmückung dieſer echten La Tènewaffe vereinigte der barbariſche Künſtler eine Darſtellung, für die ihm theilweiſe jene ſpäten Abkömmlinge der Situlenkunſt Oberitaliens Anregung boten, mit ſeiner keltiſchen Art der Stiliſirung. Ferner wäre hier die Thonflaſche von Matzhauſen in der Oberpfalz[81] zu nennen, deren hochalterthümlicher, ſtiliſtiſch dem eben erwähnten Stück ſo naheſtehender Thierfries (Fig. 7), obſchon urſprünglich wieder aus altgriechiſcher Vorlage (z. B. nach einer rhodiſchen oder korinthiſchen Vaſe) oder einer Wiederholung auf etruskiſchem Bucchero hervorgegangen, im V. Jahrhundert auf einer griechiſchen Arbeit nicht gut denkbar wäre, während die conſervative Situlenkunſt, die doch meiſt nur von alten, einmal gewonnenen Details zehrte, derartiges ſehr wohl bieten konnte. Ein weiterer wichtiger Beleg iſt die Zeichnung eines Vaſenſcherbens aus einer Wohngrube bei Liquitz in Nordböhmen, deſſen Kenntniß ich R. v. Weinzierl verdanke. Das von einer flachen (in typiſcher Weiſe mit eingedrückten Muſtern verzierten) Schale herrührende Stück zeigt zwei eingeſtempelte Thiere (vielleicht Haſen) in einer Stiliſirung, wie ſie z. B. auf Bronzeblechen von Morlungo-Eſte[82] wiederkehrt. Noch andere Dinge, die Ornamentik der nordoſtbayeriſch-ſüdthüringiſch-böhmiſchen Keramik und ihre äußere Erſcheinung ſelbſt, bekunden Beziehungen zu Ober- und Mittelitalien. Ein Theil dieſer Vaſen zeigt breit eingeſtempelte Verzierungen oder ſolche, die derartige Einſtempelung nachahmen (Fig. 7, 8), ſo werden laufender Hund, einfaches Flechtband, Wellenlinien, wellenartige Bildungen mit ſpiralig eingerollten Fortſätzen, S-förmige Elemente, als fortlaufende Bänder oder in Gruppen aufrecht nebeneinander geſtellt, Fiſchblaſen, welche Kreiſe verbinden, verballhornte Palmetten (iſolirt oder in fortlaufenden Bändern) u. a. m. behandelt. Das erinnert einigermaßen an Begleiterſcheinungen der figuralen Arbeiten, an gewiſſe keramiſche Details der Arnoaldigruppe, und weiter an etruskiſche Buccherowaare, welche auch die nordwärts der Alpen erſcheinenden Bogenſtellungen oder ſich überſchneidenden Halbkreiſe führt. Auch der äußere Habitus

Fig. 7. 1/3 d. Gr. — Thierfries der Thonflasche von Matzhausen.

Fig. 8. — Ornamente (a) von einem Thongefäss v. Thumau, Oberfranken, und (b, c) von zertrümmerten Gefässen von Husinĕ b. Klattau.

dieſer Vaſengattung verräth doch Anklänge an Bucchero, bei einer zeitlich wohl jüngeren Probe kann man geradezu von ſchwarzglänzender Waare ſprechen.[83] Dieſe (theilweiſe noch auf das IV. Jahrhundert übergreifende) keramiſche Gruppe bietet uns alſo ebenſo wie die namhaft gemachten Metallſachen mancherlei, was der keltiſche Weſten nicht beſaß, Dinge, welche, aus etwas älterer griechiſcher Wurzel ſtammend, auf Italien hinweiſen.

Aus all dem hier Angezogenen iſt eben nur der eine Schluß möglich, daß nördlich der Oſtalpen in der keltiſchen Zone eine erhebliche Influenzirung von Italien her mit dem allgemeinen, rein altgriechiſch beeinflußten keltiſchen Element zuſammentrifft. Und zwar dürfte dieſer italiſche Einfluß einmal in einer Einwirkung gleichzeitiger Arbeiten beſtehen, zu dem (als nicht zu unterſchätzender Factor) ein Nachwirken älterer Denkmäler tritt. Die Annahme eines ſolchen Zuſammenhanges (auf Grund der Metallarbeiten wie der Keramik) muß freilich den Überblick über die Äußerungen der La Tènegruppe ungemein erſchweren, jedoch können wir es hier nur wieder ausdrücken, daß innerhalb einer jeden chronologiſchen Stufe, innerhalb eines jeden lokalen Kreiſes eben die Analyſe der einzelnen Beſtandtheile verſchiedenartige, verſchieden zu deutende Wurzeln zu erkennen giebt, und in einer ſcheinbar nahezu homogenen Gruppe oft ſehr differente Ausgangspunkte ſich nachweiſen laſſen. Es treffen eben in jeder prähiſtoriſchen Gruppe verſchiedene Dinge zuſammen, ein Parallelismus von Typen und Ornamenten innerhalb der Zone von weſt-öſtlicher Ausdehnung, eine ſtets von Süd nach Nord vorrückende Influenzirung des prähiſtoriſchen Europa durch die Mittelmeerkulturen und eine Wiederholung dieſer Erſcheinung im Kleinen innerhalb der Barbarengebiete ſelbſt, das Nachleben und Wiederaufleben älterer einheimiſcher, ein Nachwirken älterer fremder (ſüdlicher) Elemente.

Wir können hier nicht eine andere auffallende Thatſache, die übrigens wieder eine Beſtätigung für den eben geäußerten Satz iſt, übergehen. Weiter weſtwärts von dieſer auch durch Italien beeinflußten Gruppe haben wir in der Zone nördlich der Alpen unter den Metallarbeiten barbariſchen Kunſthandwerkes faſt ausſchließlich ſolche, welche altgriechiſche Einwirkung der Zeit rund um 500 v. Chr. erkennen laſſen, hingegen bietet die Keramik dieſer Gebiete, obſchon vielfach an ungefähr gleichalterige klaſſiſche Formen anknüpfend, in ihrer Ornamentik ein recht abweichendes Bild dar, indem geometriſche Muſter hier ganz erheblich überwiegen.[84] Die Rechtecke (mit Diagonalfüllung oder mit vierblättrigen Roſetten) in metopenartiger Anordnung, mäandriſche Muſter, Treppenmuſter u. dergl. auf dieſen nordfranzöſiſchen Vaſen ſind hier eher als Überlebſel aus der Hallſtattzeit, in der ſie, nicht ohne Anregung durch klaſſiſche Arbeiten, vielfach reiche Entfaltung erfuhren, aufzufaſſen, denn etwa als Einwirkungen ungefähr der Zeit um 500 v. Chr. angehörender griechiſcher oder phönikiſch-puniſcher Vaſen ohne figuralen Schmuck oder Pflanzenornament. Namentlich ein Einfluß phönikiſch-puniſcher Keramik, die ja im Gegenſatz zur griechiſchen ſehr viel länger noch geometriſche Muſter beibehielt, wäre ja bei der weſtlichen Lage des Fundgebietes dieſer nordfranzöſiſchen Gefäße wohl denkbar, in Gallien konnten an ſich Influenzirungen durch die phönikiſch-karthagiſchen Beſitzungen an der ſpaniſchen Küſte und ihr Hinterland auf der iberiſchen Halbinſel wohl wirkſam ſein. Aber beim keltiſchen Weſten handelt es ſich darum durchaus nicht, zeigen doch ſchon die ſpaniſchen Funde der Zeit um 500 v. Chr., z. B. die Skulpturen von Elche und vom Cerro de los Santos, eine deutliche Miſchung ſemitiſcher und griechiſcher Kunſt, unter dominirendem Einfluß der letzteren. Nordgallien lag aber gänzlich im Bereich der griechiſchen Intereſſenſphäre, phönikiſch-karthagiſche Elemente konnten ſich auf dieſem Boden keine nennenswerthe Geltung mehr verſchaffen.

Auch im Rheingebiet, vornehmlich in der Trieriſchen Gruppe, zeigt die Keramik reichliche Verwendung geometriſcher Ornamentik. Schmale und breite Zonen in metopenartiger Abtheilung, oft mit gekreuzter Schraffirung gefüllt, oder breite, einen großen Theil der Gefäßwandung bedeckende Zonen mit abwärts gerichteten ſpitzwinkligen Dreiecken, die wieder durch gekreuzte Schraffirung gefüllt ſind, alles zumeiſt durch Einglättung, nicht durch Einritzung ausgeführt, bilden hier durchſchnittlich die Verzierung der Vaſen. In einzelnen Fällen hat es den Anſchein, als ſolle die gekreuzte Schraffirung innerhalb ſolcher Bänder nur den Grund, die ausgeſparten Felder hingegen das gewollte Ornament bedeuten, nur ſo kann man wohl die Blatt- und Strahlenkränzen griechiſcher Vaſen ent-

ſprechenden Verzierungen am Fuß ſchlanker Gefäße und Fußſchalen aus Hügeln der Gegend von Hermeskeil (Rgbz. Trier)[85] verſtehen.

Es fehlt aber im Weſten nicht auch an echten, aus dem griechiſchen Formenſchatz übertragenen „La Tènemuſtern“ auf keramiſchen Dingen. Ein hervorragender Vertreter dieſer Gattung iſt die Vaſe von Plouhinec in Finiſtère,[86] auf die auch wegen ihrer Stamnosform hingewieſen ſei. Dieſe werthvolle Vaſe zeigt nun wieder Säume mit ſich überſchneidenden Bogen (die von concentriſchen Kreiſen bekrönt ſind), mit einfacher Wellenlinie, endlich mit laufendem Hund, und auf ihrem breiten Ornamentſtreifen aneinander gereihte, liegende S-förmige Elemente (verballhorntes Spiralband), deren Enden ſich Ringen aus eingeſtempelten Kreischen anfügen, während ihre Umrollungen noch ſphäriſche Dreiecke, die ihrerſeits wieder mit Kreisroſetten abſchließen, entſenden. Dieſem ſcheinbar ganz natürlichen La Tènemotiv des breiten Streifens muß eine ſehr grobe Verballhornung und willkürliche Combination eines klaſſiſchen Palmettenrankenmuſters zu Grunde liegen, denn die ſphäriſchen Dreiecke deuten doch offenbar eine Gabelung der Enden der S-förmigen Elemente mit zwickelfüllender Palmette an. Eine andere Vaſe aus Finiſtère, die Thonſitula von Saint-Pol-de-Léon,[87] trägt auf der Gefäßwandung wieder einen Fries mit verballhornter intermittirender Palmettenranke, welche an Stelle der Palmetten eine kaum in klaſſiſches Schema zu überſetzende, erſichtlich aber durch reiche Henkelornamente oder dergl. angeregte Combination von Palmettenmotiven führt. In der techniſchen Ausführung des Ornamentes ſteht dieſes vielleicht noch etwas jüngere Gefäß dem von Plouhinec nahe, und beide können nur wieder als eine Parallele der nordoſtbayeriſch-böhmiſchen Keramik gelten. Aber auch am Rhein fehlt es nicht an ähnlichen, wenn auch ſehr viel einfacher ornamentirten Töpfen, ich verweiſe hier nur auf den Thonbecher von Eppelsheim in Rheinheſſen,[88] deſſen Muſter wohl in letzter Linie auf eine Reihe ſchräggeſtellter Blätter oder halbirter Roſetten zurückgeht; die Zeitſtellung auch dieſes Stückes iſt nicht ganz geſichert, da hier, wie bei ſo vielen iſolirt gefundenen Vaſen von älterem La Tènecharacter, vielleicht noch das IV. Jahrhundert in Betracht kommen könnte.

Eine unſeren Funden entſtammende Arbeit nichtklaſſiſcher Kunſtinduſtrie aus der erſten La Tèneſtufe haben wir in unſerer Analyſe bisher übergangen, nämlich die große Feldflaſche von Rodenbach. Daß dieſe Bronzeflaſche (einer Form von überaus langer Lebensdauer) in unſeren Funden des V. Jahrhunderts nur einmalig vertreten iſt, hätte gar nichts auf ſich; hinſichtlich ihrer Herkunft wird man von vornherein ſagen müſſen, daß ſie nicht auf eine griechiſche (oder etruskiſche oder karthagiſche) Fabrik zurückzuführen iſt, ſondern auf eine barbariſche Werkſtätte, vielleicht auf diejenige, welche im V. Jahrhundert auch die gerippten Ciſten herſtellte. Ihre geometriſche Verzierung muß uns jedoch recht befremden, obſchon wir ſchließlich auch dieſe innerhalb ihres barbariſchen Milieus verſtehen könnten; aber noch räthſelhafter iſt die Stiliſirung der Pferde und Hirſche ihrer Thierfrieſe. Sind nun freilich dieſe eingeritzten ſilhouettenhaften Figuren auch nicht in jener primitiven Weiſe wie auf Arbeiten des erſten Eiſenalters wiedergegeben, ſo ſtehen ſie den geometriſchen Zeichnungen immer noch näher als ſolchen der orientaliſirenden und archaiſchen Stufe des griechiſchen und der von dieſem unmittelbar abhängigen Kreiſe, mit einigem Rechte dürfte man ſie auch mit gewiſſen barbariſchen Erſcheinungen Mittelitaliens vergleichen, die den Ausläufern der geometriſchen Stufe und der Folgezeit angehören. Demnach wäre die Feldflaſche von Rodenbach, da man ſie doch wohl nicht als ein um ſehr viel älteres Stück innerhalb der geſchilderten Fundgruppe anſprechen kann, ein unerklärbares Unicum. Doch glaube ich hier jetzt eine richtige Löſung gefunden zu haben.

Aus dem Gräberfelde von Cerinasca bei Arbedo im Teſſin liegt eine Bronzegürtelplatte (nach Art der altitaliſchen Bronzegürtel) vor,[89] welche außer getriebener Buckelverzierung auch eingeritzte Figuren in geometriſchem Schema aufweiſt, darunter Pferde, die, wenn auch einfacher gehalten, etwa gegenüber echten altitaliſchen Zeichnungen, oder ſolchen der „Situlenkunſt“ oder der älteren La Tènegruppe doch nur wieder eine enge Verwandſchaft mit der Rodenbacher Flaſche bekunden. Wir wollen keineswegs damit das Teſſiner Gürtelblech in das V. Jahrhundert zurückſetzen, denn wir halten die Frage nach dem Alter dieſes Stückes wie der übrigen ſcheinbar ſehr alten Funde dieſer Nekropolen überhaupt noch für unbeantwortbar, es ſei denn, daß man bei ihnen von den

ſicher datirbaren Spät-La Tène-Erſcheinungen in Früh-La Tènecharacter ausgeht. Jedenfalls kennen wir alſo vom Südrande der Alpen aus der Spät-La Tèneſtufe oder einer dieſer unmittelbar vorangehenden, vorläufig noch nicht fixirbaren Zeit ein ſtiliſtiſches Gegenſtück zu den Thierzeichnungen von Rodenbach. Bei einer Umſchau nach anderen verwandten Arbeiten müſſen uns die geometriſchen Muſter des Rodenbacher Bronzegefäßes und ihre techniſche Ausführung ſofort an den figuralverzierten Kegelhelm von Oppeano (Prov. Verona, am rechten Etſchufer)[90] erinnern, der nun zweifellos wieder älteren Datums iſt. Bei dieſem Stück iſt im Gegenſatz zur großen Menge figuraler Arbeiten der Oſthälfte Oberitaliens zu beobachten, daß der Thierfries nicht getrieben, ſondern lediglich gravirt iſt, entſprechend der Rodenbacher Flaſche. Bei einem anderen figuralverzierten Stück aus dem weſtlichen Oberitalien, der Bronzeſitula von Trezzo (bei Monza),[91] ſtehen die Thiere trotz ihrer ſehr viel alterthümlicheren Stiliſirung den Darſtellungen der Rodenbacher Flaſche wie des Teſſiner Gürtelhakens wieder näher als etwa der Durchſchnittswaare der venetiſchen Situlenkunſt. Wir kennen nun alſo aus Oberitalien, und zwar aus ſeiner Weſthälfte, und weiter aus dem ſich anſchließenden Alpengebiete aus ſehr verſchiedenen Zeiten Arbeiten, die entweder untereinander oder mit der nordwärts der Alpen gefundenen ſingulären Bronzevaſe einen gewiſſen ſtiliſtiſchen Zuſammenhang aufweiſen, ſich insgeſammt aber von den Äußerungen der Situlenkunſt des öſtlichen Oberitaliens u. ſ. w. ſcharf trennen. Und da die Rodenbacher Flaſche nichts mit dem Früh-La Tène-Element oder der venetiſchen Situlenkunſt zu ſchaffen hat, iſt es doch wohl denkbar, daß ſie eben jenem Kreiſe entſtammt, der vorher und in noch ſpäterer Zeit etwas Analoges ergab. Auch wenn wir heute noch nicht beſtimmt wiſſen, welchen Character im Teſſin und im weſtlichen Oberitalien die Funde des V. Jahrhunderts v. Chr. haben, und wir vorläufig nur indirect beweiſen können, daß dieſe lokale, figurale Arbeiten führende Gruppe der Weſthälfte Oberitaliens und des ihm vorgelagerten Alpenrandes weder zum eigentlichen, echten Früh-La Tène- noch zum provinzialetruskiſchen oder venetiſchen Kreiſe gehörte, iſt unſer Schluß nicht übereilt. Zudem müßte man die Bronzeflaſche von Rodenbach als ſonſt undefinirbaren Fremdling in ihrem Milieu doch nur wieder aus einer ſüdwärts des Rheingebietes gelegenen Gruppe fremden, nicht mit den Früh-La Tène-Erſcheinungen übereinſtimmenden Characters ableiten und ſie ſo auffaſſen, wie man etwas weiter oſtwärts in der keltiſchen Zone am Nordrande der Alpen z. B. die Situla von Kuffarn zu erklären hat. Auch dieſe Erwägung würde uns wieder auf einen in den Alpen oder am Südrande der Alpen gelegenen Kreis von zunächſt noch kaum gekanntem Inhalt führen. So wie alſo über die Oſtalpen vom öſtlichen Oberitalien Waaren in die keltiſche Zone gebracht wurden (und hierſelbſt dazu noch oberitaliſche Kulturſtrömungen ſich geltend machten), war es auch auf einer mehr weſtlich gelegenen Linie der Fall, indem Fabrikate des weſtlichen Oberitaliens über die Centralalpen bis in das mittlere Rheingebiet vordrangen. Vielleicht kamen auf dieſem Wege und aus dem nämlichen Centrum auch die gerippten Ciſten unſerer erſten La Tènefunde (Aſpergle, Eygenbilſen) ins Land, denn im V. Jahrhundert hatte die Fabrikation gerippter Ciſten in Italien ſüdwärts des Po wohl ſicherlich aufgehört. Thatſächlich finden ſich im Teſſin in den großen Nekropolen (z. B. in Molinazzo) ſogar in jenem undefinirbaren ſpäten Zuſammenhange auch noch gerippte Eimer, die man aber durch nichts von den älteren Fabrikaten unterſcheiden kann.[92]

Unſere Analyſe hat von der älteſten La Tènegruppe der Zone nordwärts der Alpen ein durchaus nicht einheitliches Bild ergeben. Neben einem dominirenden Element haben wir Unterſtrömungen und noch andere Beziehungen, deren Wirkſamkeit wir noch nicht zu überblicken vermögen, wenigſtens andeuten können. Aber was die Geneſis des eigentlichen La Tèneſtiles anbelangt, ſo konnten wir uns nur wieder auf das ſtützen, was vor anderthalb Decennien bereits Furtwängler in Kürze dargethan hatte, während uns die Mehrzahl anderer Äußerungen zu dieſem Thema ſchlechterdings auch nicht den geringſten Anhalt für ihre Berechtigung bot.[93]

Die Arbeiten barbariſcher Kunſt und Kunſtinduſtrie der zweiten La Tèneſtufe, deren Beginn wir an das Jahr 400 v. Chr. rücken müſſen, unterſcheiden ſich von denen des V. Jahrhunderts in weſentlichen Stücken. Eine deutliche Abhängigkeit von archaiſch-griechiſchen Denkmälern tritt allmählich etwas in den Hintergrund, es tauchen jetzt andere Erſcheinungen auf, ſolche, die wir überhaupt noch

nicht gut erklären können, und ſolche, die wir auf gleichalterige Denkmäler des griechiſchen Kreiſes zurückzuführen haben.

An plaſtiſchen Arbeiten kennen wir aus dieſer Stufe Rundfiguren, ferner werden, wie auch früher, Menſchenmasken oder Thierköpfe, vielfach reliefartig, als Schmuck beſtimmter Gegenſtände verwendet. Nicht ſelten ſind auch plaſtiſche Elemente, welche als Rudimente figürlichen Schmuckes zu gelten haben und nunmehr meiſt ohne jede Erinnerung an ihre figürliche Bedeutung ornamental verwerthet werden. Unter den Ornamenten begegnen wir jeƷt einer weſentlichen Neuerung, der frei bewegten Pflanzenranke der griechiſchen Kunſt; Akanthus wird jedoch nicht aufgenommen, ſoweit der augenblickliche Denkmälerbeſtand ein Urtheil erlaubt. Die Palmetten-Spiralornamentik, die Wirbelmotive u. ſ. w. bewegen ſich in den alten Bahnen weiter. Geometriſche Muſter treten nur wenig hervor.

Bemerkenswerth unter den plaſtiſchen Arbeiten iſt eine Reihe kleiner Rundfiguren aus Nordfrankreich und Süddeutſchland, die durch ihre Begleitfunde der zweiten Stufe der La Tènezeit zugewieſen werden.[94] Es ſind das einmal menſchliche Figuren (Taf. VI, Fig. 3, 4), deren Kopf allerdings gelegentlich auch eine gewiſſe Thierähnlichkeit haben kann; ſie dürften als Amulette anzuſprechen ſein, wenigſtens ſind ſie theilweiſe mit einem Ring zum Tragen verſehen oder auch direct an Schmuckſachen befeſtigt. Analog iſt die Verwendung von Thierfigürchen. Lediglich rohe Nachahmungen griechiſcher oder italiſcher Statuetten des IV. Jahrhunderts können dieſe Bronzen nicht ſein, damit ſteht die Stiliſirung nicht im Einklang; das eine uns bekannte Thierfigürchen dieſer Art (ein Vierfüßler mit Hörnern) würde eher der älteren Gruppe „altitaliſcher“ Arbeiten anzureihen ſein, während die Menſchenfigürchen groſʒe Verwandtſchaft mit jüngeren altitaliſchen Bronzen des VIII. und VII. Jahrhunderts v. Chr. bekunden. Darf uns auch das Auftreten einer Gruppe von Arbeiten in älterer Stiliſirung wie einer Summe von Formen älterer Typen innerhalb einer bedeutend jüngeren Stufe keineswegs überraſchen, da wir ja ſo oft ein Nachleben und Wiederaufleben alter Elemente bei unſeren prähiſtoriſchen Denkmälern beobachten können, ſo vermögen wir in dieſem ſpeciellen Falle den Zuſammenhang noch nicht klar zu überſchauen. Jedenfalls handelt es ſich hier aber um Fabrikate des La Tènekreiſes, nicht um eingeführte rohe italiſche Arbeiten des IV. Jahrhunderts.

Hier anzureihen wären als Raſſeln dienende Thonvögel aus Grabhügeln des Hagenauer Revieres (Elſaß) und Flachgräbern von Braubach bei Oberlahnſtein,[95] welche an ältere, hallſtättiſche Stücke erinnern. Die aus dem Hagenauer Wald (Maegſtub, Schirrheiner Weg) ſtammenden, in geſchloſſenen Grabinventaren dieſer Stufe gefundenen Raſſeln haben Entengeſtalt. Das Braubacher Stück, deſſen Kopf leider verloren ging, hat hingegen einen breiten Fuß, kurzen, gedrungenen Leib, kräftig angedeutete Flügel, der Hals iſt ſehr dick, was einen großen Kopf vorausſeƷt; die ganz ungewöhnliche Figur macht den Eindruck, als wäre ſie das Endglied einer barbariſchen Umwandlung hochalterthümlicher griechiſcher Sirenendarſtellungen (in Bronze oder Terracotta).

Aus dem großen Grabhügelfund von Waldalgesheim liegt ein Thierfigürchen vor, das wohl dem Deckel der Bronzekanne mit röhrenförmigem Ausguß als Griff angehörte. Zwar hat dieſes Figürchen auch wieder alterthümlichen Character, doch weiſt die übertrieben angedeutete Muskulatur des Körpers darauf hin, daß hier eine relativ junge Arbeit als Vorlage diente. Das Kummetbeſchläg deſſelben Fundes (mit einigen anderen Stücken des Fundes ein Beleg für Durchbrucharbeiten dieſer Stufe) enthält in ſeinem Rund im Wappenſchema zwei ſtiliſirte Vögel, unverkennbar Reiher, die zweifellos einer gleichzeitigen griechiſchen Arbeit, etwa nach Art der Silbervaſe von Tſchertomlitsk bei Nikopol, entlehnt ſein müſſen. Hingegen läßt ſich das nicht gerade wieder von zwei entenartigen Vögeln auf einem Halsringe aus Nordfrankreich[96] ſagen, die mehr altem, hallſtättiſchem Schema folgen. Es iſt ſomit anſcheinend nicht viel an Thierdarſtellungen aus gleichzeitiger griechiſcher Vorlage übernommen.

Gehen wir weiter zur Verwerthung von Theilen des menſchlichen oder thieriſchen Körpers auf Arbeiten dieſer Stufe über, ſo haben wir zunächſt wieder aus dem Waldalgesheimer Funde die merkwürdigen getriebenen Bronzeplatten zu erwähnen. Die hier dargeſtellten menſchlichen „Büſten“ (oder vielmehr Körper unter Weglaſſung der unteren Extremitäten, mit baſisförmiger Verbreiterung des Rumpfendes) ſind ganz ungewöhnlich, aus dem klaſſiſchen Kreiſe ſcheint es bisher an Analogem,

das dies Schema hätte anregen können, noch zu fehlen, es ſei denn, daß man hier an eine verkürzte Wiedergabe von Gewandfiguren mit faltenloſem Gewande (früharchaiſcher Zeiten) denkt; etwa den bekannten puniſchen Typus zur Erklärung heranzuziehen, wofür ja die erhobenen Arme und die ſchematiſche Behandlung des Rumpfes ſprechen würden, erſcheint jedoch etwas gewagt. Die Köpfe der „Büſten“ ſind in der bekannten La Tèneſtiliſirung ausgeführt, der Rumpf iſt bedeckt mit einer Wiederholung frei bewegten griechiſchen Pflanzenranken-Ornamentes.

Sehr viel ſeltener, als am Beginn der La Tènezeit, werden im IV. Jahrhundert auf unſeren Denkmälern Menſchen- oder Thiermasken verwendet. Einzelne Hals- und Armringe, meiſt der Gattung mit „Pufferenden“, ſo aus dem Grabhügel von Waldalgesheim, aus Funden von Pößneck unweit Saalfeld, vom Schönauer Hof bei Groß-Gerau, aus dem Hagenauer Wald, aus der Schweiz, von Courtiſols (Marne), aus dem Departement Aube u. ſ. w.,[97] zeigen menſchlich gebildete Masken. Stiliſtiſch wären dieſe Masken wohl kaum von ſchon ſtark barbariſirenden der vorangehenden Stufe zu trennen, aber der Character der Ringe verweiſt dieſe Arbeiten in das IV. Jahrhundert. Das Grabfeld von Braubach ergab einen dreieckigen Gürtelhaken mit roher Menſchenmaske, weiter die Nekropole von Marſon ein Bronzeblech mit drei entſprechenden Masken.[98] Weſentlich verſchieden von dieſen Darſtellungen iſt ein ſehr viel feiner durchgeführter Kopf mit menſchlich gebildeten Ohren, mandelförmig umſtiliſirten Thierohren oder eher noch Hörnern und langem Spitzbart am unteren Henkelanſatz der Waldalgesheimer Kanne. Für dieſen Kopf, dem aus dem Kreiſe der älteren La Tènegruppe vielleicht noch ein Kopf mit Thierohren eines Gürtelhakens von Herrnsheim[99] als ſtiliſtiſches Gegenſtück an die Seite zu ſtellen wäre, kann doch nur wieder eine Acheloosmaske vorbildlich geweſen ſein. Ein primitiver Thierkopf erſcheint an der filigranverzierten, einem ſehr viel älteren Schema folgenden Fibel von Přemyšleni (Nordböhmen), die wohl noch dem IV. Jahrhundert angehört; vielleicht reiht ſich hier auch eine Fibel gleichfalls älteren Schemas aus der Picardie an,[100] die zwei rohe Thierköpfe zeigt, obſchon aus Mangel an Vergleichsmaterial die Zeitſtellung dieſes Stückes noch ganz unſicher bleibt.

Im Pflanzenornament der keltiſchen Arbeiten des IV. Jahrhunderts finden wir, wie bereits bemerkt, zwei Richtungen vertreten. Für die eine, die ein weſentlich neues Element in der La Tèneornamentik bedeutet, bietet der große Fund von Waldalgesheim das wichtigſte Material und zwar auf dem Halsringe mit Pufferenden, auf den ſchon erwähnten Zierplatten, Nabenringen, Hörnern und dem Kummetbeſchläg. Der Waldalgesheimer Fund enthält in ſeinem Metalleimer zugleich auch eine griechiſche Arbeit, die in einem Detail ihrer Verzierung vorbildlich für dieſe keltiſchen Muſter geweſen ſein mochte, ein Zuſammenhang, wie man ihn nicht deutlicher wünſchen könnte. Das Rankenmotiv des Halsringes dieſes Grabfundes iſt eine barbariſche Umſchreibung nicht etwa ſehr viel älterer Rankengeſchlinge, ſondern der frei bewegten Blüthenranke, wie wir ſie in der griechiſchen Ornamentik vom Ende des V. Jahrhunderts ab kennen und wie ſie gerade auch jener Eimer in ſeinem Henkelornament führt; die nämlichen Details, die gegabelte Ranke, dieſelben Blüthen kehren, eben nur in barbariſcher Modifikation, hier wieder. Roher iſt das Motiv bereits auf den Zierplatten mit den „Büſten“ und auf den Nabenringen behandelt, die Blüthen kommen ſchon in Fortfall; zum Bandornament umgebildet finden wir es weiter auf den Armringen, den Hörnern und dem Kummetbeſchläg. In dieſe Reihe gehören auch zwei dieſen Vorwurf in verſchiedener Weiſe zum Ausdruck bringende Ornamentſtreifen des Helmes von Amfreville,[101] den wir danach mit voller Sicherheit in das IV. Jahrhundert verweiſen können, weiter auch die Bügelverzierung der Früh-La Tènefibeln von Rickenbach (bei Solothurn) und Yverdon und Ornamente eines Halsringes aus den Gräbern zwiſchen Niederhagenthal und Schönenbuch (an der elſäſſiſch-baſeler Grenze).[102] Auch für dieſe nun ſchon ſtark weitergeführten Rankenmuſter wird man einen Vorwurf vergeblich unter den älteſten La Tène- oder den für dieſe vorbildlichen archaiſch-griechiſchen Arbeiten ſuchen.[103]

Außer dieſer weſentlichen Neuerung, die aber iſolirt bleibt, indem ſie das IV. Jahrhundert nicht überdauerte, führt die Ornamentik der zweiten La Tèneſtufe auch Fiſchblaſenmuſter und andere Elemente, die bereits im V. Jahrhundert Eigenthum des La Tènekreiſes geworden waren, in manchen Fällen aber auch wieder durch gleichalterige klaſſiſche Arbeiten angeregt ſein konnten. Es

fehlt z. B. nicht an Verwendung des Eierſtabes (Helm von Canoſa, Halsring von Oblat in Böhmen), der Perlſäume (Ringe von Waldalgesheim, Helm von Amfreville), der Reihen ſchräg geſtellter Blätter in blüthenartiger Anordnung und des Flechtbandes (Kanne von Waldalgesheim; einzelne Fibelbügel), des laufenden Hundes (Halsring von Schimsheim; die vielleicht noch bis in dieſe Stufe reichenden Gefäße aus Nordoſtbayern etc. nicht zu vergeſſen), der Bogenſtellungen (reich entfaltet auf der Braubacher Keramik; Fig. 10, 11), der ſenkrecht aneinander gereihten S-förmigen Elemente (bay.-böhm. Keramik, Thonraſſel von Unterifflingen in Württemberg; im Gegenſinn aneinander gereiht auf einem Armband von Muttenz), der reciprok in einander verſchobenen Voluten (Kanne von Waldalgesheim), der Dreiwirbel (Armring von Montſaugeon).[104] Wir begegnen weiter fortlaufenden und intermittirenden Wellen- und Palmettenranken (mehrfach auf Halsringen; Helm von Canoſa), herz- und peltenförmig umſchriebenen Palmetten (Helm von Canoſa, Ringe von Waldalgesheim; wohl auch Blecharmband von Dux), auch an mehr oder minder gut wiedergegebenen Palmetten (Ringe von Waldalgesheim, Halsringe von Oblat und Montapot), ebenſo an Erſatz von Palmetten durch Kreisgruppen iſt kein Mangel.[105] Ungewöhnlich, aber ſicher auch altem griechiſchem Formenſchatze entlehnt iſt die Hakenſpirale (Armringe von Waldalgesheim, Helm von Amfreville). Die Verballhornung und willkürliche Combination der Ornamente führt ſtellenweiſe zu faſt unverſtändlichen Muſtern, wie z. B. bei dem Helm von Canoſa oder bei den breiten Ornamentſtreifen der Kanne von Waldalgesheim, bei denen man zunächſt nur Reihen von Dreiwirbeln zu erkennen glaubt. Bei dem unteritaliſchen Helm haben wir eine intermittirende Wellenranke mit herzförmig umſchriebenen Palmetten, die ſtark fiſchblaſenartig verdickten, (ganz entſprechend den Bogen der einen Braubacher Schale) noch mit Wellenlinien in beſonders abgegrenzten Feldern verſehenen, ſchräg geſtellten S-förmigen Kurven ſind ihrerſeits nochmals mit intermittirenden Wellenranken verbunden, deren peltenartig umſchriebene Palmetten über der herzförmig umſchriebenen ſitzen. Noch weniger verſtändlich iſt die Compoſition bei den breiten Ornamentſtreifen der Waldalgesheimer Kanne. Hier könnte man wohl daran denken, daß in unendlichem Rapport intermittirende Wellenranken mit herzförmig umſchriebenen Palmetten zu Grunde lagen, doch fügen ſich dieſem Schema weitere fiſchblaſenartige S-Kurven und Voluten ein; eine Analyſe des Muſters oder gar ein Übertragen dieſer Compoſition in eine griechiſche Form, die etwa hier als Vorwurf gedient haben konnte, iſt bereits ganz unmöglich. Ganz willkürlich ſind weiter die Zuſammenſtellungen von Schnecken- und Fiſchblaſenmotiven wie einzelner Voluten auf einer Reihe von Ringen und Fibeln, von denen wir hier einige Proben von böhmiſchen Armringen (Fig. 9) abbilden;[106] der keltiſche Toreut operirte hier mit den ihm geläufig gewordenen Details, ohne ſich im geringſten noch um eine einigermaßen richtige Wiedergabe klaſſiſcher Ornamente zu kümmern. Allerdings ſind dieſe barbariſchen, unklaſſiſchen Combinationen uns nichts Neues mehr, wir hatten Analoges bereits in der erſten La Tènegruppe zu conſtatiren.

Fig. 9. $^{2}/_{3}$ d. Gr. — Ornamente auf böhmischen Armringen. (a) Böhmisch-Brod, (b, c) Zlonitz, (d) Juliska bei Podbaba, (e) Košiře bei Prag.

Dieſe Fiſchblaſenranken und Spiralkurven finden ſich auf den Alterthümern der zweiten La Tèneſtufe in Gravirung vor, weiter auf getriebenen Blechen und auf Durchbrucharbeiten, aber auch in Gußtechnik ausgeführt fehlen ſie nicht. In letzterem Falle ſind ſie meiſt ſcharfkantig oder keilſchnittartig modellirt, die Einrollungen der Kurven werden kräftig betont, es entwickeln ſich die ſtarken Knoten und Buckel dieſer Volutenornamentik, die dann in der folgenden Stufe wahre Ungethüme von Knotenringen zeitigen.

Nicht in allen Fällen haben wir im IV. Jahrhundert in der keltiſchen Buckel- und Knotenverzierung nur deutliche Derivate figürlicher oder Spiralranken-Ornamentik vor uns, wir kennen eine Reihe von Metallarbeiten, bei denen die Verwendung dieſes plaſtiſchen Schmuckes ohne jede Er-

innerung an derartige Vorwürfe erfolgte. Ich meine hier nicht die durch Abſchnürung entſtandenen Knoten (und Rippen) des Reifes und des Bügels zahlloſer Armringe und Fibeln dieſer Stufe, ſondern einen richtigen Knotenbeſatz glatter Ringe, der ſich auch einmal auf einem Fibelbügel wiederholt.[107] Offenbar liegt auch hier wieder eine Weiterverwerthung einmal gewonnener Elemente durch den keltiſchen Toreuten ohne jede Erinnerung an ihre urſprüngliche Bedeutung vor.

Geometriſche Muſter treten in dieſer Stufe mehr in den Hintergrund, ſoweit nicht eben noch nicht genau fixirbare keramiſche Erſcheinungen der älteren Hälfte der La-Tènezeit hier zu berückſichtigen wären. Lineare Details ſind zwar ſehr häufig auf Ringen u. ſ. w. angebracht, ohne jedoch in allen Fällen eigentliche Muſter zu bilden. Sehr beliebt ſind eingeſchlagene oder eingeſtempelte Punktkreiſe, concentriſche Kreiſe u. dgl. Wir ſehen ſolche als Füllung in Reihen auf Hals- und Armringen wie auf Fibeln, auf breiten, meiſt ſchildförmigen Fibelbügeln dienen ſie als Füllung dreieckiger und viereckiger Felder oder langer ſchmaler Streifen, weiter macht die Keramik von ihnen reichlichen Gebrauch (Fig. 10, 11). So z. B. zeigen Buckelſchalen ſolche Kreisroſetten, einige Schalen aus Braubach haben um den Omphalos noch einen aus ſolchen Details zuſammengeſetzten Strahlenkranz; Reihen von Dreiecken, die aus eingedrückten Kreischen gebildet und vielfach an der Spitze von einem größeren Punktkreiſe bekrönt werden, kehren auf großen flaſchenartigen Gefäßen (Braubach, Roſenhöhe bei Darmſtadt), in einfacher Umſchreibung auch auf der Bronzekanne von Waldalgesheim wieder. Intereſſant, aber mehr vereinzelt bleibend iſt das (ſicher aus laufendem Hund verballhornte) Tangentenkreismotiv und weiter das Rautenmuſter auf Fibelbügeln von Langugeſt, Letky und Muttenz, das ſich auch auf Halsringen von Muttenz und Ranis (in Thüringen) wiederholt;[108] iſolirt ſtehen auch die Rautengruppen (Rauten mit Schlangenlinien gefüllt) auf einer Thonvaſe vom Wiener Berg bei Ödenburg da,[109] ebenſo die Hakenkreuze (als Füllung in mehrreihigem Rautenbande) auf einer Lanze derſelben Nekropole[110] und auf den Nabenringen aus Waldalgesheim, wie auch der Mäander (reſp. reciproke Gammafiguren) auf einem Halsringe von Ranis.

Fig. 10. ca. 1/3 d. Gr. — Innenverzierung von Thonschalen aus Braubach.

Die Erzeugniſſe keltiſcher Kunſt und Kunſtinduſtrie des IV. Jahrhunderts bedeuten gegenüber den Materialien der erſten La Tèneſtufe einen weſentlichen Rückſchritt, trotz gewiſſer Neuerungen in der Ornamentik. Den glanzvollen Leiſtungen unter altgriechiſchem Einfluß folgten im IV. Jahrhundert minder glänzende, minder vollendete Arbeiten, die aus dem, was das griechiſche Kunſthandwerk im Zeitalter des Phidias und des Praxiteles zu bieten hatte, nur wenig Anregungen zu ſchöpfen vermochten, ſondern ſich mehr in den alten Bahnen, und zwar, wie ſelbſtverſtändlich, in klaſſiſchem Sinne abwärts, in Bezug auf die Verballhornung, Barbariſirung der klaſſiſchen Elemente in aufſteigender Richtung, fortbewegten, und auch wieder ſchon bei ſehr viel älteren Dingen anknüpften.

Fig. 11. ca. 1/3 d. Gr. — Schulterornamente grosser Thonflaschen aus Braubach.

Wie oben bereits ausgeführt, haben wir von dem dritten Abſchnitt der La Tènezeit, der ungefähr das III. und II. Jahrhundert v. Chr. umfaßt, bei dem Mangel reich ausgeſtatteter Gräber vor-

läufig nur geringe Kenntniß. Das Fehlen einer größeren Menge typischer Ensembles von den verschiedenen Punkten des Verbreitungsgebietes erschwert es uns, die Formen dieser Stufe in allen Fällen von denjenigen der folgenden oder vorhergehenden zu trennen, doppelt empfindlich äußert sich dieser Mangel aber bei der Beurtheilung des Kunstcharakters dieser Stufe, ja mit dem uns heute zu Gebote stehenden Material ist hier ein abschließendes Urtheil überhaupt noch nicht zu gewinnen. Es müßten sich doch in dieser Stufe der Keltenzüge nach Griechenland und Kleinasien und der Gallierkämpfe in Oberitalien intensiv hellenistische Einflüsse offenbaren, aber hinsichtlich dessen versagen unsere Funde zur Zeit noch, jedoch kann ein einziger neuer Fund mit einem Schlage das augenblicklich zu gewinnende Bild vollkommen verschieben. Die beste Erläuterung zu dieser unserer Vermuthung ist der Fund von Waldalgesheim, ohne den wir doch nur den Eindruck gewinnen müßten, daß die keltischen Werkstätten des IV. Jahrhunderts griechischen Einflüssen nachphidiassischer Zeiten so gut wie gar nicht zugänglich waren.

Größere plastische Arbeiten sind aus dieser Stufe noch nicht bekannt geworden. Reichlich findet sich jedoch die Verzierung von Schmuckgegenständen durch Thierköpfe, so vor allem an den Haken der zumeist ja diesem Abschnitt angehörenden großen Bronzegürtelketten (Taf. VI, Fig. 5, 6) und anderen Gürtelschmuckes.[111] Die Stilisirung dieser Thierköpfe, welche tief unter den Leistungen der beiden älteren La-Tènestufen stehen, zeigt, lebhaft an ältere italische Arbeiten erinnernd, mehr „alteuropäischen", hallstättischen Character, jedoch mit gewissen Eigenthümlichkeiten. Diese figürlichen Elemente, bei denen oft Augen, Ohren oder Maul stark kugel- oder scheibenförmig gebildet sind, haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Pferdeköpfen, ob sie jedoch thatsächlich solche vorstellen wollen oder ihnen nicht öfter auch ein anderes Vorbild, vielleicht der Cheniskos, zu Grunde lag, wissen wir nicht. Beachtung verdient auch der Behang dieser Gürtelketten, unter dem traubenförmige und vasenartige Gebilde häufig erscheinen und dem man auch die vasenförmig gebildeten Schlußknöpfe einer Gattung von Pseudo-Früh-La Tènefibeln dieser Stufe anreihen kann; daß eine Übertragung und zugleich Übertreibung klassischer Elemente hier vorliegt, wird man nicht bezweifeln können, aber es brauchen nicht nothgedrungen gerade specifisch hellenistische Details gewesen zu sein.

Eine kleine, bisher aus deutlichem Mittel-La Tènezusammenhange nicht bekannte Gruppe von Gürtelketten, die allerdings in der Form der Glieder von dem üblichen Modell erheblich abweichen, zeigt außer dem Thierkopfhaken auch noch mit anderen zoomorphen Details, vornehmlich dem Cheniskos, geschmückte Glieder; allerdings stehen diese Ketten bereits einer bestimmten Gattung von Spät-La-Tènearbeiten so nahe, daß man die betreffenden Stücke (aus Böhmen, Mähren und Ungarn) zunächst noch der folgenden Stufe einreihen muß, bis etwa neue Funde derartiges bereits für Mittel-La-Tènezusammenhang nachweisen.

Reiche Entfaltung erfährt in dieser Stufe die Spiralornamentik in der starken Betonung der Buckel- und Knotenverzierung. Die hier vornehmlich in Betracht kommenden Hohlbuckel-Charnierringe („Nußarmbänder")[112] bieten eine Fülle interessanter Details hinsichtlich der Ausgestaltung der ursprünglichen Schemata durch den barbarischen Toreuten. Die Verzierung der einzelnen Hohlhalbkugeln der Armbänder ist oft in flachem Relief ausgeführt, oft tritt sie aber auch sehr kräftig hervor, und zwar mehrfach in einer keilschnittartigen Modellirung. Verwendet wurde das Dreiwirbelmotiv, die S-förmige Kurve und der laufende Hund (beschränkt auf drei spiralige Einrollungen und deren zwei Verbindungsstücke). Der barbarische Toreut fügte dazu noch allerhand Einzelheiten, er verdoppelte die Buckel an den Einrollungen der S-Kurven oder setzte einen Buckel auf die Mitte einer solchen Kurve oder halbirte die Buckel des Dreiwirbelornamentes nach Art des Doppelmantelmotives, bei dem laufenden Hund zeigt der mittlere Buckel zwei, ja sogar drei Knoten, während die Enden nur einen aufweisen. Daß bei dem regelmäßig von einem Kreise umschlossenen Dreiwirbel Mitte und Seitenfelder nicht glatt blieben, ist ja selbstverständlich; bei einem Ringe,[113] dessen Ornamentschema scheinbar nur der laufende Hund zu Grunde liegt, finden sich noch accessorische Fischblasenkurven und Knoten, als wäre hier etwa ein Ausschnitt aus einer Flächenverzierung durch zusammenhängende Spiralen wiedergegeben. Jedenfalls bieten die Ringe, welche zumeist böhmischen Fundstätten entstammen, ein lehrreiches Material dafür, wie der barbarische Künstler

urſprünglich einfache Motive behandelte und in beinahe grotesker Weiſe ausgeſtaltete; eine Zuſammenſtellung dieſer Stücke würde eine ebenſo intereſſante Reihe ergeben, wie die vor zwei Decennien erfolgte Veröffentlichung jüngerer keltiſcher Ringe aus Schottland.[114]

Verwandten Character hat eine Gruppe von gegoſſenen dreieckigen Bronzegürtelhaken (ſehr langer ſchmaler Bronzegürtelbleche) des Schemas, das auch wieder in deutlichem Spät-La Tènezuſammenhange (dann jedoch aber unter enger Anlehnung an ſtark helleniſtiſch beeinflußte Arbeiten) erſcheint. Dieſe Gürtelhaken zeigen Hohlhalbkugeln mit meiſt ſtark betonter Buckelverzierung in Verbindung mit Rudimenten von Volutenmuſtern; ob ſie wirklich ſämmtlich nur dieſer Stufe zukommen (wie der Fund von Nauendorf bei Apolda wenigſtens wahrſcheinlich macht), mag dahingeſtellt bleiben.[115] Weiter wären die hier volutengeſchmückten Perlen einzelner Mittel-La Tènefibeln zu nennen. Daß übrigens in dieſer Stufe die Spiralornamentik beim Reliefſchmuck nicht immer blos jener ſtark plaſtiſchen Knotenbildung zuneigte, dafür ſpricht z. B. ein Hohlring aus einem galliſchen Grabe von Bologna mit ſeinen einfach aneinander gereihten S-Kurven mit verdickten Ausläufern.[116]

Weiter kennen wir auf Ringen (Fuß- und Armringen aus Bronze und Eiſen) dieſer Stufe noch Buckelverzierung ohne die verbindenden Kurven. Entweder iſt der ganze Reif mit ſolchen Buckeln beſetzt, oder es trägt ein glatter Reif in Intervallen derartigen Schmuck, der meiſt zu größeren und kleineren roſettenartigen Gruppen vereinigt iſt. Die einzelnen Knoten ſind wieder durch tiefe Kreiſe belebt.[117] Nach meinem Dafürhalten liegt auch hier wieder ein Weiterverwerthen gewiſſer Details ohne jede Erinnerung an ihre urſprüngliche Bedeutung vor.

Eine wichtige Quelle für die Ornamentik dieſer Stufe würden die verzierten eiſernen Schwertſcheiden ſein, von denen La Tène im Neuenburger See ſelbſt eine größere Anzahl ergab, und die auch noch vom Rhein, aus Süddeutſchland, Böhmen, Mähren, Weſtungarn, Krain und vom Nordrande Oberitaliens bekannt ſind.[118] Man ſetzt zwar dieſe Denkmälergattung aus „typologiſchen" Gründen bisher anſtandslos in die Mittel-La Tènezeit, jedoch deutet der Zuſammenhang in der Station La Tène viel mehr auf die Spät-La Tèneſtufe hin, hingegen ſind wirklich datirbare Gräber mit ſolchen Schwertern doch nicht ſehr häufig. Allerdings wird man z. B. den Funden in Schrobenhauſen in Oberbayern und Sobſchitz in Böhmen entnehmen müſſen, daß in kaum anzuzweifelndem Mittel-La Tènezuſammenhange ornamentirte Schwertſcheiden bereits vorliegen, daß dieſe Schwertgattung alſo noch bis ins III. und II. Jahrhundert zurückreicht, was jedoch nicht ausſchließt, daß derartige Stücke auch noch im letzten vorchriſtlichen Jahrhundert entſtanden. Wahrſcheinlich gehen die Anfänge dieſer Denkmälergattung ſogar noch weiter zurück, einige ſo verzierte Waffen wird man gewiß noch in das IV. Jahrhundert verweiſen wollen.[119]

Spärlich finden ſich auf dieſen Waffen figürliche Elemente dargeſtellt. Auf einer Schwertſcheide aus La Tène ſehen wir (auf punktirtem Grunde) drei phantaſtiſche Vierfüßler, die an viel ältere Denkmäler erinnern und als Nachklänge der oberitaliſchen Situlenkunſt gelten könnten; jedoch ſtimmt die Stiliſirung der beiden unteren Thiere ſo ſehr mit Rundfiguren der Spät-La Tènezeit überein, daß dieſe Arbeit wohl kaum ein höheres Alter beanſpruchen darf, weiter wird man dieſe Schwertſcheide kaum von den Eimerbeſchlägen von Aylesford in Kent trennen wollen, alſo auch dieſer Umſtand muß uns davon abhalten, hier an die Mittel-La Tènezeit zu denken. Die figürlichen Schwertmarken (Eber, menſchliche Büſte), die viele Klingen vom Mittel-La Tèneſchema aufweiſen, fallen aller Wahrſcheinlichkeit nach auch erſt der folgenden Stufe zu, wenigſtens ſchließen ſich dieſe Marken mehr den Spät-La Tènedetails an. Eine andere Schwertſcheide aus La Tène zeigt eine ſpiralige Wellenranke, die wohl einen Schlangenleib vorſtellen ſoll, während ihre Einrollungen ſcheinbar mit Thierköpfen mit offenen Mäulern und herausgeſtreckter Zunge oder mit Ranke oder dergl. im Maul abſchließen. Dieſe Thierköpfe, die ebenſogut auch als Vogelköpfe mit gekrümmtem Schnabel angeſprochen werden könnten (wobei jedoch die „Zunge" ſtören würde), und die übrigens nochmals als Abſchluß S-förmiger Kurven auf einigen anderen Scheiden wiederkehren, dürften hier nur unweſentliche Erſcheinungen ſein, denen in dieſem Falle lediglich die Verballhornung eines Pflanzenranken-Ornamentes eine ſolche Ausgeſtaltung gab. Denn auf einer anderen Scheide ſehen

wir eine deutliche ſpiralige Wellenranke (mit dreieckigen Blättern als Zwickelfüllungen in den Gabelungen) ohne jede Spur eines zoomorphen Details.

Der ſich zumeiſt auf das Scheidenmundſtück beſchränkende Schmuck dieſer gravirten und getriebenen (einige Male auch mit Stegen belegten) Schwertſcheiden beſteht hauptſächlich in Spiral- und Pflanzenornament, vielfach jedoch in hohem Grade der Verballhornung. Einmal finden ſich S-förmige Kurven, die einfach an einander gereiht werden, oder es treten zwei S-förmige Kurven im Gegenſinn gegenüber und tragen in dem von ihnen gebildeten Volutenkelch eine dritte. Häufiger ſind noch die mit wellenförmig gebogenen oder gegabelten Enden abſchließenden Dreiwirbelmotive, die das ganze Scheidenmundſtück bedecken oder kleine Kreisſcheiben an den Seiten der Oeffnung füllen. Auch an kurzen Wellenranken, deren Voluten ein Doppelmantelmotiv umfaſſen oder gegabelt ſein können, fehlt es nicht. Eine ſchöne Scheide von Mitrovitz a. Save zeigt zwei derartige Ranken mit theilweiſe ſchneckenartig verdickten Voluten und Zwickelfüllungen (Halbpalmetten in Schraffirung, Blüthe). Weiter werden Palmetten, meiſt in herz- oder peltenförmiger Umſchreibung, verwendet, ebenſo finden ſich auch ſtark verballhornte Palmettenrankenmuſter. Ein noch unedirtes, leider ſehr beſchädigtes Stück (im Röm.-Germ. Centralmuſ. Mainz), wohl aus Mitrovitz a. Save, zeigt eine überreiche Compoſition. An einer anſcheinend peltenförmig umſchriebenen Palmette laufen wulſtige Rankenlinien hinauf und bilden einen Kelch, der ein großes mandelförmig geſtaltetes Blatt trägt; zwiſchen dieſem und den Voluten des Kelches, weiter zwiſchen den Spitzen der Voluten und den hinauflaufenden Rankenlinien, ſchließlich zwiſchen den Rankenlinien ſelbſt (oberhalb der unteren Palmette) ſind von einer Umrißlinie abgeſchloſſene Zwickelfüllungen angebracht, die jedesmal einen von einer Spirale ausgehenden Volutenkelch zeigen. Das Ganze bekrönt nochmals eine herzförmig umſchriebene Palmette. Unterhalb dieſer Compoſition iſt durch Corroſion die Verzierung bis an das Scheidenmundſtück beinahe gänzlich zerſtört, verſtändlich iſt hier nur einmal eine peltenförmig umſchriebene Palmette. Das Schema, das wohl dieſer (ſicherlich nicht durch rein helleniſtiſche Arbeiten, ſondern durch griechiſche Rankenornamente jüngerer rothfiguriger Vaſen u. ſ. w. angeregten) Compoſition zu Grunde liegt, ſcheint ſich öfter zu wiederholen, wenigſtens ſpricht das Ornament auf einer Schwertſcheide von Csabrendek im Comitat Zala, woher übrigens auch eine prachtvoll ornamentirte Eiſenlanze mit reichen, aber ſtark verballhornten Rankenmuſtern ſtammt, dafür. Schließlich wären noch als Verzierung dieſer Schwertſcheiden die Kreisfelder, die gelegentlich dreiblättrige Blüthen umſchließen, zu nennen. Verwandte Elemente finden ſich auch unter den Schwertmarken, ſo die Mondſicheln und Schilde (theilweiſe wohl Umſchreibungen von Palmetten) und der Dreipaß. Als Umrahmung oder Abſchluß des verzierten Theiles der Scheide dienen meiſt geometriſche Muſter, Bogen- und Wellenreihen oder Zickzacklinien in Begleitung gerader Linien oder geſtrichelte Bänder. Rein geometriſches Ornament als alleinige Verzierung der Scheide iſt ſelten.

Noch beſſer, als die Hohlbuckelringe, vermag dieſe Denkmälergattung zu zeigen, wie der barbariſche Künſtler durch Weiterführung und willkürliche Combination einiger einfacher Motive, die bereits in weſentlich ältere Zeiten zurückreichen, eine Fülle variirender Verzierungen ſchuf. Specifiſch helleniſtiſche Einflüſſe können hier wohl als nahezu ausgeſchloſſen gelten, denn es handelt ſich hier im Grunde zumeiſt doch nur um die Elemente, welche der barbariſchen Kunſt in den vorangehenden Stufen ſchon geläufig waren.[120]

Dem dritten Abſchnitt der La Tènezeit gehören auch die älteſten Münzen der barbariſchen Völker nordwärts der Mittelmeerzone an. Es iſt ja bekannt, daß die barbariſche Münzprägung ſich zunächſt ſehr eng an eine Reihe klaſſiſcher Vorlagen der helleniſtiſchen Zeit (die ja auch ältere Typen aufzuweiſen haben) anlehnt, dieſe imitirte, bis zur Unkenntlichkeit verballhornte, jedoch verhältnißmäßig ſpät erſt eigene Münztypen ſchuf. Die Mehrzahl der vom Ocean bis zum Pontos verbreiteten barbariſchen Münzen iſt viel jüngeren Datums und reicht ſtellenweiſe bis in die erſte Kaiſerzeit. Für die Kunſt und Kunſtinduſtrie der jüngeren Hälfte der La Tènezeit dürfen wir ihre Bedeutung jedoch auch wieder nicht allzu hoch einſchätzen. Sie ſind allerdings wichtig und lehrreich dafür, wie der barbariſche Stempelſchneider die klaſſiſchen Vorlagen ummodelte und durch eigene Zuthaten um-

geſtaltete, ſie bieten auch treffliche Parallelen für zahlloſe Details der Spät-La Tènekunſt, aber weſentlich neue Elemente in größerer Anzahl haben ſie dem keltiſchen Kunſthandwerk nicht vermittelt, und von den ſpecifiſch helleniſtiſchen Details im La Tènekreiſe iſt durch ſie doch nur ein Bruchtheil eingeführt worden.

Was wir hier über die keltiſchen Denkmäler der Zeit um 200 v. Chr. zu ſagen haben, iſt ſomit ſehr wenig, namentlich, wenn wir uns auf ſolche Funde zu ſtützen ſuchen, die durch ihren ganzen Inhalt, nicht blos durch einzelne Typen, als ſicher der Mittel-La Tèneſtufe angehörend erwieſen werden. Aber aus der vorläufigen Untrennbarkeit einzelner Erſcheinungen dieſer und der folgenden Stufe darf man wohl den Schluß ziehen, daß im III. und II. Jahrhundert im barbariſchen Kunſthandwerk Manches ſich ſchon vorbereitete, was auf den Spät-La Tènealterthümern in ſcharf ausgeprägter Form vorliegt, ſo namentlich auch hinſichtlich helleniſtiſcher Einflüſſe.

Für den ungefähr mit dem Feſtſetzen der römiſchen Macht in Südgallien und der Kimbern- und Teutonenwanderung beginnenden letzten Abſchnitt der La Tènezeit erſcheinen die Materialien für die Beurtheilung des Kunſtcharacters wieder reichlich, wenngleich ſie uns auch noch nicht über alle ſich aufdrängenden Fragen aufzuklären vermögen. Mit der Spät-La Tèneſtufe treten uns viele neue, in keinem deutlichen Zuſammenhange mit den Denkmälern der vorausgehenden Stufen ſtehende Elemente entgegen, die einmal auf Einflüſſe der helleniſtiſchen Kunſtinduſtrie hinweiſen, dann aber wieder an Details ſehr weit zurückliegender Zeiten anknüpfen. Beibehalten von „La Tèneelementen“ in mäßigem Umfange, ſtarkes Wiederaufleben älterer einheimiſcher und fremder (ſüdlicher) Erſcheinungen, wie ſie in der Hallſtatt- und am Beginn der La Tènezeit in den Funden nordwärts der Alpen vorhanden ſind, endlich ſtarke Beeinfluſſung durch helleniſtiſche Arbeiten, das iſt es, was die barbariſche Kunſt des La Tènekreiſes im letzten Jahrhundert der römiſchen Republik kennzeichnet. In manchen Fällen laſſen ſich aus der erſten Kaiſerzeit noch Arbeiten im Spät-La Tènecharacter, namentlich aus der Alpenzone, nachweiſen; im Folgenden werden wir häufig auf ſolche Stücke Rückſicht nehmen, ohne die zeitliche Differenz noch beſonders zu betonen.

Reiche Verwendung finden in der Kunſt und Kunſtinduſtrie der Spät-La Tènegruppe Thierdarſtellungen und zoomorphe Details, auch der Menſch iſt von der Darſtellung nicht ausgeſchloſſen. Wir kennen nackte und bekleidete Menſchenfiguren und Thierfiguren (Pferde, Hunde, Widder, Eber und Vögel), weiter in Hoch- und Flachreliefausführung wie in Zeichnung Menſchendarſtellungen und Menſchenmasken, ganze Thiere (z. B. Delphine, Eber, Pferde, die zu phantaſtiſchen Weſen umgeſtaltet erſcheinen, und Vögel), Thierprotomen (Pferd mit Hörnern, Schwein, Vogelprotomen) und Thierköpfe (Widder- und Stierköpfe, Cheniskoi u. ſ. w.). Als ornamentaler Schmuck erſcheinen daneben auch noch Muſcheln, Blätter und Palmetten. Das Pflanzenranken- und Spiralornament tritt mehr in den Hintergrund, doch fehlt es nicht ganz an bedeutſamen Denkmälern dieſer Gattung, meiſt mit Motiven, wie wir ſie in verſchiedenen älteren Stufen beobachten können; daneben laſſen ſich aber auch einzelne Neuerungen im Pflanzenornament beobachten. In gewiſſem Reichthum machen ſich geometriſche Ornamente geltend, und zwar theilweiſe auch ſolche, die man für gewöhnlich ſehr viel älteren Zeiten zuweiſen würde.

Wir beginnen hier die Betrachtung der einzelnen Äußerungen der Spät-La Tènekunſt mit der Beſprechung der figürlichen Darſtellungen. An Rundbronzen führen die Spät-La Tèneſchichten ſowohl Menſchen- wie Thierfiguren, die theils auf helleniſtiſche Vorbilder und helleniſtiſche Anregungen zurückgehen, theils auch als ſpäte Wiederholungen ſehr viel älterer Arbeiten zu bezeichnen ſind.[121] Von Menſchendarſtellungen laſſen ſich nackte und bekleidete nachweiſen, und zwar auch unter den Figürchen barbariſcher Stiliſirung ſelbſt, nicht etwa nur unter den mehr oder minder gelungenen, überdies noch durch klaſſiſche Attribute gekennzeichneten Imitationen helleniſtiſch-römiſcher Arbeiten, wie ſie auf dem Fondo Baratela bei Eſte und auf der Gurina in Kärnten gehoben wurden.

Der Kopf eines nackten Figürchens von der Gurina[122] zeigt alterthümliche Stiliſirung, entſprechend keltiſchen Arbeiten der erſten La Tèneſtufe. Dieſem Stück iſt wohl eine in Farö auf Seeland ge-

fundene nackte weibliche Figur[123] von allerdings ſchlechter Erhaltung an die Seite zu ſtellen. Eine andere nackte männliche Figur von der Gurina[124] zeichnet ſich auch wieder durch eine entſprechend alterthümlich ſtiliſirte Maske aus, während die Haltung der Arme eine Ableitung von einem klaſſiſchen Heraklesfigürchen oder dergl. nahelegt. Eine noch wieder roher ausgeführte (unedirte) Bronze desſelben Schemas vom Hradiſcht bei Stradonitʒ trägt in der Rechten eine auf einem langen Schaft ſitʒende Waffe (Celt?), die Stiliſirung des Kopfes iſt hier auch wieder nach Art älterer Stücke (etwa der jüngeren altitaliſchen Gruppe). Aus dem Grabfelde von Idria bei Bača ſtammt eine hervorragende Bronze des Spät-La Tènekreiſes,[125] die einen Mann mit erhobenen Armen, eng anliegendem Gewande und behelmtem Kopfe darſtellt; mit Hallſtattarbeiten hat das Figürchen nichts gemein, es ſteht trotʒ ſeiner ſtrengen, allerdings wieder nicht mit älteren La Tènearbeiten übereinſtimmenden Stiliſirung weit über etwaigen Leiſtungen einer der Situlenkunſt des öſtlichen Oberitaliens entſprechenden Plaſtik. Der Helm der Bronze iſt übrigens durchaus nicht als etruskiſch des V. Jahrhunderts aufzufaſſen, ſondern als eine um Jahrhunderte jüngere Wiederholung dieſer langlebigen Helmhutform, wie ſie Grab No. 18 von Idria bei Bača oder die Nekropole von Giubiasco ſo deutlich im Spät-La Tènezuſammenhange führen. Weiter nennen wir hier die mehrfach reproducirte Bronze unbekannten Fundortes im Kopenhagener Muſeum,[126] deren Kegelhelm gekrümmte, mit Knöpfen abſchließende Hörner (die ſo oft an figürlichen Arbeiten des Spät-La Tènekreiſes erſcheinen) trägt. Iſt auch dieſe Figur wieder von hochalterthümlichem Character, ſo iſt ſie doch frei von der Stiliſirung älterer italiſcher (oder etwa orientaliſcher) Figuren und kann ſich ſehr wohl den hier aufgezählten Stücken anſchließen, weshalb ich das Stück anſtandslos für den Spät-La Tènekreis in Anſpruch nehmen möchte. Endlich wären hier noch kleine Knotenringe von Ptin in Mähren anzuführen, welche in dem vom Ringe umſpannten Felde Menſchenfiguren mit erhobenen Armen, allerdings in ſehr roher Ausführung, zeigen.[127]

In Zeichnung finden ſich Menſchendarſtellungen in dieſer Stufe in gewiſſer Menge auf gepreßten und gravirten Bronzeblechen vom Fondo Baratela bei Eſte, weibliche Gewandfiguren wie Krieger zu Fuß und zu Pferd, die lebhaft an die viel ältere Situlenkunſt des venetiſchen Kreiſes erinnern. Ein Theil dieſer meiſt rohen Arbeiten mag thatſächlich auf die Situlenkunſt (reſp. deren klaſſiſche Vorlagen) zurückzuführen ſein, im öſtlichen Oberitalien mochten ſehr wohl alte Traditionen lokal nachleben, ſo wie wir weiter weſtwärts für die Spät-La Tènezeit etwas Analoges beobachten können, zumal von echter La Tèneſtiliſirung hier doch nur wenig zu ſpüren iſt. Zum Theil ſind die Vorbilder für dieſe Zeichnungen aber wieder zeitgenöſſiſchen klaſſiſchen Arbeiten, etwa Münzen oder geſchnittenen Steinen, entlehnt, ich denke hier z. B. an die Reiter mit Helm, Schild und Lanze, deren galoppirende Pferde mehrfach ſchöne klaſſiſche Vorlagen verrathen und trotʒ ihrer rohen Ausführung nichts mit der Situlenkunſt gemein haben, ſondern auf ganz andere, weſentlich jüngere Quellen hinweiſen.[128]

Die Baratelableche mit Darſtellungen von Kriegern mit Helm und Rundſchild bieten uns eine gute Erklärung auch für eine ſkulpirte Stele von ſcheinbar ſehr viel älterem Character aus dem Gräberfelde von Jezerine in Nordbosnien.[129] Dic Nekropole von Jezerine vermag ich mit ihren älteſten Gräbern nicht über die Mittel-La Tèneſtufe hinauszuführen, jene Stele kann demnach auch nicht älter ſein; daß wir nun im Fondo Baratela in deutlichem Spät-La Tène-frührömiſchem Zuſammenhange vergleichbare Darſtellungen antreffen, muß jeden Zweifel über die Zeitſtellung dieſer Stele heben. Aus einem noch weiter oſtwärts gelegenen Gebiete kennen wir übrigens nochmals eine primitive Menſchendarſtellung, nämlich auf einem Silberblech des dakiſchen Silberfundes von Cſora, das der Fundzuſammenhang der Zeit um den Beginn unſerer Zeitrechnung zuweiſt; an Roheit der Ausführung ſteht dieſe Arbeit ungefähr auf einer Stufe mit althallſtättiſchen Zeichnungen, fundamental davon verſchieden ſind aber die als Füllornament dienenden Blättchen.[130]

Auch im weſtlichen Oberitalien und dem mit ihm verbundenen Theil der Alpenzone fehlt es an Darſtellungen des Menſchen auf Arbeiten dieſer Zeit nicht. Das bereits erwähnte Bronzegürtelblech von Cerinasca-Arbedo zeigt auch eine gravirte Menſchenfigur, welche ſtiliſtiſch gut zu den anderen Zeichnungen dieſer Gürtelplatte paßt, von den Baratelablechen aber ganz abweicht. Hoffentlich bleibt dieſes bedeutſame Stück nicht mehr allzulange das Einzige ſeiner Art in dieſem Kreiſe.

Menſchenmasken liegen aus der Spät-La Tèneſtufe von ſehr verſchiedenen Arbeiten und in verſchiedenartiger Stiliſirung vor. Die Masken der Attachen des Eimers von Aylesford und der Stabbeſchläge am Wagen von Deibjerg in Jütland ſtehen denen der älteren La Tènezeit ſehr nahe; weiter gehören dahin die Masken auf Fibeln und Gefäßen aus dem ſüdalpinen Gebiet, ein Beſchläg vom Hradiſcht von Stradonitz und offenbar auch noch die maskengeſchmückten Goldblechperlen von Regöly (Szarazd) in Pannonien,[131] die in Spät-La Tènezuſammenhang gehoben wurden, obwohl ihre Zeitſtellung wegen ihres ſingulären Characters doch nicht ganz geſichert iſt.

Ein ſehr ſchön gearbeiteter Kopf, den J. Déchelette[132] richtig als Schwertknopf gedeutet hat, ſtammt vom Hradiſcht von Stradonitz; dieſes Stück verträgt nicht mehr einen Vergleich mit den Früh-La Tènemasken, ſeine Stiliſirung läßt doch eine edlere Vorlage erkennen. Überaus werthvoll iſt dieſe Bronze deshalb, weil ſie, als unzweifelhaft junge La Tènearbeit, für dieſe Stufe das Vorhandenſein maskengeſchmückter Schwerter mit Pſeudo-Hufeiſengriffen nachweiſt und ſo eine erwünſchte Erläuterung für das Vorkommen von Kurzſchwertdarſtellungen auf galliſchen Münzen[133] iſt. Sicherlich gehören auch andere Schwerter dieſes bereits am Beginn der La Tènezeit vorhandenen Schemas erſt der Spät-La Tèneſtufe an, ich möchte das geradezu für einzelne Exemplare als beſtimmt hinſtellen.[134] Für das Studium der Plaſtik dieſer Zeit bringen dieſe Stücke neue Materialien bei, vornehmlich, weil ſie ungefähr gleichalterige, jedenfalls nicht bis in archaiſche Zeiten zurückreichende klaſſiſche Vorlagen verrathen. Vom Hradiſcht von Stradonitz liegt übrigens noch ein Kopf aus Bernſtein vor, der auch in dieſe Reihe barbariſcher Repliken verhältnißmäßig junger klaſſiſcher Bildwerke gehört, da er doch wohl nicht aus helleniſtiſcher Werkſtätte ſtammt. Ebendahin hat man auch wieder die Menſchenmaske vom Keſſel von Rinkeby (Fünen)[135] zu rechnen; auf dieſem Keſſel wird ſogar die bekannte klaſſiſche Übung, die Augen von Bronzeköpfen mit anderem Material einzulegen, wiederholt.

Eine wichtige, wieder nach einer ganz anderen Richtung hinweiſende Arbeit iſt das mit hochalterthümlicher Doppelmaske geſchmückte Bronzebüchschen (Taf. VI, Fig. 7) aus einem Spät-La Tènegrabe von Bad Nauheim in Oberheſſen.[136] Das Büchschen erinnert in der Formgebung an altkorinthiſche Thonklappern, ſein Maskenſchmuck findet auch nur ſeine Erklärung durch klaſſiſche Arbeiten der durch dieſe Parallele ungefähr angedeuteten Zeit; wenn wir eine ſtiliſtiſch naheſtehende Bronze in einem ſpäthallſtättiſchen Grabe (des VII. und VI. Jahrhunderts v. Chr.) in der Zone nordwärts der Alpen antreffen würden, wäre das eigentlich nur etwas Selbſtverſtändliches. Für dieſes nun unzweifelhaft aber der Spät-La Tèneſtufe angehörende Büchschen möchte ich eine Entſtehung in der ſüdalpinen Zone annehmen, deren Nekropolen vom Ende der La Tènezeit ja in reicher Fülle Wiederholungen ſehr viel älterer klaſſiſcher Erſcheinungen zeigen; am Südrande der Alpen — wenn wir uns an bereits vorliegende Funde halten wollen, etwa im Teſſingebiet — war das Milieu, in dem eine ſolche Replik einer altgriechiſchen Arbeit ihren Urſprung haben konnte. Thatſächlich fehlt es nun hier auch nicht an figürlichen Elementen, die auf Vorlagen jener Zeit zurückgehen, beim Anblick des Maskenſchmuckes einiger gegoſſener Gefäßhenkel aus der Nekropole von Giubiasco war für mich das Räthſel des Nauheimer Büchschens gelöſt.

Unter den Votivgaben vom Fondo Baratela liegen Bronzebleche mit Geſichtsdarſtellungen (in Vorder- und Seitenanſicht), von denen einige an Primitivität nichts mehr zu wünſchen übrig laſſen. Hier ſchließen ſich auch noch Bleche mit Darſtellungen menſchlicher Glieder, kopfloſer Körper u. ſ. w. an, die ſowohl vom Fondo Baratela wie von der Gurina bekannt ſind. Trotz ihres primitiven, hochalterthümlichen („althallſtättiſchen") Characters paſſen dieſe Votive ſehr gut in den Spät-La Tènerahmen der ſüdalpinen Zone, hier, wo auch die altitaliſche Bronzegefäßinduſtrie nachlebt und nachwirkt.[137]

Die bildende Kunſt und Kunſtinduſtrie der Spät-La Tènezeit bethätigte ſich in nicht geringerem Grade auch in der Wiedergabe des thieriſchen Körpers und in der Verwendung zoomorpher Details. Es fehlt auch hier wieder nicht an verſchiedenartiger Stiliſirung und verſchiedenartiger Ableitung.

Unter den Rundbronzen haben wir zunächſt zwei wichtige, in der Stiliſirung wieder an ſehr viel ältere Arbeiten erinnernde Gruppen hervorzuheben. Die eine Klaſſe, die trotzdem auf mehr oder

minder gleichzeitige klaſſiſche Vorlagen zurückgehen könnte, ſucht gegenüber älteren barbariſchen Bildwerken unſerer Gebiete (etwa der alten Hallſtattzeit) die Thiere möglichſt natürlich wiederzugeben, wenn auch wieder in einer eigenartigen alterthümlichen, aus dem klaſſiſchen Kreiſe nicht unbekannten Behandlung des Thierkörpers, die den Schulter- und Beckengürtel etwas zu ſtark betont, während der Leib demgegenüber zu dünn gebildet wird (Taf. VI, Fig. 8, 9). Pferde, Hunde, Widder und Kühe werden z. B. ſo dargeſtellt. Derartige Bronzen ſtammen aus der Rheinprovinz, aus Gräbern bei Heppenheim und Oſthofen in Rheinheſſen, von La Tène, von Sempt in Oberbayern, vom Hradiſcht bei Stradonitz, von der Gurina und vom Fondo Baratela, ein kopfloſes Fragment enthält auch der Berliner Antheil des Manchinger Spät-La Tènefundes.[138] Die zweite Gruppe umfaßt nur Eberfigürchen,[139] die ſich von den Britiſchen Inſeln bis nach Ungarn verfolgen laſſen (z. B. von Hounslow, von der Scharka und vom Hradiſcht bei Stradonitz, von der Gurina ſtammend); die Bronzen ſind meiſt noch viel primitiver ſtiliſirt, die oft hohen Kämme legen die Annahme einer Beeinfluſſung durch ſehr alte Darſtellungen nahe. Einzelne Eberfigürchen ſind übrigens auch wieder nach Art der erſtgenannten Klaſſe modellirt.

Thierdarſtellungen, die ſtiliſtiſch dieſen beiden Gattungen vollkommen entſprechen, kehren im Spät-La Tènekreiſe auch in Zeichnung wieder, auf getriebenen Metallblechen wie auf Münzen.[140] Zur erſten Gruppe gehören die ſchon genannte Schwertſcheide von La Tène und das Eimerbeſchläg von Aylesford, weiter zahlloſe Münzen mit Pferden, die auch A. J. Evans bereits zum Vergleich heranzog. Die pferdeartig geſtalteten Vierfüßler der gepreßten Metallbleche von Aylesford und La Tène ſind durch den keltiſchen Künſtler in phantaſtiſche Weſen umgewandelt. Hier einen Zuſammenhang mit älteren Elementen der Situlenkunſt anzunehmen, haben wir nicht mehr nöthig, denn die ſtiliſtiſche Verwandtſchaft mit den gleichzeitigen Rundfiguren iſt zu erſichtlich, zudem lehren gerade die keltiſchen Münzen deutlich, wie der barbariſche Künſtler menſchliche Köpfe und Thiere mit Spiralranken und Voluten, die dem La Tèneformenſchatze ja geläufig waren, verſah und figürliche Details oft geradezu in Spiralwerk auflöſte. Weiter laſſen ſich auf den Münzen zur Genüge wieder Pferde mit vogelartigem Kopf, mit volutenartig ausgezogenen Ohren, mit Ranke im Maul oder gegabelter Ranke an Stelle eines Schweifes nachweiſen.[141] Auch der Eber fehlt bekanntlich nicht im Typenſchatz der keltiſchen Münzen, zumeiſt in ganz den Rundbronzen entſprechender Ausbildung. Für die weſentlich beſſer modellirte Eberfigur von der Scharka wäre als Nachweis einer ſtiliſtiſch gleichwerthigen Ausführung in Flachrelief an die ſchöne getriebene Bronzeplatte von Rinkeby zu erinnern.[142]

Eine andere Gruppe von Thierdarſtellungen haben wir lediglich wohl als mäßig gelungene, frei von barbariſcher Stiliſirung bleibende Wiederholungen klaſſiſcher Vorlagen aufzufaſſen, ſo die bereits erwähnten galoppirenden Pferde und die ebenſo auf galliſchen Münzen wiederkehrenden Rinder einiger Baratelableche. Wie ſchon bemerkt, mochten hier die Vorwürfe Münzen und geſchnittenen Steinen entnommen ſein. Daß auch letztere Denkmälergattung nicht ganz ohne Einfluß war, beweiſen die keltiſchen Münzen mit Thieren mit „Kugelgelenken", die ſichtlich durch die etruskiſchen Kugelſkarabäen des IV. Jahrhunderts und analoge Steine angeregt wurden. Eine relativ ſpäte klaſſiſche Vorlage ſpricht übrigens auch aus einem Gürtelhaken der Nekropole von Molinazzo (Teſſin), welcher in Durchbrucharbeit affrontirte marine Monſtra und Vögel zeigt.[143]

An ſehr alte Erſcheinungen erinnern wieder ein thönernes Doppelfigürchen in der Wiener Collection vom Hradiſcht von Stradonitz und eine (unedirte) Fußvaſe mit Thierleib (Vogelfigur) aus Cerinasca (Teſſin); es mag dahingeſtellt bleiben, ob bei dieſen Stücken ein Zuſammenhang mit alten Dingen anzunehmen iſt, wenn für einen ſolchen auch ſehr viel ſpricht. Ebenſowenig läßt ſich etwas über ein rohes Thierfigürchen auf einer Silberfibel von Strbci in Bosnien ſagen.[144]

Vogelfiguren begegnen uns verhältnißmäßig ſpärlich im Spät-La Tènekreiſe. Aus einem der Gräber von Geiſenheim im Rheingau ſtammt eine große Thonfigur (mit ſchwarzer Glaſur) in Geſtalt eines fußloſen Vogels, analoge kleine Figürchen ſitzen auf einem Knotenring von Epfach am Lech und auf einer nordiſchen Zierplatte, ein entenförmig geſtalteter Vogel mit Andeutung der Füße auf einer großen Gürtelſpange vom Urnenfeld von Leimbach bei Salzungen. Auf einem Ringe vom

Hradiſcht iſt ein fliegender Vogel dargeſtellt, was gegenüber den erſtgenannten Arbeiten doch eine relativ junge Vorlage vorausſetzt.[145] Beſondere Bedeutung innerhalb des Spät-La Tènekreiſes beanſpruchen dieſe Figuren (zumeiſt von mehr „alteuropäiſchem" Character) nicht. Ungleich wichtiger iſt eine in Zeichnung ausgeführte Darſtellung eines Kranichs oder dergl. auf den gepreßten Bronzeblech-Wangenklappen des Helmes von Vini vrh bei St. Margarethen in Krain,[146] die in der Stiliſirung an ältere Arbeiten erinnert; techniſch ſtehen dieſe Wangenklappen einer Reihe von Bronzeblechen nahe, welche ihrerſeits in der Verzierung ſich wieder ſtark an alte Elemente (vornehmlich der jüngeren Hallſtattzeit) anlehnen. Der Vollſtändigkeit halber ſei hier noch die Vogeldarſtellung auf dem ſchon mehrfach erwähnten Gürtelblech von Cerinasca-Arbedo genannt; ein anderes Gürtelblech dieſer Nekropole iſt außer mit gravirten Vögeln auch noch mit getriebenen „Hallſtattvögelchen" verziert.

Die nämliche Häufung verſchiedenartiger Elemente kehrt bei dem figürlichen Beiwerk von Geräthen und Schmuckſachen wieder. Thierprotomen und Thierköpfe, namentlich ſolche mit Hörnern mit Kugelenden, ſpielen eine weſentliche Rolle im Kunſthandwerk der Spät-La Tènegruppe, z. B. als Griffe von Meſſern (Taf. VI, Fig. 10), Trinkhornenden, Beſatzſtücke von großen Metallkeſſeln, an Gefäßhenkeln, auf Zierſcheiben und auf Fibeln.[147]

Der Manchinger Spät-La Tènefund enthielt eine als „halbes Schwein" bezeichnete Bronzetülle (Trinkhornbeſchläg oder Theil eines Wagens?), die eine Thierprotome darſtellt; das Gebilde zeigt auf der einen Seite zwei wagerecht angebrachte Ohren, auf der anderen zwei Hörner mit Kugelenden, die in dieſem Falle alſo als Füße aufzufaſſen wären, wenn man nicht hier eine grobe Verballhornung einer guten Vorlage durch den barbariſchen Handwerker annehmen will. Eine prächtige, leider noch unedirte Arbeit dieſer Gattung iſt der Henkel einer Bronzevaſe von Giubiasco, welchen ein Widderkopf mit Kugelhörnern ſchmückt. Weniger charakteriſtiſche Thierköpfe mit Hörnern (Widder- und Stierköpfe, gelegentlich mit Kugeln auf den Hörnern) bilden den Schmuck von Knotenringen, die wir aus Oeſterreich, vom Rhein und aus der Schweiz kennen; einzelne Knotenringe, z. B. vom Hradiſcht bei Stradonitz, ſind überhaupt nur noch mit Hörnern als letztem Rudiment der Thierprotome verziert.[148]

Selbſtverſtändlich tragen nicht alle gehörnten Thierprotomen jene Kugelenden. Wir erinnern hier z. B. an die Protomen der Keſſel von Rinkeby auf Fünen und Langholmen auf Seeland, welche durch Andeutung und Angabe der Vorderfüße und durch ungleich beſſere Modellirung ſich auszeichnen; daß bei dieſem Keſſelſchmuck unbedingt klaſſiſche Vorbilder mitſprachen, wird man nicht bezweifeln können. Auch bei dem pferdekopfverzierten Henkel eines Bronzegefäßes aus einem anderen däniſchen Funde, ebenſo bei den mit zoomorphen Details geſchmückten Vaſenhenkeln der ſüdalpinen Fundſtätten (aus Giubiasco und Idria bei Bača) fehlt jene eigenthümliche Zugabe.[149]

Wenn wir bei Materialien aus der ſüdalpinen Zone noch verweilen wollen, ſo hätten wir einmal an die im Teſſin wie im öſterreichiſchen Küſtenlande erſcheinenden rohen Thierkopffibeln, die eine weite Kluft von unſeren Früh-La Tènetypen trennt, zu nennen.[150] Ein Prachtſtück iſt die mit Widder- und Stierkopf geſchmückte große Fibel von Jezerine,[151] ein typologiſches Gegenſtück der däniſchen Fibel aus dem Söftenmoor. Vielleicht auch noch in dieſem Zuſammenhange hätten wir die Anhänger ſehr alten Schemas mit alterthümlich ſtiliſirten Pferdeköpfen aus der gleichen Nekropole[152] anzuführen, denen noch Fibeln mit ähnlich gebildetem Pferdekopf ſich anreihen; jedoch erinnern dieſe in Spät-La Tène-älterrömiſchem Milieu aufgefundenen Schmuckgegenſtände, theilweiſe wenigſtens, in der Behandlung der Pferdeköpfe bereits wieder ſo lebhaft an provinzialrömiſche Arbeiten etwas jüngerer Zeiten (Thierfibeln u. ſ. w.), daß dieſe Stücke hier beſſer ausgeſchaltet bleiben.

Rohe Thierköpfe zeigen weiter durchbrochene, dreieckige Gürtelhaken (aus Rheinheſſen) wie langgeſtreckte ſchmale Gürtelſpangen (Buchow im Weſthavelland, Eſchollbrücken bei Darmſtadt). Köpfe mit langem, ſchmalem oder breitem Halſe, deren Augen oder Ohren durch Kugeln angedeutet ſind, während das Maul einen Scheibenabſchluß trägt u. ſ. w., alſo Typen, die uns ſchon an den

Gürtelketten der vorangehenden (dritten) La Tèneſtufe begegnet ſind, finden ſich auf anderem Gürtelſchmuck, ſo an einem dreieckigen Gürtelhaken von Biskupſtví in Mähren, als Schließhaken großer emailverzierter (aus ſtiliſtiſchen Gründen erſt der Spät-La Tènezeit zuzuweiſender) Gürtelketten ungariſcher Provenienz wie der bekannten, aus rechteckigen Blechen zuſammengefügten „holſteiniſchen“ Gürtel. Einige dieſer Köpfe mögen auf den Cheniskos zurückgehen, denn Cheniskoi waren nichts Fremdes in dieſem Kreiſe, erſcheinen ſie doch in einiger Häufigkeit an den Henkelattachen barbariſcher Schnabelkannen aus den Teſſiner Gräbern, weiter in Bibracte und am Hradiſcht von Stradonitʒ in Fragmenten wie auch an einem vollſtändig erhaltenen Gürtelring (mit Strichelung für Emaileinlage), ebenſo liegen von dieſen beiden Punkten auch Vogelprotomen mit Entenkopf (theilweiſe mit Emaileinlage) vor. Auch ſonſt, auf noch anderen Geräthen, fehlt es nicht an Verwendung von Thierköpfen, ich erinnere nur an die von J. Déchelette zuſammengeſtellten Widderköpfe von thönernen Feuerböcken aus Frankreich (wohl zumeiſt noch in die Spät-La Tènezeit zurückreichend), die vielfach vorzüglich modellirte Köpfe wiederholen, weiter an ein allerdings ſehr rohes Thondeckelchen aus einem Spät-La Tènegrabe von Stadecken (Rheinheſſen), oder an den ebenſo roh ausgeführten Griff eines Eiſenmeſſerchens von Nauheim (Oberheſſen).[153]

Fig. 12. ca. 1/3 d. Gr. — (a) Attache vom Eimer von Rondsen; (b, d) Gürtelhaken aus Rheinhessen; (c) Theil einer Gürtelkette aus Ungarn.

Den bisher gegebenen Nachweiſen wird man bereits entnehmen können, daß von einem einheitlichen Spät-La Tèneſtil nicht die Rede ſein kann, daß vielmehr aus dem Spät-La Tènekreiſe Äußerungen ſehr verſchiedener Wurzeln, ſehr verſchiedener Stilrichtungen vorliegen.

Wir haben hier noch andere Spät-La Tènearbeiten mit figürlichen Elementen, die wir bisher abſichtlich übergingen, zu erwähnen. Es ſind das einmal die Attachen der im Spät-La Tènekreiſe weit verbreiteten Bronzeeimer (Fig. 12, a), die bereits H. Willers beſprochen und richtig gedeutet hat, wenngleich er die ſich hier bietende Spur für die Erklärung auch anderer Spät-La Tènedenkmäler nicht aufnahm.[154] Daß dieſe faſt ſtets in gleicher Weiſe in Hochrelief ausgeführten Attachen nichts mit figuraler Verzierung ſehr viel älterer klaſſiſcher Arbeiten zu thun haben, deren Nachwirken wir ja vielfach bei den bisher betrachteten Denkmälern nachweiſen konnten, und ihre Motive ganz und gar nicht auf die übliche Pflanzenranken-Ornamentik zurückgehen, erkennt man troʒ ihres befremdenden Eindruckes ſofort. Jedoch klärt uns die helleniſtiſche Toreutik vollkommen über dieſe eigenartige Form auf.

Bei der Mehrzahl der barbariſchen Bronzeeimer der Spät-La Tènezeit beſtehen die Attachen aus einem ſenkrechten Stab, der oben mit einem in einem Blätterkelche ſiʒenden Ring (zum Tragen des beweglichen Henkels) abſchließt, während er am unteren Ende zwei lange, divergirende Fortſäʒe entſendet, die nur als umſtiliſirte Delphine gelten können. Eine andere Deutung iſt hier kaum möglich, denn die Wiederholung des in der helleniſtiſchen Ornamentik ja nicht ungewöhnlichen Delphines tritt zu deutlich zu Tage. Es entſpricht allerdings, ſoviel mir bekannt, das Anbringen von zwei Delphinen am unteren Ende einer Eimerattache in der Stellung wie hier durchaus nicht einem geläufigen helleniſtiſchen Schema, ſo wenig wie die groteske Stiliſirung des Delphins, die den Körper ganz falſch gliederte und auch im Umriß unverſtanden wiedergab; beides iſt eben dem barbariſchen Künſtler zur Laſt zu legen, der ein helleniſtiſches Motiv in einer ihm zuſagenden Weiſe verwendete. Der den Ring tragende Kelch am oberen Ende der Attache, ein Detail, das auch gelegentlich unter dem aufgelegten Schmuck von Schwertſcheiden wiederkehrt, dürfte gleichfalls auf klaſſiſche Anregung zurückgehen. Übrigens zeigen einige Eimer dieſer Gattung auch noch anders gebildete Attachen, indem der ſtabförmige Theil von einem breiten Blatt ausgeht; auch hier iſt die klaſſiſche Vorlage wieder ſehr durchſichtig.

Eine Reihe anderer Spät-La Tènearbeiten in Bronze wie in Eiſen iſt in der nämlichen Weiſe (in meiſt keilſchnittartigem Relief) hergeſtellt und ähnelt auch in der Verzierung ſehr dieſen Gefäß-attachen (Fig. 12, b—d).[155] Es ſind dies einmal dreieckige, durchbrochene Gürtelhaken, die vom Rhein, aus Böhmen, aus Nordthüringen und Hannover vorliegen, denen ſich meiſt email-verzierte Gürtelkettenglieder aus Ungarn und Mähren[156] anſchließen. Weiter gehören dahin als ganz hervorragende Arbeiten dieſer Richtung Seitentheile von Trenſen aus Aliſe-Ste-Reine und von La Tène ſelbſt, ferner zahlloſe ringförmige Gürtelkrappen (z. B. aus Ornavaſſo, weiter aus der ſüd-, mittel- und norddeutſchen Zone) und andere Gürteltheile (vornehmlich aus La Tène und vom Hradiſcht bei Stradonitz), ebenſo einzelne Gefäßhenkel und Beſchläge. Loſe wären hier auch noch einzelne andere Zierſtücke des Pferdegeſchirres, die auf ſattelförmigen Beſchlagplatten ſitzenden Zügelführungen mit ihren beiderſeits kolbenartig verdickten Ringen, anzureihen, ferner einzelne Vaſenhenkel aus Bibracte und Ornavaſſo, deren Bügel ſich aus abgetheilten Ringen zuſammenſetzt (und deren Attachen, wenigſtens bei dem franzöſiſchen Exemplar, eine Ableitung von Thierköpfen zeigen). Inwiefern der Ornamentik aller dieſer Arbeiten helleniſtiſche Motive zu Grunde liegen, iſt bei dem Fehlen ſehr deutlich ſprechender Stücke noch nicht in allen Fällen zu überſehen, aber man wird hier eine ſolche Ableitung kaum von der Hand weiſen können. Die genannten Gürtelhaken und einzelne Gürtelkettentheile zeigen faſt regelmäßig peltenförmige Motive, die einige Male mit Thierköpfen abzuſchließen ſcheinen. Auf jenen prächtigen Trenſentheilen von La Tène wie auf Gürtelkettenſtücken, an einem noch unedirten Gefäßgriff oder dgl. aus Bibracte und einem Beſchläg von Stradonitz erkennt man den Cheniskos, der entſprechend den Delphinen der Eimerattachen behandelt iſt, und der hier doch nur helleniſtiſchem Formenſchatze entlehnt ſein konnte. Bei den kleinen Gürtelkrappen ſchließt nicht ſelten der Knopf ſich durch einen Blätterkelch dem Rand des Ringes an, wieder entſprechend dem oberen Ende jener Attachen. Um den ſo durchſichtigen Zu-ſammenhang dieſer Spät-La Tènearbeiten mit Erzeugniſſen helleniſtiſcher Toreutik zu erkennen, genügt es, nur einmal einen Blick auf den von Schreiber veröffentlichten Griff eines Gefäßes der Sammlung Trau in Wien[157] zu werfen: freilich, der die Syrinx haltende Eros und dergl. intereſſirte den Barbaren nicht, wohl aber boten ihm dieſe Henkel und andere Arbeiten Details der Thier- und Pflanzenornamentik, die er wieder verwenden konnte, in Menge. Jener Vaſengriff enthält nach meiner Anſicht noch einen anderen Ausgangspunkt für ein Detail der Spät-La Tènegruppe, nämlich in den knopfartigen Füllroſetten;[158] der barbariſche Toreut übertrieb ſie, ſtrichelte ſie ſorgfältig nach geometriſchem Schema, füllte ſie mit rothem Email aus und verwendete ſie überall zur Belebung großer Metallflächen und ſelbſtverſtändlich weiter auch, wo es ihm ſonſt gut ſchien, natürlich dann auch als Köpfe wirklicher Nägel.

Alle dieſe Spät-La Tènearbeiten verknüpft ein Band mit einer beſtimmten Gattung von Erzeug-niſſen provinzialrömiſcher Kunſtinduſtrie, nämlich mit den Durchbrucharbeiten mit Trompeten-muſtern, wie auch A. Riegl bereits für die emailverzierten Gürteltheile dieſer Stufe betont hat. Sie bekunden mit dieſen doch eine gewiſſe Verwandtſchaft in den Ornamenten, was früher dahin führte, jene römiſchen Schmuckſcheiben oft geradezu als keltiſch zu bezeichnen, ſie haben die näm-liche Reliefausführung, kurz und gut, dieſe Gattung von Spät-La Tèneſchmuckſachen kann ſehr wohl als eine Art Vorſtufe jener römiſchen Durchbrucharbeiten gelten.

Einflüſſe helleniſtiſcher Toreutik bekunden ſehr deutlich auch wieder einige Vaſenhenkel aus dem Manchinger Funde, vom Hradiſcht bei Stradonitz, vom Mont Beuvray u. ſ. w. Im Berliner Antheil des Manchinger Fundes liegt ein Vaſenhenkel, der dem Henkel der Kanne von Aylesford und der analogen Stücke aus dem Aare-Zihlcanal und aus Dänemark entſpricht, nur daß die untere Attache ein ausgeſchnittenes Blatt zeigt, das wir als Nachbildung des auf dieſen Kannen ſtets gravirten Orna-mentes unterhalb des Henkelanſatzes auffaſſen müſſen. Ein ähnlicher Henkel findet ſich übrigens auch an einem Mäßchen (wohl nicht rein klaſſiſchen Fabrikates) aus Idria bei Bača. In Ingolſtadt wird aus dem Manchinger Funde ein Schnabelhenkel aufbewahrt, deſſen Vogelköpfe keine Spur einer Verzierung (Punktkreiſe als Augen oder dgl.) tragen; auch dieſes Stück, dem ſich ähnliche von Stradonitz und Bibracte an die Seite ſtellen, möchte ich als eine einheimiſche Wiederholung

helleniſtiſcher Vorlagen auffaſſen. Ein Siebgefäß mit einem Schnabelhenkel primitivſter Form ſtammt auch aus einem Spät-La Tènegrabe von Flonheim in Rheinheſſen; dieſer Henkel und andere der nämlichen Gattung ſind in der Form bereits von dem klaſſiſchen Schema etwas entfernt, ſo daß auch ſie als barbariſche Nachgüſſe gelten können. Übrigens wurde, wie ein ſehr großes emailverziertes Stück vom Mont Beuvray (analog den oben bereits genannten, aus Ringen gebildeten Henkeln) lehrt,[159] dieſer Henkeltypus von den Kelten in ziemlich unſchöner Weiſe weiter ausgeſtaltet. Doch wird es ſchwer ſein, in allen Fällen zwiſchen eingeführter minderwerthiger Waare helleniſtiſcher Fabrik und barbariſcher Nachahmung zu unterſcheiden.

Noch auf zwei andere Erſcheinungen, die in dieſen Zuſammenhang gehören, haben wir hier aufmerkſam zu machen. Auf dem Hradiſcht von Stradonitz wurden in einiger Häufigkeit akroteriumartige Zierbeſchläge (riemenzungenartige Stücke mit Zwinge oder Tülle am Ende) gefunden, deren Palmette meiſt aus einem Blätterkelch herauswächſt.[160] Dieſe Palmetten ſind natürlich auch wieder zeitgenöſſiſchen klaſſiſchen Arbeiten entlehnt, auf keinen Fall aber etwa Derivate jener in der Früh-La Tènezeit nachweisbaren Umſtiliſirungen altgriechiſcher Palmetten. Dieſe Stücke ſind bisher aus dem Spät-La Tènekreiſe nur von Stradonitz und vereinzelt von Bibracte bekannt geworden. Auf einigen gleichalterigen bosniſchen Fibeln hochalterthümlichen Schemas wiederholen ſich jedoch vergleichbare Palmetten, die ſelbſtverſtändlich die überfallende Form zeigen. Weiter haben wir hier an die Fibeln zu erinnern, deren Kopftheil in Muſchelform den Mechanismus bedeckt.[161] Kann man bei dieſen Stücken vielleicht auch ſchwanken, ob man ſie noch als Spät-La Tènefibeln bezeichnen darf oder ſie man der allerfrüheſten Kaiſerzeit zuweiſen muß, ſo wird man immerhin bei ihnen einen engen Zuſammenhang mit den hier beſprochenen Dingen nicht in Abrede ſtellen wollen. Übrigens liegen derartige Fibeln auch unter den Stradonitzer Funden.

Wir wenden uns nun der Betrachtung der Pflanzenranken- und Spiralornamentik wie der geometriſchen Muſter auf den Erzeugniſſen der Kunſtinduſtrie des Spät-La Tènekreiſes zu. Wir haben auch hier viel alte, nachlebende oder wiederauflebende, daneben aber auch weſentlich neue Elemente zu conſtatiren, ebenſo vertheilen ſich die Materialien wieder auf ſehr verſchiedene Denkmälergattungen.[162]

Sowohl die ſpiralige Wellenranken wie der laufende Hund, S-förmige und Wirbelmotive kehren in dieſer Stufe wieder; die Rankenenden zeigen oft ſtatt der ſpiraligen Einrollung eine Verdickung (in geſchweifter Mandelform) oder Gabelung. Eine Schwertſcheide aus La Tène trägt als Verzierung Wellenranken mit zwickelfüllenden Halbpalmetten, die der barbariſche Künſtler als ſphäriſche Dreiecke mit einem Blättchen an der Außenſeite wiedergab, eine andere Schwertſcheide aus La Tène zeigt die Wellenranke ohne Zwickelfüllung, ebenſo ein Bronzeblechbeſchlag eines Holzeimerchens von Geiſenheim im Rheingau. Laufender Hund erſcheint auf dem Kamm des Eberfigürchens von Báta im Comitat Tolna, weiter auf einem gepreßten Bronzeblech vom Hradiſcht bei Stradonitz, die Einrollungen entſenden hier nach rückwärts noch gefiederte Fortſätze (wohl Halbpalmetten). Um die Spiralwelle handelt es ſich auch bei einem Ornament auf dem Eimer von Aylesford, freilich läuft ſie hier nicht in gerader Linie fort, ſondern an den Seiten und in der Diagonale eines Rechteckes; hier ſehen wir auch ſehr deutlich das in einen Kreis zuſammengedrängte Doppelmantelmotiv, das die Verdickungen der zuſammenfließenden Spiralen bilden. Ein unvollſtändiger Bronzeblechſtreifen aus dem Manchinger Funde enthält eine Reihe S-förmiger Motive, die auch nebſt verballhornten Ranken, contraſtirenden Kurven u. ſ. w. auf den emailverzierten Gürtelhaken erſcheinen. Stege von Schwertſcheiden und dgl. zeigen übrigens auch Details dieſer Art, ohne Erinnerung an ihre urſprüngliche Bedeutung in fortlaufendem oder intermittirendem Schema aneinander gefügte S-förmige Elemente, gelegentlich durch einen Knoten noch getrennt.[163] Verballhornungen von Spiralrankenmotiven werden wir auch bei den ſchleifenförmigen Ornamenten auf dem getriebenen Bronzeſtreifen (vom Nackenſchutz) des Helmes von Vini vrh bei St. Margarethen in Krain und bei den Hakenſpiralen (in rechteckigen Feldern) auf einigen rheiniſchen Thonvaſen dieſer Stufe und einem bemalten Gefäße von Beine (Dep. Marne) zu erkennen haben. Dreiwirbel endlich finden ſich auf Schwertſcheiden und auf der Bronzeplatte von Rinkeby (woſelbſt aber das Com-

plementärmotiv betont ist), ferner auf gepreßten Bronzeblechen, die wir weiter unten noch zu erörtern haben.[164]

Material für die Ranken- und Volutenornamentik u. s. w. der Spät-La Tènezeit bieten ferner die keltischen Münzen. Neben alten, dem Formenschatze des La Tènekreises überhaupt entsprechenden Elementen erscheinen hier, wie leicht erklärlich, auch mehr oder minder gelungene Wiederholungen anderer vegetabilischer Motive der jeweiligen jungen Vorlage, die aber doch meist nur für die Spät-La Tènekunst von untergeordneter Bedeutung waren. Einige der beachtenswerthen Details sind Blüthen in Seitenansicht, Rosetten, gegabelte Ranken, Drei- und Vierwirbel, S-förmige Motive und Bogenreihen. Die bereits erwähnte getriebene Bronzeplatte von Rinkeby lehrt übrigens, daß man stilisirte Bäume und dgl. den keltischen Münzen oder vielmehr einer gemeinsamen klassischen Vorlage entnahm.[165]

Pflanzenornamente und Spiralverzierungen lassen sich weiter auf den bemalten Spät-La Tènevasen aus Central- und Nordfrankreich, allerdings im Verein mit geometrischen Mustern (die ja auch auf der bemalten Keramik dieser Stufe vom Rhein u. s. w. nicht fehlen), nachweisen.[166] Unter den meist ziemlich unverstanden wiedergegebenen vegetabilischen Motiven können wir vierblättrige Rosetten, epheuartige Blätter und Blüthen mit Kelch und spiralig eingerollten dicken Blättern erkennen. Daß dabei verhältnißmäßig junge, nicht aber hochalterthümliche griechische Vorlagen mitsprachen, eben hellenistische oder um ein Geringes ältere Arbeiten, das deuten einzelne Details an, die man als grobe Wiederholung von Blattkränzen auf Spiegeln oder Vasen des IV. und III. Jahrhunderts v. Chr. oder auf früher Sigillata auffassen kann. Auch geometrische Ornamente, Netz- und Schachbrettmuster, gefüllte Rauten, gekreuzt schraffirte Dreiecke, oder ganz primitive Verzierungen (wie weiße Tupfen und dgl.), finden sich gerade auf bemalten hellenistischen Vasen nicht selten, ein Parallelismus mit unsern bemalten Spät-La Tènegefäßen ist unverkennbar. Doch zweifellos wirkten hier auch noch ältere Elemente mit, wie ja auch der Habitus dieser Gruppe eher auf sehr viel ältere klassische oder barbarische Erscheinungen hinweist denn etwa auf die angezogenen hellenistischen Vasen.[167]

Einen hochwichtigen Fund der Spät-La Tènezeit, welcher in seinem Ensemble zahlreiche Aufschlüsse über die Kunstindustrie der jüngsten La Tènestufe bietet, haben wir hier noch eingehend zu betrachten. Es sind das die Reste zweier Wagen aus dem Deibjergmoor in Jütland, welche wie so viele Materialien des Norden hervorragende Arbeiten einer Spät-La Tènewerkstätte des Südens sind, keineswegs aber, wie man auch geäußert hat, im skandinavischen Norden entstanden sein konnten.

Ein Theil der Metallbeschläge dieser Wagen gehört in die Klasse der Durchbrucharbeiten, und zwar handelt es sich hier um ausgeschnittene Bleche (die ganz den durchbrochenen Früh-La Tènezierscheiben entsprechen), nicht um gegossene Verzierungen. Einzig in ihrer Art im Spät-La Tènekreise sind die Beschläge von der Vorder- und Rückseite des Wagenkastens, welche intermittirende Wellenranken (mit wohl in Fortfall gekommenen Blüthen) in unendlichem Rapport zeigen. Die herzförmigen (epheublattartigen) Motive, die die Durchbrechungen in steter Wiederkehr bilden und die zweifellos hier mit Absicht angestrebt sind, werden ihrerseits sonst noch reichlich verwendet. Im Fund von Deibjerg kehren sie wieder, zu dritt zu dreieckigen und zu zweit zu langen durchbrochenen Beschlägen vereint, weiter in mehr geradliniger Umschreibung an den Zacken der langen Deichselbeschläge wie einzelner Stabfassungen, und noch einfacher und seitlich verschoben in schildartigen Ausschnitten an der Basis des Deichselbeschlages. Vom Hradischt von Stradonitz liegen Zierbleche vor, welche das nämliche Motiv (in der gleichen Gruppirung zu dritt) zeigen, nur sind diese Bleche nicht immer dem Contur ungefähr entsprechend ausgeschnitten; einzelne herzförmig ausgeschnittene Zierscheiben fanden sich übrigens auch in der Spät-La Tènewohnstätte von Langugest in Nordböhmen, in den Gräbern von Nauheim und in La Tène.[168] Andere Zierbleche von Deibjerg (Randfassungen, eine Platte von der Deichsel) sind pelten- oder sichelartig ausgeschnitten (ein Detail, das mit den Verzierungen der oben besprochenen dreieckigen Gürtelhaken verglichen werden muß), weiter sind auch die sphärischen Dreiecke an der Basis des Deichselbeschlages zu beachten. Bei den bereits er-

wähnten Zackenrändern der Stabfassungen kann übrigens der Ausschnitt der einzelnen nebeneinandergestellten Dreiecke auch fortfallen, derartige Zacken wiederholen sich dann auch auf Trinkhornbeschlägen, die bis in die erste Kaiserzeit reichen. Schließlich wären auch nicht die Ausschnitte innerhalb quadratischer Felder anderer Beschlagplatten, welche hier übereck gestellte Vierecke mit eingezogenen Seiten entstehen lassen, zu übergehen. Beschlagstücke, welche einigermaßen auch mit diesen Wagenverzierungen zu vergleichen wären, fehlen nun wieder nicht vom Hradischt bei Stradonitz. Ein Bronzestreifen von dieser Fundstätte zeigt eine kreisrunde, durch eingeschlagene Punkte verzierte, zweifellos in gewissem Abstande sich wiederholende Ausladung, in der Mitte mit dem typischen Emailknopf, der auf den Arbeiten der Kunstindustrie der Spät-La Tènezeit eine so wichtige Rolle spielt; ein ausgeschnittenes Blech hat wieder die Gestalt eines Viereckes mit eingezogenen Seiten. Auch im Manchinger Funde ist Analoges gehoben worden.

Im Zusammenhang mit diesen Arbeiten sei noch auf eine Gattung großer, glatter wie auch getriebener Bronzebeschläge von Schilden, Wagentheilen oder dgl. aufmerksam gemacht. Diese bisher nur in der Schweiz gefundenen Stücke[169] sind entweder Durchbrucharbeiten oder lediglich aus Bronzeblech ausgeschnitten. Bei den lediglich aus einem großen Bronzeblech ausgeschnittenen Exemplaren handelt es sich theilweise wohl nur um Unterlagsplatten für getriebene Zierbleche (soweit es überhaupt nicht nur unfertige Arbeiten sind), deßhalb bieten diese Silhouetten trotz ihrer meist in Kurven verlaufenden Ränder wenig Anhalt für eine Erklärung ihrer Ornamentik.

Weiter sind auf den Metallbeschlägen der Deibjerger Wagen getriebene lineare, mit eingeschlagenen Punkten combinirte Verzierungen vertreten. Faßt man die Ornamente oder auch die Technik dieser oder der analogen Bleche ins Auge, so wird man sich bei einer Umschau nach Verwandtem sofort an gewiße Arbeiten des Hallstattkreises, vornehmlich aus der jüngeren Hälfte der Hallstattzeit, erinnern müssen, zumal sich eben auf anderen Blechen der von einem Kreis umschlossene Buckel oder ein deutlicher Punktkreis, ein jedenfalls in hallstättischem Milieu ganz geläufiges Detail, noch dazugesellt. Daneben finden sich einfache Bogenstellungen (die auch auf rechteckigen Gliedern einzelner emaillirter Gürtelketten angedeutet sind) oder solche, auf deren Spitzen ein Kreis (das Rudiment einer Knospe oder dgl.) sitzt, ein Muster, das aus zwei aneinander gefügten Bogen gebildet wird, die auf ihrer gemeinsamen Spitze einen dritten tragen (wie es ähnlich auch auf älterer La Tènekeramik Böhmens erscheint), Dreiwirbel- und isolirte S-förmige Motive, meist mit drei Punkten oder einer Kreuzblume an den Enden, Kreuzrosetten (die auch auf gallischen Münzen nicht fehlen), Reihen mondsichelförmiger Elemente, endlich auch einfache Diagonalfüllungen (bei viereckigen Blechen). Häufig sind diese linearen Details noch von einer Reihe eingeschlagener Punkte begleitet. Ich stehe nicht an, in der Ornamentik wie in der Technik dieser Arbeiten ein Nachleben oder starkes Wiederaufleben hallstättischer Elemente zu erblicken, da ja auch eine Ableitung aus zeitgenössischen klassischen Denkmälern ganz unmöglich erscheint. Ganz sicher aber ist es, daß derartige Zierbleche durchaus nicht nordische Erzeugnisse sind, sondern vielmehr im keltischen Spät-La Tènekreise fabrikmäßig hergestellt wurden, was nicht ausschließt, daß einzelne thatsächlich nordische Nachahmungen wären. Wir kennen solche Bleche von St. Margarethen in Krain (die Backenklappen des Helmes von dieser Fundstätte nicht zu vergessen), weiter von der Gurina; der Hradischt von Stradonitz scheint hier zu versagen, wenn man auf die eingeschlagenen geraden und gebogenen Linien Gewicht legt, doch fehlt es hier, ebenso wie in Alesia, von der Gurina und aus Este durchaus nicht an Blechen mit Punktmustern. Aus Norddeutschland gehören in diesen Kreis die „holsteinischen" Gürtel, die aus solchen Bronzeblechen zusammengestückt sind, ganz entsprechende Arbeiten (theilweise sogar auch als kurze rechteckige Bleche) fanden sich aber noch in der Altmark, an der mittleren Elbe, im Osthavelland und in Ostpreußen, aus dem skandinavischen Norden wären außer den Wagen von Deibjerg noch derartige gepreßte Bronzebleche aus Jütland, West- und Ostgotland zu nennen.[170]

Diese Gruppe von Arbeiten leitet uns bereits zur geometrischen Ornamentik der Spät-La Tènezeit über; neben ihr ist die Keramik[171] die wichtigste Quelle für die geometrischen Muster dieser Stufe, aber auch andere Gattungen von Altsachen (so die Schwertscheiden, Durchbrucharbeiten[172]) versagen nicht ganz. Vielfach erscheinen geometrische Muster in Streifen- oder Zonengliederung,

oft auch in metopenartiger Abtheilung. Netz- und Schachbrettornament, eingeglättet wie aufgemalt, Treppenmotive, die auch auf einer Schwertscheide aus La Tène wie auf einzelnen emaillirten Gürtelketten aus Ungarn nicht fehlen, Fischgrätenmuster, dreieckige Zacken, Wellenlinien, Zickzack, eingestempelte Kreise (die schon die Keramik der beiden älteren La Tènestufen führte), aus dem Norden vereinzelt auch Tangentenkreise, u. a. m. wären hier zu nennen. Weiter wäre an die in gekreuzter Schraffirung ausgeführten Muster auf emailverzierten Knöpfen u. s. w., und an die auch schon in der vorangehenden Stufe vorhandenen emailgefüllten Kreuze auf Fibeln u. desgl. zu erinnern. Manches Detail ist hier gegenüber älteren La Tènemustern neu, inwiefern aber sich jeweilig hellenistische Einflüsse daran knüpfen, entzieht sich meist noch unserer Kenntniß. In einzelnen Fällen glaube ich, wie bereits bei der Erwähnung der bemalten Spät-La Tènekeramik bemerkt, solche annehmen zu dürfen; ebenso scheinen aber auch ältere Elemente fremder Herkunft hier mitzusprechen. So z. B. hat ein Gefäß aus Mölsheim (dessen Warzen vielleicht auf Noppen der Glastechnik zurückgehen) aufgemalte rothe Streifen und Reihen von Dreiecken, welch letztere ein Sternmotiv bilden, das am Fuß der Vase doch nur mit dem Strahlenkranz sehr viel älterer griechischer Vasen vergleichbar ist. Selbst in der geometrischen Ornamentik der Spät-La Tènezeit sind also zweifellos Bestandtheile verschiedener Herkunft vertreten, und auch hier kann, wie bei den anderen Gruppen von Spät-La Tènearbeiten, von einer Einheitlichkeit nicht die Rede sein.

Wir schließen unsere Analyse der Erscheinungen barbarischer Kunst und Kunstindustrie während der La Tènezeit ab. Unser Augenmerk war darauf gerichtet gewesen, die verschiedenartigen Details innerhalb der einzelnen zeitlich eng begrenzten La Tènestufen festzustellen und ihre Wurzeln darzulegen, auch wenn wir in vielen Punkten noch zu keinem sicheren Resultat gelangen konnten und bei zahlreichen Denkmälern sogar uns einer bestimmten zeitlichen Fixirung enthalten mußten.

Die La Tènegruppe ist, wie unsere Analyse wohl gezeigt hat, keinesfalls in sich abgeschlossen, vollkommen einheitlich, in den fünf Jahrhunderten ihrer Dauer unterliegt sie sehr starkem Wechsel. Sie beginnt unter energischem altgriechischem Einfluß, den ihr durch die altgriechische Kunst gebotenen Elementen entlehnt sie zahlreiche Details, die sie theilweise (wie z. B. die Rankenornamentik) für ihre ganze Dauer festhält und selbständig variirt; in ihren jüngeren Stufen war sie aber auch wieder den jeweiligen Einflüssen der klassischen Kultur nicht unzugänglich, sie reagirte auf ihre Art auch auf das, was ihr die klassische Kunstindustrie des IV. Jahrhunderts und der hellenistischen Zeit zu bieten hatte. Man darf nun freilich nicht erwarten, daß die aus griechischer Quelle schöpfende La Tènekunst ein Abbild, wenn auch in barbarischer Verzerrung, all dessen ist, was ihr griechische Kunst im Handwerk zur Verfügung stellen konnte. Sehr vieles aus dem Inhalte der Arbeiten griechischer Kunstindustrie, der bemalten Vasen, der Metallgefäße u. s. w., die der Handel in die keltischen Länder führte, blieb dem keltischen Barbaren völlig gleichgültig, ihn reizten nicht Göttertypen, bacchische Darstellungen, Scenen aus der Heldensage und dem häuslichen Leben, Nikenfriese und dgl. zur Wiedergabe, er schuf sich nicht einmal aus dem Dargebotenen einen bestimmten Scenenkreis, wie es die etwas ältere Situlenkunst unter starkem altgriechischem Einflusse gethan hatte, seine Arbeiten unterscheiden sich hierin auch in wesentlichen Punkten von den Leistungen skythischer Handwerker am Pontos. Nur weniges wird der Fülle dessen, was die plastische und Flächenkunst des überlegenen Kulturvolkes bot, entnommen, die Anlehnung an griechische Elemente beschränkt sich vielfach nur auf plastische Details und das reine Ornament, aber hierin giebt sich dann eine überaus starke inhaltliche wie stilistische Abhängigkeit kund, auch wenn manche wesentliche Dinge, wie z. B. der Akanthus, wiederum ausbleiben. Außer den griechischen Bestandtheilen lassen sich im La Tènekreise noch des öfteren auch Anknüpfungen an ältere einheimische wie fremde Formen beobachten, sodaß also auch innerhalb der einzelnen Stufen sehr Verschiedenartiges nebeneinander geht.

Daß derartige Erscheinungen des Nebeneinanders heterogener Dinge wie der starken Abhängigkeit einer barbarischen Gruppe von der Kultur der Mittelmeerländer im prähistorischen Europa sich nicht auf die La Tènezeit beschränken können, liegt auf der Hand. Was wir für die zweite Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends verhältnißmäßig leicht konstatiren konnten, ist nur eine Wieder-

holung deſſen, was auch zuvor ſchon der Fall geweſen war. Der Prähiſtorie fällt damit neben feinerer chronologiſcher Analyſe der einzelnen vorgeſchichtlichen Denkmäler (die natürlich ſich nie und nimmer über die leider faſt ſtets ignorirten Daten der Mittelmeerkulturen hinwegſetzen darf) die Aufgabe zu, ihre Alterthümer auch auf kunſthiſtoriſcher Baſis zu ſtudiren und vor allem zu unterſuchen, was von den Äußerungen der verſchiedenen prähiſtoriſchen Gruppen jeweilig als entlehnt oder alteinheimiſch zu gelten hat. Nur ſo wird es der Prähiſtorie möglich werden, auch an andere Aufgaben heranzutreten, die ihrer im Gegenſatz zur klaſſiſchen Archäologie noch harren.

Anmerkungen

1. Dieſe Anſicht, die ſogar in einem großen Werke als der Erörterung würdig befunden wurde, wird wohl am trefflichſten dadurch illuſtrirt, daß eine von mir angelegte Statiſtik der echten rechten La Tènematerialien Bayerns allein für Südbayern ohne die zahlreichen Münzfunde bereits rund 80 Fundſtätten (zu denen ſich noch Materialien von unbekannten ſüdbayeriſchen Fundorten in gewiſſer Menge geſellen) nachweiſt.
2. In der März-Sitzung 1887 der Archäologiſchen Geſellſchaft zu Berlin (Arch. Anzeiger, 1889, S. 43). — Auf die altgriechiſche Herkunft einer Reihe von Bronzevaſen unſerer Funde hatte Furtwängler bereits 1880 in ſeiner Studie über Bronzefunde aus Olympia hingewieſen.
3. Abgeſehen von den viel älteren griechiſchen Importwaaren (z. B. Bronzetellern von Hunderſingen und Pflugfelden, Kannen von Vilſingen und Kappel, Hydria von Grächwyl, Greifenkopfkeſſel von Châtillon-sur-Seine) vermiſſen wir in der erſten La Tèneſtufe aus dem Formenkreis der Spät-Hallſtattzeit z. B. die typiſchen Dolche, die großen gepreßten Gürtelbleche, die Nadeln mit Kugelkopf (Gold, Bernſtein, Bronze u. ſ. w.), die Mehrzahl der Fibeltypen, die Details des Pferdegeſchirres (und der Wagenreſte), Differenzen, die ſich in jedem neuen Funde immer nur wieder von neuem geltend machen. Der Wechſel in der Geſammtausſtattung der Funde beider Stufen iſt ein ganz augenſcheinlicher, unverkennbarer; auch hier hat die chronologiſche Abſchätzung nicht auf Grund einzelner Typen zu erfolgen, ſondern durch ein Studium des Geſammtinhaltes.
4. Außer den aus Lindenſchmit's „Alterthümern unſerer heidniſchen Vorzeit" erſichtlichen Materialien, die wir hier wie im ganzen Verlauf unſerer Arbeit als bekannt vorausſetzen müſſen, ſeien als weſentliche Funde genannt: Weißkirchen II (Bonn. Jahrb., XLIII), Horhauſen bei Holzappel a. Lahn (unedirt; Mitth. d. Ver. f. Naſſ. Alt., 1897/98, S. 37—38); Eygenbilſen (Bull. des comm. roy. d'art et d'archéologie, XI, 1872); La Gorge-Meillet (Fourdrignier, Double sépulture gauloise da la Gorge-Meillet, Paris 1878); Somme-Bionne (Morel, La Champagne souterraine, Reims 1898); Berru (zum Theil unedirt; Rev. arch., 1875, pl. IX, X); Conliège (Matériaux, 1887, S. 507, 1888, pl. II); Mercey-sur-Saône (Rev. arch., 1882, S. 67—70); Loisnitz in der Oberpfalz (2 griech. flache Schalen, unedirt); Borſcher Aue bei Geiſa (Corr.-Bl. d. Deutſch. Anthr. Geſ., 1871, S. 77, 78, 1877, S. 36, 37; mit barbariſcher Nachahmung einer griechiſchen Kanne); Dorf Hradiſcht bei Piſek (Wocel, Pravěk země české, S. 202, Starožitnoſti země české, I, 2, S. 151, Taf. XXXI); Horſchin bei Melnik a. Elbe (Památky, XIX, S. 520—21, Taf. XLVIII; die auf der Grabſtätte „na piskách" mitten unter „lauſitzer" Gräbern gefundenen Bronzeſchalen haben natürlich ſo wenig wie das hier angetroffene Grab mit dem Hiebmeſſer u. ſ. w. („Grab III") etwas mit den ſehr viel älteren Urnengräbern zu thun). Die Schweiz war bisher unergiebig an ſolchen Materialien. — Wie weit übrigens die in unſeren Funden ſo zahlreich vertretenen flachen Schalen zurückgehen, lehrt der in den Not. d. Scavi 1892, S. 321—332, veröffentlichte Grabfund von Ragusa di Sicilia (mit ſeinen ſchwarzfigurigen Vaſen). — Von den ſonſt ſo weit verbreiteten, um ein gewiſſes Stück jüngeren chalkidiſchen Hydrien des V. Jahrhunderts iſt aus unſeren Funden bisher nichts bekannt geworden.
5. Bemalte griechiſche Vaſen wurden bisher nördlich der Alpen nur in dieſen Früh-La Tènegräbern angetroffen (Mercey, Somme-Bionne, Rodenbach, Aſpergle); alle anderen angeblichen Funde griechiſcher Vaſen aus Mitteleuropa (z. B. Roſeninſel, Straubing, Tägerweilen, Rückingen, Frelsdorf bei Stade) ſind entweder überhaupt nicht beglaubigt, oder, was indirect auch nachweisbar iſt, irrthümlich oder abſichtlich untergeſchoben.
6. Aus dem Aſpergle (unedirt), aus Armsheim in Rheinheſſen (unedirt), aus Grabhügel g in der Geishecke bei Wiesbaden (Dorow, Grabhügel etc., 1819, S. 15—17), von Hermeskeil (Jahresb. d. Geſ. f. nützl. Forſch., Trier, 1882 bis 1893, S. 28) und von Walſcheid im Rgbz. Trier (Bonn. Jahrb., LXIV, S. 107, 108).
7. Aus dem Aſpergle und von Eygenbilſen; das Alter der hannöverſchen Ciſten von Luttum und Nienburg iſt unbeſtimmt. Über die Herkunft dieſer ſpäten Ciſten dürfen wir vermuthen, daß ſie nicht den Werkſtätten entſtammen, welche einige Jahrhunderte vorher ſchon dieſe Vaſenform erfunden hatten.
8. Kuffarn in Niederöſterreich (Corr. Bl. d. Deutſch. Anthr. Geſ., 1892, S. 9 f.). — Von einer Verwerthung der uns nicht ganz einheitlich erſcheinenden Funde von Moritzing in Tirol ſehen wir vorläufig noch ab, bis uns weitere Funde aus dem Alpengebiet völlige Sicherheit dafür geben, daß es ſich bei den Moritzinger Materialien um ein „geſchloſſenes" Enſemble, nicht etwa um den Inhalt zweier oder mehrerer Gräber handelt. Ich möchte hier gleich vorwegnehmen, daß ich in den „Fiſchblaſen" der Moritzinger Ciſta durchaus nicht ein ſpecifiſches Früh-La Tènedetail erkennen kann.
9. Eine wichtige Parallele für unſere Früh-La Tènekurzſchwerter mit maſſivem Metallgriff (oft mit Maskenſchmuck) ſcheint mir das Schwert bei Petrie, Tanis II, Nebesheh and Defenneh, XXXVIII, 7, das aus Defenneh (Pſammetich I) ſtammt, zu ſein.

10. Letzterer Typus in einem prächtigen Exemplar in den neuen Funden von Braubach bei Lahnſtein (aus der folgenden Stufe; Naſſ. Annalen, XXXIII, Taf. III) und von Oberwaldbehrungen in Unterfranken (Arch. d. hiſt. Ver. im Untermainkreiſe, I, 1, 1837, Taf. A, 9); eine (unedirte) Hiebmeſſerklinge von Urach (Muſ. Stuttgart) deutet auf ein Stück hin, das dem Braubacher Exemplar ähnlich geſtaltet war.
11. In den Funden von La Gorge-Meillet und Berru; ein analoges, unverziertes Stück (unvollſtändig erhalten) aus dem Comitat Turocz in Nordungarn (Arch. Érteſitö, 1898, S. 311).
12. Unſere Wagenfunde im Zuſammenhange mit den Materialien der Mittelmeerländer werde ich demnächſt beſprechen, hier ſei hinſichtlich des Alters der Streitwagen nur erwähnt, daß ſie in Europa ſchon in altmykeniſcher Zeit nachweisbar ſind; ihre Erfindung reicht in Babylonien in uralte Zeiten zurück, bereits Eannadu, Sohn des Akurgal und Enkel des Urnina, wird auf einem Streitwagen dargeſtellt, die babyloniſche Schöpfungsgeſchichte läßt die Götter ſchon vor Erſchaffung der Welt Streitwagen beſitzen.
13. Die franzöſiſchen Funde (Somme-Bionne, La Gorge-Meillet, Berru und andere unedirte Funde) ſind gegenüber unſeren Grabhügeln dieſer Zeit ſehr reich mit koſtbarem Pferdegeſchirr ausgeſtattet; ein intereſſanter böhmiſcher Fund (wohl noch aus dieſer Stufe) iſt der von Želkovitz bei Horſchowitz (Památky, XIX, Taf. XXI); der großartige Fund von Horſchowitz (mit Wagenreſten, einem Hiebmeſſer und einem für dieſe Stufe nur hier vertretenen — nördlich der Alpen auch noch einmal in einem ſehr viel älteren nordbayeriſchen Grabe (mit eiſernem Hallſtattſchwert) erſcheinenden — Feuerbock; Anz. f. K. d. deutſch. Vorz., N. F., XII, Nürnberg 1865, S. 183—186) iſt leider bis auf wenige Stücke (Mus. Regni Bohemiae in Prag) verſchollen.
14. Solche Stücke von der Borſcher Aue bei Geiſa und aus dem Aſpergle; weiter unten werden wir ausführlich über dieſe zu ſprechen haben. — Einer anderen Vaſenform gehören Fragmente aus Eygenbilſen an.
15. Vergl. Ztſchr. f. deutſch. Alterth., 1898, in der für die ſüddeutſche Prähiſtorie werthvollen Abhandlung B. Nieſe's „Zur Geſchichte der keltiſchen Wanderungen".
16. E. Aus'm Weerth, der Grabfund von Waldalgesheim, 1870; Alterth. u. h. Vorz., III, I, Tafel 1 und 2 (unvollſtändig); Bonn. Jahrb., CII, S. 158 f. (Koenen).
17. Worſaae, Nordiſke Oldſager, 296; S. Müller, Nordiſche Alterthumskunde, II, S. 25, 27 (Abb. 10).
18. In dieſen Kreis würde auch noch der Henkel von Borsdorf in Oberheſſen (Alt. u. h. Vorz., II, V, 2, 1.) gehören deſſen Authenticität ein Fundprokotoll verbürgt. Trotzdem kann ich meine Zweifel an der Zuverläſſigkeit dieſes „Fundes" nicht unterdrücken. Wie kommt gerade ein iſolirter (ohne jede Spur des dazu gehörenden Metallgefäßes gehobener) Vaſenhenkel, ein wohl im modernen Kunſthandel, nicht aber im Alterthum gangbarer Artikel, nach Deutſchland?
19. Zu dem, was Brizio's Studie in den Atti e Mem. della R. Dep. di St. patr. per le prov. di Romagna, 1887, bot, geſellen ſich neuerdings die Funde von Montefortino in der Nähe von Ancona (Mon. antichi dei Lincei, IX) und aus Unteritalien der Grabfund von Canoſa (Präh. Blätter, 1898, S. 49—56, Taf. V, VI; die griechiſchen Vaſen dieſes Fundes, der im Kunſthandel aufgetheilt wurde, gehören dem IV. Jahrhundert an, wie man bei dieſen Vaſen an die zweite Hälfte des III. Jahrh. denken will, iſt mir unerfindlich).
20. Der oben ſchon erwähnte nordböhmiſche Grabfund (III) von „na piskách" bei Horſchin unweit Melnik (Pam., XIX, S. 515 bis 516, Taf. XLVIII) enthält ein Hiebmeſſer, jedoch handelt es ſich hier nicht um ein typiſches La Tène-Flachgräberfeld, ſondern um einen (ſicher mit den griechiſchen Bronzeſchalen von dieſer Stätte in engſtem Zuſammenhang ſtehenden und) wohl dem IV. Jahrh. noch vorangehenden einzelnen Grabfund inmitten eines älteren hallſtattzeitlichen Urnenfeldes.
21. Wagenreſte haben ſich auch in Funden von den britiſchen Inſeln erhalten, vgl. Archaeologia XXI, 1817, S. 39—42; in welche Stufe der La Tènezeit dieſes Material gehört, wiſſen wir jedoch noch nicht.
22. Waldalgesheim; weiter ungariſche Materialien, vergl. Arch. Ért., 1895, S. 19.
23. Much, Präh. Atlas, LXXXVII, LXXXVIII, 1—8; Památky, XII, Taf. III—V.
24. Ein hervorragender goldener Fingerring dieſer Stufe ſtammt von Grancy, Ct. Waadt, Schweiz (unedirt, in Privatbeſitz); andere (geſchloſſene, gleichbreite Reife) im Duxer Quellfund; weiter laſſen ſich Stücke aus dickem Draht (meiſt mit verdicktem Ende) beobachten.
25. Einige Gürtelhaken wurden in Braubach gefunden (ein Stück im Muſ. Wiesbaden, Naſſ. Ann., XXXIII, Taf. IV; ein verſchollenes Stück im Verſteigerungscatalog der Samml. Queckenberg und Schmitz, Köln, C. Offermann u. Co., 1896, Nr. 4.).
26. Kanne von unbekanntem Fundort, angeblich aus der Pfalz (unedirt: German. Muſ. Nürnberg, aus der Samml. Ney); Grabfund Catillon bei St. Jean-sur-Tourbe (Rev. arch., 1883, pl. XXI).
27. Aus ſiebenbürgiſchen Muſeen kann ich nach meinen Notizen namhaft machen: in Schäßburg Früh-La Tènefibeln von Szederieſch (Goos, Skizzen z. vorröm. Culturgeſch., 1877, Taf. VII, 3) und von Wurmloch bei Kopiſch (Goos, Chronik der arch. Funde Siebenbürgens, 1876, S. 62—63); weiter liegt im Muſ. Hermannſtadt ein überaus intereſſanter Grabfund von Tartlau bei Kronſtadt (Bronzetrenſen und andere Pferdegeſchirrtheile, Wagenreſte, wie Nabenringe, Radreifenſtücke, Schwertreſte), der wahrſcheinlich noch dieſer Stufe angehört, ganz characteriſtiſche Typen des IV. Jahrh. enthält er allerdings nicht, doch möchte ich ihn auf Grund ſeiner Trenſen eher für alt als für ſpät halten, auch ſeine Schwertreſte ſprechen dafür.
28. Auch noch in der erſten Kaiſerzeit iſt dieſe Schildform mit keltiſchem Schildbuckel nachweisbar, wie ein früher Grabfund von Weiſenau (Weſtd. Ztſchr., 1897, S. 348) und ein Schildbuckel aus einer frührömiſchen Moorſchicht in Mainz (Weſtd. Ztſchr., 1899, S. 400) lehren.

29. Der Fund von Dühren bei Sinsheim in Baden (Ztſchr. f. Geſch. d. Oberrheins, N. F., V, 1890) mit ſeinem etwas reicheren Enſemble würde hier die vorhandene Lücke einigermaßen ausfüllen können, wenn ſeine Fundumſtände vollkommen klar wären, zu ſeiner Nutzbarmachung müſſen wir jedoch einen anderen reich ausgeſtatteten Fund abwarten; vielleicht greift dieſer Fund bereits in die Spät-La Tènezeit über, einzelnes aus ſeinem Inhalt wäre in der Spät-La Tèneſtufe noch verſtändlicher als in der Zeit um 200 v. Chr.
30. So z. B. in noch unedirten Flachgräberfunden von Manching bei Ingolſtadt und von Straubing.
31. Einige Spät-La Tèneketten (aus Böhmen, Mähren und Ungarn), die ähnlich geſtaltet ſind, haben wir weiter unten zu behandeln. — Verwandte Stücke reichen ſogar bis in die Kaiſerzeit. — Außer den Gürtelketten können hier wohl, vorläufig allerdings nur in der mitteldeutſchen Zone (und Nordböhmen), große dreieckige (durchbrochene) Haken von langen Gürtelblechen (wie Zeitſchr. f. Ethn., 1880, Taf. VI, 3) in Betracht; dieſer Typus ſetzt ſich auch wieder bis in die Spät-La Tèneſtufe fort.
32. Bereits in der Hallſtattzeit fehlt es nicht an ähnlichen Armſpangen (ohne Charnier).
33. Anz. f. Schweiz. Alterthumskunde, N. F., V, 1902/03, S. 34; die Zeitſtellung des Grabes von Horgen, Ct. Zürich (Cat. d. Samml. d. Ant. Geſ. Zürich, 1890, I, S. 212—213) iſt noch nicht geſichert.
34. An öſtlichen Funden kann ich hier namhaft machen: angeblich aus Munkács eine ſchöne Bronzegürtelkette (Muſ. Hermannſtadt); aus Hammersdorf bei Hermannſtadt eine Mittel-La Tènefibel mit 2 Knoten (Muſ. Hermannſtadt, anſcheinend nicht zu dem bei Goos, Chronik d. arch. Funde Siebenbürgens, S. 27, genannten wichtigen Funde gehörend); weiter wohl auch den Inhalt einzelner Brandgräber bei Nagy-Enyed (Muſ. Nagy-Enyed); aus der Bukowina einen Grabfund von Stefanovka am Dnieſtr (Szombathy im Bande Bukowina des Werkes „Die öſterr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild"); aus der Moldau ein Schwert vom Mittel-La Tènetypus (Muſ. Bukareſt). — Verhältnißmäßig häufig ſind hier im Oſten (in Siebenbürgen und auch Rumänien) Knotenringe, welche wir vorläufig jedoch nicht einer beſtimmten La Tèneſtufe zuweiſen können.
35. Wie Bülſtringen (Ztſchr. f. Ethn., 1895), Schermen, Leitzkau, Plötzky, Hohenwarthe, nebſt anderen wichtigen Fundſtätten in der Altmark; ſtellenweiſe greifen dieſe Urnenfelder noch in die Spät-La Tèneſtufe über.
36. Die Brandgräber von Heidenau bei Pirna (Muſ. Dresden) möchte ich erſt dieſer Stufe zutheilen, einzelne Gefäße von hier haben ausgeſprochenen Mittel-La Tènecharacter, auch vermiſſe ich unter den Beigaben wirkliche Früh-La Tènefibeln (Duxer Typen); auch andere ſächſiſche Funde im Muſeum zu Dresden enthalten nie wirkliche Früh-La Tèneformen. Die ſyſtematiſche Durchforſchung einiger La Tènegräberfelder wird hier wohl die gewünſchte Sicherheit bringen.
37. Die früher mehrfach citirte „Mittel-La Tènefibel" aus Dodona (Carapanos, LI, 7), die als ſehr weit nach Süden vorgeſchobener Poſten der La Tènegruppe auf der Balkanhalbinſel galt, gehört einer ganz gewöhnlichen Fibelgattung der erſten Kaiſerzeit, wie wir jetzt wiſſen; ſie hat, wie ſo manche analoge Erſcheinung von der Balkanhalbinſel, hier ganz aus dem Spiel zu bleiben.
38. Die Angabe, daß ein Spät-La Tènefabrikat ſogar in Karthago zum Vorſchein gekommen ſein ſoll (Rev. arch., IIIe sér., XVI, 1890, S. 364, Fig. 5), muß vorläufig mit äußerſter Vorſicht behandelt werden.
39. Goos, Chronik der arch. Funde Siebenbürgens, S. 16—17 (Arch. Ért., 1875, S. 215; 1886, S. 385 f.), 28 (Anz. f. Geſch. öſterr. Geſchichtsquellen, XXIV, S. 377 f.); Mitth. d. Centr.-Comm., 1881, S. 88 (Much, Präh. Atlas, XC, 8, 9, XCI, 24—26).
40. Ornavaſſo (Atti della Soc. di arch. e belle arti per la prov. di Torino, VI, 1895), dem ſich neuerdings Giubiasco im Ct. Teſſin (Muſ. Zürich) aufs Engſte anſchließt.
41. Eine ſolche beſitzt z. B. der hiſt. Verein von Oberbayern in München von unbekanntem oberbayeriſchem Fundort.
42. Wir geben weiter unten dafür einige Hinweiſe; ferner verweiſen wir hier, was Gladiusformen anbetrifft, auf Ornavaſſo.
43. Rev. arch., 1864 (Verchère de Reffye).
44. St. Margarethen (Argo, 1898, S. 21—22); Idria bei Bača; Giubiasco. — Einzeln gefundene Stücke aus Schweizer Gebiet werden ſich wegen ihrer engen Verwandtſchaft mit Typen aus Giubiasco hier anreihen.
45. Pferdegeſchirr- oder Wagentheile fanden ſich z. B. am Hradiſcht von Stradonitz, auf dem kleinen Gleichberg, in dem Manchinger Spät-La Tènefund, in La Tène und in der Tiefenau bei Bern (Bonſtetten, Notice sur les armes et chariots de guerre dec. à Tiefenau, 1852; Supplement du Rec. d'Ant. Suisses, 1860), in Gräbern bei Niederolm und Hahnheim (Muſ. Mainz), im Rhein bei Mainz, in Aleſia, Bibracte und in einem Grabe bei Armentières (Moreau, Album Caranda, pl. 24 nouv. ser.).
46. H. Peterſen, Vognfundene i Deibjerg Præſtegaardsmoſe, 1881 og 1883, Kopenhagen 1888.
47. Bulliot's Fouilles du Mont Beuvray, Autun et Saint-Étienne, 1899, bietet nur einen Theil des aus Bibracte Vorhandenen; für La Tène bringen die Publicationen von Groß und Vouga das Material erſchöpfend; die Gleichbergfunde ſind erſt zum Theil edirt (außer Jacobs Veröffentlichungen auch noch Beitr. z. Geſch. deutſch. Alterthums (Henneb. Alt.-Verein), V, 1845, Taf. III), die für die Kenntniß der Spät-La Tènezeit überaus wichtigen Materialien vom Hradiſcht (Muſ. Prag, Wien) ſo gut wie gar nicht; über die Funde vom Gallishegy und der Lovácska bei Munkács Th. v. Lehoczky im Arch. Ért., 1901; für die Gurina bringt Meyers Veröffentlichung einen weſentlichen Theil des Vorhandenen.
48. Einſchlägiges Material bieten z. B. Aylesford, Bibracte, die Gräber von Flonheim in Rheinheſſen (Weſtd. Ztſchr., 1889, S. 266), vielleicht auch Dühren bei Sinsheim, weiter der Manchinger Fund, Stradonitz (einiges abgebildet bei Déchelette, Le Hradiſcht de Stradonitz et les fouilles de Bibracte, 1901, weiter noch das von Osborne, Mitth. d. Anthr. Geſ. Wien, X, Taf. IV, 10 als Gürtelhaken abgebildete Stück), aus dem Süden Idria bei Bača, Ornavaſſo und vor allem Giubiasco. —

Schmuckloſe Varianten helleniſtiſcher „Schnabelgriffe“ habe auch ich früher für Spiegelgriffe gehalten, theilweiſe mögen Spiegel dieſer Stufe wirklich kurze Griffplatten gehabt haben, aber iſolirte Stücke, wie z. B. im Manchinger Fund und vom Hradiſcht, ſind Gefäßhenkel helleniſtiſchen Fabrikates oder barbariſcher Nachbildung. — Es ſei hier gleich noch auf eine andere, nicht klaſſiſche Henkelform aufmerkſam gemacht, die ein Seihgefäß von Idria bei Bača (Szombathy, l. c., S. 324, Fig. 126) zeigt, und die in iſolirten Stücken in Manching, Bibracte, in der Schweiz (Bonſtetten, Rec. Suppl., VI, 5.) und am Hradiſcht wiederkehrt.

49. Zu den Alt. u. h. Vorz., IV, Taf. 51, erwähnten Bronzehaken kommen noch: vom kleinen Gleichberg ein Fragment (Beitr. z. Geſch. deutſch. Alterth., V, 1845, Taf. III, 12), aus den Muſeen Wernigerode und Eisleben je ein Exemplar ohne beſtimmten Nachweis, ferner ein Stück von Rhode im Kr. Gifhorn (Nachr. über deutſch. Alterthumsf., 1902, S. 20). — Eiſerne Spangen ſind noch ſehr viel häufiger, vornehmlich in etwas breiter Form.

50. Von Oberitalien (Ornavaſſo) und Bosnien (Jezerine) bis zum Mittelgebirge nachweisbar; ſehr große Glasringperlen im Manchinger Spät-La Tènefund. — Auch die Steinringe aus Urnengräbern bei Bodelwitz (Jahresſchr. z. Vorgeſch. d. ſächſ.-thür. Länder, I, Taf. X) gehören wohl dieſer Zeit an.

51. In Ornavaſſo, Bibracte, La Tène, Bad Nauheim in Oberheſſen und vom Hradiſcht von Stradonitz.

52. Ich erwähne hier nur ihr Vorkommen in Gräbern bei Uffhofen (Harſter, Catal. des Speierer Muſeums, 1888, S. 66, 67, 81), Oſthofen (Weſtd. Ztſchr., 1887, S. 302) und Nierſtein (Weſtd. Ztſchr., 1897, S. 347) in Rheinheſſen.

53. Die Station La Tène bietet ein Räthſel, das ich nicht zu löſen vermag. War die Station helvetiſch, ſo reichte ſie ſchwerlich bis in die Mittel-La Tènezeit zurück, denn dieſe iſt für die Schweiz vorhelvetiſch, Helvetier gingen aus Süddeutſchland nach der Schweiz erſt nach der Kimbern- und Teutonenwanderung. Kann nun dieſe Station ſowohl vorhelvetiſch (ſequaniſch) und helvetiſch ſein? Sicherlich gehört der größte Theil ihrer Funde der Spät-La Tèneſtufe an, ganz deutlich ſprechende Mittel-La Tènefunde fehlen hier, die Zeitſtellung einer Reihe ſcheinbarer Mittel-La Tèneformen, ſo vor allem der Schwerter, muß dem gegenüber vorläufig zweifelhaft bleiben.

54. Von den werthvollen Schätzen von Stradonitz vermögen die wenigen Abbildungen bei Osborne, Der Hradiſcht von Stradonitz, Mitth. d. Anthr. Geſ. in Wien, X, und J. Déchelette, Le Hradiſcht de Stradonitz en Bohême et les fouilles de Bibracte, étude d'archéologie comparée, Mâcon, 1901, nur eine ſchwache Vorſtellung zu geben. Außer der großartigen Sammlung von Hradiſchtfunden in Prag bietet auch Wien äußerſt wichtige Materialien von Stradonitz.

55. Ich erwähne hier ſolche Spät-La Tènematerialien von Straubing, Reichenhall (Langacker, Karlſtein u. ſ. w.), vom Rainberg bei Salzburg (Petter in den Mitth. d. Geſ. f. Salzb. Landeskunde, XL, und in den Mitth. der Centr. Comm., 1900), vom Dürnberg bei Hallein, vom Freinberg bei Linz. Die Spät-La Tènefunde von Kelheim ſcheinen auch wieder einen Zuſammenhang mit den Wallanlagen oberhalb Kelheim anzudeuten.

56. Zu dem jüngſt von Schliz (Fundber. aus Schwaben, X, 1902, S. 26—28) mitgetheilten Gräberfunde von der Cluß'ſchen Brauerei in Heilbronn, der nach ſeiner Angabe ein Skeletgräberfeld der Spät-La Tènezeit bedeutet, möchte ich bemerken, daß die Thongefäße (Fig. 50—54) durchaus nicht als geſicherte La Tènefabrikate anzuſprechen ſind; dieſe Stücke könnten ſämmtlich ebenſo gut erſt merowingiſchen Zeiten zufallen, für einzelne iſt der Gedanke an Spät-La Tènewaare überhaupt abzuweiſen. Danach käme hier alles auf die Knotenringe an, deren Situation im Grabe anſcheinend nicht genügend beobachtet wurde, um Klarheit über ihr Verhältniß zu der brandloſen Beiſetzung zu gewähren. Hier, wo es ſich um die Frage von principieller Bedeutung handelt, ob ein Grabfund der Spät-La Tènezeit etwa mit brandloſer Beiſetzung vorliegt, hat dieſer Fund wohl aus dem Spiel zu bleiben, bis die ausgeſprochene Annahme durch neue Materialien aus dem mittleren Neckargebiet ihre Beſtätigung erhalten kann. Ich möchte hier nur daran erinnern, daß das Stuttgarter Muſeum in jüngſter Zeit zerſtörte Grabfunde von Spät-La Tènecharacter erhielt, die eher auf Brandgräber hinweiſen.

57. Die boiſchen Flachgräberfelder in Nordböhmen und Mähren reichen mit brandloſen Beſtattungen durch die Stufen B und C der La Tènezeit, Gräber, die man unzweifelhaft der Spät-La Tèneſtufe zuweiſen müßte, fehlen auf dieſen Nekropolen noch. Ein Spät-La Tènegrab von Koſtomlat (Památky, X, Taf. I) mit Leichenbrand, dem ſich Anſiedelungsfunde von Plaňany (Památky, XVII, Taf. XXVII, 1 bis 8) anſchließen, hat mehr norddeutſchen Character, es könnte vielleicht einem germaniſchen Stamm angehören, der nach Abzug der Bojer von Norden her in den Grenzgebieten Böhmens Fuß faßte. Die große älterrömiſche Brandgräbernekropole vom Pičberge bei Dobřichov iſt zweifellos markomanniſch, ſie beginnt übrigens, was hier beſonders betont ſei, noch mit einzelnen Spät-La Tènematerialien. Zweifelhaft bleibt die Zuweiſung der reichen Einzelgräber von Holubitz bei Smichow (geſchloſſener Fund?; Mitth. d. Centr. Comm., 1884, S. 87) und Radoveſitz. In Mähren führen die Stufen B und C, ſoweit ich das Material überblicke, nur Skeletgräber (eine kurze Zuſammenſtellung bei Červinka, Morava za pravěku, 1902, S. 264 f.). Červinka weiſt ferner auch Brandgräber nach, von denen das von Biſkupſtví bei Namieſcht (unweit Olmütz) wieder Spät-La Tènecharacter hat, während der Inhalt der anderen Gräber ſich meiner Beurtheilung noch entzieht. Die Spät-La Tène-Wohngrubenfunde aus Südmähren (Domſchitz, Oblas u. ſ. w.) hingegen haben wieder ganz „ſüddeutſchen“ Character.

58. Ihre ſüdlichſten Punkte ſind an der mitteldeutſchen Grenze der ſchon genannte Fund von Koſtomlat in Nordböhmen und das Urnenfeld von Leimbach bei Salzungen a. Werra (Dreißigacker in den Neuen Beitr. z. Geſch. deutſch. Alterth., V, 1888). — Die chronologiſche Gruppirung der norddeutſchen La Tènematerialien erfordert eine eigene Unterſuchung auf breiter Baſis, wir können in unſerer Arbeit nicht über einige ganz allgemein gehaltene Andeutungen hinausgehen und müſſen von Detailangaben abſehen. Eine jede vergleichende Unterſuchung der norddeutſchen La Tène-

gräber wird jedoch den Inhalt der einzelnen Gräber und Nekropolen analyſiren und namentlich nach ſüddeutſchen Einfuhrwaaren Umſchau halten, ſich von jedem typologiſchen Vorurtheil (namentlich in Bezug auf Fibeln) aber frei halten müſſen.

59. Schleſiens Vorzeit, N. F., II, 1902; die Funde von Zeippern haben ausgeſprochenen Spät-La Tènecharacter, auch ihre „Pſeudo-Mittel-La Tènefibeln“ kehren am Rhein in Spät-La Tènegräbern wieder.

60. Stücke, wie Undſet, Eiſen, XXI, 8, XXIV, 11; Soph. Müller, Ordning, Jernaldern, 27; oder wie Svenska fornm. tidskr., XI, S. 126, Fig. 1; Balt. Studien, 38, Taf. XIV, 9 (unedirte Stücke in Neubrandenburg vom Urnenfeld Pleetz, in Stralſund aus Rügen).

61. Einige wichtige britiſche Materialien erwähnte in jüngſter Zeit J. Déchelette (Poterie de la Tène à décoration géometrique incisée).

62. So wie die Gurina. Die wichtigen ſüdtiroler Funde ſind noch ſo gut wie gar nicht bekannt gegeben.

63. Die ſüdſchweizer Funde ſind, von kurzen anderweitigen Notizen abgeſehen, erſt zum Theil in vorläufigen Mittheilungen von Ulrich (Feſtſchr. des Schweizer. Landesmuſeums, 1898; Anz. f. Schweiz. Alterthumskunde, 1899) bekannt gemacht worden. Hoffen wir, daß das wunderbar reiche Material der Züricher Sammlung aus dieſen Nekropolen, das ſich in den letzten Jahren noch ungemein vergrößert hat, bald in einer großen Publication, die die Autopſie der Funde zu erſetzen vermag, zugänglich gemacht wird! Sehr vortheilhaft unterſcheiden ſich übrigens, was die Zuverläſſigkeit der einzelnen Grabinventare anbetrifft, die Materialien der Schweizer Muſeen von einer Graubündener Fundgruppe, die, aus dem Kunſthandel ſtammend, als Geſchenk in das Herz. Muſeum Braunſchweig kam. — Was die Frage nach der chronologiſchen Auftheilung dieſer Funde anbetrifft, ſo kann ich nach eingehendem Studium der einzelnen Gräberinventare von Cerinasca-Arbedo, Molinazzo, Caſtione u. ſ. w. und einem Vergleich ihrer einzelnen Typen mit anderen Materialien der Alpenzone (aus dem Teſſin, Miſox, Wallis, Ornavaſſo, Tirol, Küſtenland, Bosnien) nur betonen, daß eine chronologiſche Gruppirung dieſer Funde zur Zeit überhaupt nicht möglich iſt und eine ſolche, wie ſie bisher angeſtrebt wurde, ſich nicht aufrecht erhalten läßt. Jene Golaſecca- und Schlangenfibeln ſind eben keine echten Arbeiten des VIII. bis VI. Jahrh., jene Certoſa- und alten La Tènefibeln eben keine Stücke des VI. bis IV. Jahrh., ſo wenig wie die Schnabelkannen Belege für die Zeit um 500 bedeuten (denn ſie ſind rohe barbariſche Wiederholungen, Übertreibungen, die nicht ſelten als Halsornament altitaliſches Wolfszahnmuſter oder auch gelegentlich die phönikiſche Palmette des VII. Jahrh. zeigen) oder die „altitaliſchen“ Bronzegefäßtypen dem VIII. Jahrh. angehören (denn in Idria bei Bača fanden ſie ſich in frührömiſchem Milieu). Prüft man den Inhalt der einzelnen Gräber genau, ſo merkt man ſehr bald, daß einzelne prägnante keramiſche Typen oder prägnante Schmuckformen bald mit älteren, bald mit jüngeren Fibeltypen verbunden ſind und daß die Fibeln ſelbſt in höchſt ſonderbaren Combinationen erſcheinen; aber doch nur von einer ſich ſo ergebenden Gemeinſchaft ſcheinbar verſchiedenalteriger Formen wird man überhaupt ausgehen dürfen, auch wenn darüber typologiſche Vorurtheile in die Brüche gehen. Auch ohne jedes archäologiſche Hilfsmittel, ohne jede Kenntniß, daß überall in der Alpenzone zu dieſer Zeit das Nämliche ſich wiederholt, muß man ſo zur Einſicht kommen, daß eine chronologiſche Auftheilung nach Fibeln oder Gürtelhakentypen u. ſ. w. ganz belanglos bleibt. Man muß ſich doch eingeſtehen, daß die Fundſtücke dieſer Nekropolen mindeſtens ſchon der überwiegenden Menge nach nicht das uns bekannte altitaliſche, provinzialetruskiſche oder altkeltiſche (alt-La Tènezeitliche) Fabrikat vorſtellen, ſondern ſich demgegenüber als (allerdings in großem Maßſtabe hergeſtellte) rein lokale Erzeugniſſe verrathen, die oft eine große Freiheit in der Wiedergabe und Combination verſchiedenartiger Elemente zeigen. Datiren dürfte man hier doch nur mit (zeitlich fixirten) wirklich altitaliſchen, provinzialetruskiſchen und altkeltiſchen Arbeiten oder mit altgriechiſchen Schnabelkannen, aber dieſe fehlen ja gerade hier. Es bleibt da eben nichts weiter übrig, als von einem ſich bietenden feſten Datum auszugehen, und das ſind hier zunächſt einzelne keramiſche Details, ſpäte Fibeltypen und Parallelen zu den gut zu beurtheilenden Funden von Idria bei Bača. — Ich kenne leider noch nicht die Kleinfunde der Nekropole von Giubiasco, die dem Grabfelde von Ornavaſſo ſo nahe ſtehen ſoll, ich kann deswegen auch nicht angeben, ob Giubiasco ganz aus dem durch Cerinasca, Molinazzo und Caſtione gegebenen Enſemble heraustritt, Giubiasco alſo eine von dieſer Gruppe fundamental verſchiedene (jüngere) Stufe vorſtellt; das ſcheint nicht der Fall zu ſein, denn viele Einzelheiten aus Giubiasco gehören unzweifelhaft wieder in die Formengruppe von Cerinasca u. ſ. w. Daß die vielen tauſend Gräber dieſes kleinen Gebietes nicht ſämmtlich einer ganz kurzen Zeit angehören können, weiß ich ſehr wohl, aber ich ſehe im Augenblick keine Möglichkeit, hier ſcharfe chronologiſche Scheidungen auf wiſſenſchaftlich begründeter Baſis vornehmen zu können, zum mindeſten reichen aber die uns augenblicklich geläufigen Hilfsmittel hierzu nicht aus.

64. Matériaux, XIV, 1879, S. 499—517. — Aus dem Dep. Tarn ſcheinen ähnliche Materialien vorzuliegen (z. B. Mat., XIV, S. 486), zu denen ſich noch andere Erſcheinungen geſellen (z. B. Mat., XX, S. 182—190).

65 Chantre, Premier âge du fer dans le bassin du Rhône, pl. I—XIX.

66. Szombathy im V. Hefte der Mitth. d. Präh. Comm. d. kaiſ. Ac. d. Wiſſ. Wien, 1901. — Idria bei Bača, deſſen Zeitſtellung ja ſo wunderbar klar gegeben iſt (wenn man ſich deſſen bewußt iſt, daß eben die Fibelſchemata dieſes Milieus keine chronologiſche Baſis bilden), bietet intereſſante Parallelen ſowohl für die Teſſiner wie für die Walliſer Funde der nämlichen Stufe.

67. Neuerdings hat Hoernes eine chronologiſche Gruppirung dieſer nordbosniſchen Materialien von Sanskimoſt, Jezerine und Ribic (Trésor d’argent trouvé à Strbci, l’époque de la Tène en Bosnie, Paris 1900) verſucht, er vertheilt dieſe Funde auf drei von 500 v. Chr. bis 200 n. Chr. reichende Stufen. Aber das eine einzige Grab Nr. 278 von Jezerine

thut ſchon dar, daß ſeine zweite Stufe, 350 bis 150 v. Chr. („proprement la période de la Tène en Bosnie“), eben die erſte Kaiſerzeit ſtreift. Grab 279 und andere beweiſen das Nämliche. Die Schlußworte in Hoernes' Arbeit zeigen ſo deutlich, daß er theilweiſe ganz richtige Empfindungen hat, aber er ſcheute vor der Conſequenz ſeiner eigenen Worte zurück. Denn die Fibeln bilden wieder ſeine Baſis, er vermag nicht dem allein ſchon ſo klar zu überblickenden nordbosniſchen Material zu entnehmen, daß z. B. jene Pſeudo-Früh- und Mittel-La Tènefibeln von Jezerine u. ſ. w. eben nichts mit unſeren wirklichen Formen der Früh- und Mittel-La Tèneſtufe zu ſchaffen haben und bis auf das Conſtructionsprincip grundverſchieden geſtaltet ſind. — Alle dieſe Nekropolen, denen ſich noch Prozor mit wieder neuen Details, wieder neuen Archaismen, würdig an die Seite ſtellt, ſtehen in mehr oder minder deutlicher Berührung mit der Zeit um Chriſti Geburt, wie weit ſie aufwärts reichen, wiſſen wir im Augenblick nicht, aber für eine chronologiſche Gruppirung in Hoernes' Sinne bieten ſie keinen Anhalt.

68. Es ſei hier noch erwähnt, daß im Klauſenburger Muſeum von Kudu (Com. Szolnok-Doboka) Fragmente der geriefelten Topfwaare der jüngeren La Tènezeit liegen, die wir in der ganzen Zone nordwärts der Alpen verbreitet finden. Dieſe Keramik iſt in Ungarn ſonſt noch bei Munkács und in Slavonien vertreten.
69. Eine kurze Zuſammenſtellung der Materialien im Arch. Ért., 1886, S. 385 f. (Rómer).
70. Corrbl. d. Deutſch. Anthr. Geſ., 1895, S. 9—11.
71. Nieſe in der Ztſchr. f. deutſch. Alterthum, XXIV, 1898.
72. Zu bereits früher gegebenen Nachweiſen (Zeitſchr. d. Mainz. Alt. Vereins, IV, 2, 1900; Corr. Bl. d. Deutſch. Anthr. Geſ., 1901, Nr. 8) möchte ich bezüglich der Halsringe nach La Tèneart noch einen ſchweizeriſchen Fund (Bonſtetten, Rec. d'Ant. Suisses, XIII, 4) nachtragen und weiter daran erinnern, daß auch Keltendarſtellungen der erſten Kaiſerzeit (z. B. der pannoniſche Kelte auf der Gemma Auguſtea und der Bronzekopf aus der Saône bei Lyon, Rev. arch., 1880, pl. XIII, XIV) den Halsring zeigen; weiter habe ich zu bemerken, daß die Zuſammengehörigkeit der Gegenſtände Nr. 1249—56 des Kat. IV. des Bay. Nat.-Muſeums (1892) nicht erwieſen iſt und mindeſtens ein Stück ſchon nicht zu dieſem Funde gehört.
73. Als wichtige Arbeiten der erſten La Tèneſtufe ſeien hier als Ergänzung des aus unſeren Nachweiſen bereits Erſichtlichen noch die durchbrochenen Platten von Somme-Tourbe (Mém. Soc. nat. des Ant. 1885), die Goldſcheibe von Auvers (Gazette arch., 1883, pl. 53, 1) und eine Bronzefaßung aus dem Hagenauer Wald (Weitbruch 1, 1) in der Smlg. Neſſel (unedirt) genannt. — Die der zweiten Hälfte unſerer Arbeit beigegebenen Abbildungen, die zumeiſt wenig gekannten Quellen entſtammen, wollen nur zum Theil als eine Ergänzung des von den „Alterthümern unſerer heidniſchen Vorzeit“ Gebotenen gelten, ſo namentlich für die jüngeren Abſchnitte der La Tènezeit. Für dieſe haben wir uns leider vielfach überhaupt noch auf unedirte Materialien zu beziehen. Die Literatur iſt im Folgenden, ſoweit ſie oben genannt war, nur ausnahmsweiſe nochmals angegeben. Ich bedauere, daß ich bei der Kürze der zu Gebote ſtehenden Zeit nicht nochmals eingehend die unedirten Wiener Materialien von der Gurina und vom Hradiſcht ſtudiren konnte und ich weiter auch die franzöſiſchen und engliſchen Alterthümer nur aus einem Theil der Literatur kenne (für die Bibracte-Materialien habe ich durch J. Déchelette's gütige Vermittlung wenigſtens auch von den umfangreichen Bulliot'ſchen Handzeichnungen der Kleinfunde vom Mont Beuvray Einſicht nehmen können). Meine Nachweiſe werden unter dieſen Umſtänden wohl viele Lücken enthalten, aber ich glaube, wenigſtens keine wichtige Gruppe überſehen zu haben.
74. Einzelne menſchlich gebildete Masken können übrigens ſehr wohl auf Thiermasken griechiſcher Vorlage zurückgehen: eine Übertragung z. B. des Löwenkopfes an dem Griff von Raguſa di Sicilia (Not. d. Scavi, 1892, S. 328) wird doch nur wieder eine menſchenähnliche Fratze ſchaffen.
75. Hakenkreuze z. B. auf der prachtvollen Durchbrucharbeit (Gürtelblech) aus den jüngerhallſtättiſchen Hügeln von Hunderſingen a. Donau (mangelhafte Abb. bei Chantre, Âge du fer, S. 52, Fig. 15). — Aus der erſten La Tèneſtufe kommen für geometriſche Muſter vornehmlich der Helm von La Gorge-Meillet und wohl auch die großen Silberbleche aus dem Comitat Borſod (Arch. Ért. 1898, S. 308; Bonſtetten, Recueil, suppl., Taf. XIX) in Betracht, weiter die figurale Schwertſcheide von Hallſtatt und die nordfranzöſiſche und rheiniſche Keramik und vielleicht auch das in Tremolirſtich ausgeführte Halsornament (einheimiſcher Arbeit?) der Kanne von Armsheim. Ein gleichalteriges Denkmal, offenbar aber anderer barbariſcher Herkunft, iſt die Bronzeflaſche von Rodenbach mit ihren ſchönen geometriſchen Muſtern.
76. Auf den Goldblechen von Châtillon-sur-Seine (Floueſt im Bull. de la Soc. des sciences hist. et natur. de Semur, 1875, pl. II).
77. Gürtelhaken von Hermeskeil: Jahresb. der Geſ. f. nützl. Forſch. Trier, 1882 bis 1893, Taf. V, 13; Haken von Kl. Mittersdorf und Fibel von Parsberg: Präh. Bl., 1902, Taf. I (mangelhafte Reproduction).
78. So wie es weiter auch Fibeln giebt, welche mit einer Pferdeprotome abſchließen (z. B. Präh. Blätter, 1896, Taf. VIII, 10; aus den Oſtalpen ſind noch beſſere Stücke bekannt); Schwanenhalsfibeln ſind z. B. Präh. Bl., 1896, Taf. IX, 3 und Alt. unſ. heidn. Vorz. IV, 14, 13.
79. Auch die Knotenringe bieten Analoges. Werthvolle Stücke aus Edelmetall vom Schema mit drei Knotengruppen zeigen eine Perle, der ſich beiderſeits Masken (Armring von Schwarzenbach) oder Palmetten anſchließen. Die Dutzendwaare von dieſer Gattung kennt aber nichts derartiges.
80. Sacken in den Mitth. d. Centr. Comm., N. F., I, 1875; Much, Präh. Atlas, LXX, LXXI; Hoernes in den Jahresh. d. öſterr. arch. Inſtitutes, III, 1900.

81. Zeitſchr. f. Ethn., 1888, Verh., S. 25—27.
82. Montelius, Civil. prim. en Italie, I, Taf. 56, 9. 10.
83. Schalenfragment (im Bruch vollkommen mit terra nigra übereinſtimmend) aus der Gegend von Leipzig (Privatbeſ. Probſtheida); um den Omphalos ſind eine Bogenreihe und Gruppen von je zwei im Gegenſinn gegenübergeſtellten S-Kurven eingedrückt. Nach alter Art eingeſtempelte Bogenlinien kommen übrigens noch in Bibracte vor (Bulliot, pl. XXXIV, 20).
84. Eine derartige Erſcheinung iſt ja nicht ohne Analogie aus klaſſiſchen Gebieten.
85. Jahresb. d. Geſ. f. nützl. Forſch., 1882 bis 1893, Taf. IV, 11.
86. Rev. arch., 1883 (t. II), Taf. XIII.
87. Rev. arch., 1891 (t. XVIII), S. 383 f.
88. Muſ. Worms.
89. Anz. f. Schweiz. Alterthumskunde, 1899, Taf. XI, Grab XCIII.
90. Montelius, Civil. prim. en Italie, I, 49, 2.
91. Montelius, l. c., 41.
92. Wir machen hier alſo den Verſuch, von dem Kreiſe figuralverzierter Arbeiten des öſtlichen Oberitalien eine Gruppe, die mehr nur dem weſtlichen Oberitalien zukommt, abzutrennen. Dieſe weſtliche Gruppe hatte wohl dieſelbe Dauer wie die öſtliche, und in den unmittelbar vorgelagerten Alpengebieten erſcheint ſie, nachlebend oder wiederauflebend, noch ſehr viel ſpäter. Sie muß natürlich mit der venetiſchen Gruppe vieles gemeinſam haben, denn ihr boten ſich doch dieſelben klaſſiſchen Anregungen wie ihrer Nachbarin, aber es waren in ihr auch andere Elemente wirkſam, die im venetiſchen Kreiſe nicht zur Geltung kamen. — In Bezug auf die gerippten Ciſten glaube ich jetzt (wozu mich weſentlich auch das Erſcheinen von Ciſten in jenem ſpäten Zuſammenhange der Teſſiner Nekropolen führte), daß Ciſten, nachdem einmal, wohl im griechiſchen Unteritalien, das Modell erfunden war, in den verſchiedenen Zeiten an verſchiedenen Punkten (in mittel- und oberitaliſcher Zone) fabricirt wurden, nachher nur noch in ſüdalpinem Gebiete. Die Ciſten reichen bis in das VIII. Jahrh., bis in die Stufe der Tomba del Guerriero zurück, nördlich der Alpen ſind ſie vom VIII. bis zum V. Jahrhundert nachzuweiſen, in der ſüdalpinen Zone friſteten ſie ihr Daſein ſelbſt über das V. Jahrh. hinaus. In den Certoſagräbern des V. Jahrhunderts fehlen ſie bereits, ſoweit ich ſehen kann. Ich weiß wohl, daß eine Verallgemeinerung der Annahme, daß eine Form von ununterbrochener, über mehrere Perioden ſich erſtreckender Lebensdauer auf (nach den einzelnen Zeitſtufen) verſchiedene Fabrikationscentren zurückgehen kann, für die Prähiſtorie als eine läſtige Complication empfunden werden wird, die ja jede „Überſicht", jedes ſchematiſche Regiſtriren zu Schanden macht; aber das iſt nicht die einzige Complication, mit der der Prähiſtoriker bei einer Analyſe ſeiner Alterthümer rechnen muß.
93. Man wird bei unſerer Beſprechung der Denkmäler der erſten (oder zweiten) La Tèneſtufe eine Erwähnung des ſkulpirten Monolithen von St. Goar (Koenen in den Bonner Jahrb. CVI) vermiſſen. Beim erſten Anblick dieſes hochintereſſanten Denkmals wird man Koenen nur ganz begeiſtert zuſtimmen, aber nur zu bald tritt eine Ernüchterung ein, denn bei ruhiger Überlegung vermißt man hier zu viel von Früh-La Tène-Elementen, um einen vollgültigen Beweis zu liefern. Meines Erachtens iſt dieſer Monolith ganz anders zu erklären. Jene Masken mit der dreiſpältigen Blüthe unterhalb des Kinns kann man ebenſogut mit gewiſſen ſicher nachmerowingiſchen Metallarbeiten mit roher Maske und Blüthe auf dem Kopfe (ein Stück in ſehr mangelhafter Reproduction bei Emele, Beſchr. röm. u. deutſcher Alterth., Taf. 18, 9.) in Verbindung bringen, das Strickornament als Faſſung der Flächen ſkulpirter Steine kehrt ja auf den britiſchen Inſeln in ebenſo ſpätem Zuſammenhange wieder. Hier hat man eben nach meiner Anſicht für den Monolithen von St. Goar eine Anknüpfung zu ſuchen. Da ich dieſe Gattung von Steindenkmälern nur aus einzelnen Proben kenne und die zuſammenfaſſende Literatur über dieſelbe (Stuart u. a.) mir nicht zugänglich iſt, vermag ich dieſer Sache nicht weiter nachzugehen; es handelt ſich aber nur noch darum, ob jene Steinſkulpturen außer ihrer Thierornamentik und den typiſch ſpätkeltiſchen Motiven auch dieſe primitiven Volutenmuſter, die in dem angedeuteten Zuſammenhange aber nicht befremden würden, führten. Aber der Monolith von St. Goar iſt eher alles andere, als eine Steinſkulptur der älteren La Tènezeit, für unſere vorrömiſchen Alterthümer bildet er keine eigenartige Ergänzung.
94. Die Fundorte ſind hier: Flachgräberfeld Cannſtatt (Fundb. aus Schwaben, VIII, 1900, S. 75—78, ohne Abb.); Grabhügel Tannenhügel bei Rothenberg, O. A. Cannſtatt (Württ. Jahrb. 1820/21, S. 145, 176; 1833, I, S. 41—42; 1875 (II, 1876), S. 183, ohne Abb. — neben einem Menſchenfigürchen auch eine Vierfüßlerfigur); Flachgrab Lampertheim (Corr.-Bl. d. Geſamtvereins, 1879, S. 29, mit Abb.; Die arch. Smlg. d. Großh. Heſſ. Muſ. Darmſtadt 1897, S. 93); Monsheim in Rheinheſſen (aus der Smlg. Wimmer, Muſ. Worms); Flachgrab Domèvre-en-Haye bei Nancy (Barthélemy, La Lorraine avant l'histoire, S. 183—185, 266—267); Flachgräber St.-Jean-sur-Tourbe, Marne, L'Anthropologie, 1890, S. 370—371). Aus ſtiliſtiſchen Gründen möchte ich das Menſchenfigürchen der öfter reproducirten Fibel von Niederſchönhauſen (Alt. u. h. Vorz. II, IV, 2, 5.) eher in dieſen jüngeren Zuſammenhang ſetzen als an den Beginn der La Tènezeit, oder wenigſtens dieſe Bronze von den noch in greifbarer Verbindung mit den archaich-griechiſchen Importwaaren ſtehenden keltiſchen Arbeiten abtrennen. Die rohen Masken dieſer Stücke nähern ſich den in Anm. 97 und 98 erwähnten ſehr viel mehr als ſolchen auf guten Arbeiten der vorangehenden Stufe. Deshalb, und weil bei dieſem iſolirt gefundenen Stück ſonſt kein beſtimmter Anhalt für zeitliche Fixirung gegeben war, habe ich dieſe Fibel nicht bei der erſten La Tèneſtufe genannt, ſonſt hätte ſie oben als

einziger Vertreter einer Menſchendarſtellung (vom Hallſtätter Schwert abgeſehen) aufgeführt werden müſſen. — Ob die den genannten Rundbronzen entſprechenden Figürchen von Unter-Lunkofen im Aargau (Cat. d. ant. Geſ. Zürich, I, 1890, S. 191) in dieſen Kreis gehören, möchte ich jeţt bezweifeln, denn ich vermiſſe unter der Ausbeute dieſer Hügel Typen des IV. Jahrhunderts (die Hohlarmringe könnten auch älter ſein), vielleicht werden wir ſie in die jüngere Hallſtattzeit, der auch die Mehrzahl der Fundmaterialien von Lunkofen angehört, zu ſeţen haben, ein ſtiliſtiſcher Grund, der dagegen ſpräche, liegt nicht vor, denn wir müſſen bei unſeren Rundfiguren des IV. Jahrh. ja eine ſtiliſtiſche Verwandtſchaft mit älteren Bronzen (zunächſt von italiſchem Boden) zugeben.

95. Naſſ. Annalen, XXXIII, S. 23; die Hagenauer Stücke noch unedirt. — Auch noch andere Raſſeln, z. B. in Linſenform, laſſen ſich beobachten. — Die immer nur zeitweiſe in vorgeſchichtlichen Gräbern unſerer Breiten auftretenden Thonraſſeln erſcheinen in La Tènegräbern Süddeutſchlands nur in dieſer Stufe und in der Spät-La Tènezeit.
96. Lindenſchmit, Centralmuſeum, XXXI, 7.
97. Weſtd. Ztſchr., 1888, Taf. 6, 1 (Lindenſchmit, Centralmuſeum, XXX, 1); Morel, Champagne souterraine, pl. 37, 2—4; Alterthümer u. h. Vorz., I, VI, 3, 1, 2; L'Anthropologie, 1895, S. 37. — Die Ringe von Hagenau (Smlg. Neſſel) und Pößneck (Muſ. Dresden) ſind noch unedirt. Der Pößnecker Ring iſt übrigens eine Imitation eines geflochtenen Ringes und in dieſer Hinſicht mit einem Goldring aus Waldalgesheim zu vergleichen; auch hierin kann man ein Durchſickern eines Details der klaſſiſchen Goldſchmiedekunſt erblicken, ſo wie man die Pufferenden der Früh-La Tèneringe als Übertragung (und Übertreibung) einer klaſſiſchen Form auffaſſen kann.
98. Morel, Champ. sout., pl. 2, 9; L'Anthropologie, 1895, S. 38, 39.
99. Alterth. unſ. heidn. Vorz., III, III, 2, 9.
100. Památky, XII, Taf. XX, 2; L'Anthropologie, 1901, S. 170, Fig. 6.
101. Gazette archéologique, 1883, pl. 53; die Abbildung der „Alterth. u. h. Vorz." (III, I, 3, 8. 9.) iſt nur wenig befriedigend.
102. Bonſtetten, Recueil, second suppl., XII, 2; Recueil, VII, 4 (Alterth. u. h. V., I, VI, 3, 4.).
103. Es ſei hier übrigens noch an die bekannte Erklärung Hoernes' (Mitth. d. Anthr. Geſ. Wien, 1889, S. 67, 68) erinnert, daß nämlich eine innere Verwandtſchaft der La Tèneornamente und der La Tènefibelformen beſteht. Danach wäre alſo die typiſche Fibel der zweiten La Tèneſtufe ſozuſagen eine Übertragung eines griechiſchen Pflanzenornamentes in ein barbariſches Gebrauchsmodell, was ihm doch niemand mehr glauben wird, ſo wenig wie ſeine damals ausgeſprochene Vermuthung, daß die La Tène-Rankenmotive nicht eine barbariſche Wiederholung eines bereits künſtleriſch ausgebildeten Pflanzenornamentes ſeien. — Zu den von Hoernes mit einem Früh-La Tènefibel-Schema verglichenen Ornamentdetails aus Waldalgesheim iſt zu bemerken, daß er einmal nur die linke Häfte einer ſymmetriſchen Rankencompoſition reproducirt, und daß im zweiten Fall die Ähnlichkeit nur zu Stande kommt, indem er gerade die Gabelung ignorirt (oder iſt aus der fortgelaſſenen Ranke der Nadelhalter geworden?).
104. Außer den bereits gegebenen Nachweiſen (für Waldalgesheim etc.) Mitth. d. Anthr. Geſ., Wien, 1890, Siţ.-Ber., S. 12 (Hoernes, Urgeſchichte des Menſchen, 1892, S. 324); Alterth. u. h. Vorz., IV, 3, 2.; Mitth. d. antiqu. Geſ. Zürich, III, 2, Taf. VII, 2 (VII, 6. auch ſchräggeſtellte Blätter auf einem Fibelbügel); Bonſtetten, Rec., suppl., XVIII, 2; Flouest in den Mém. de la Soc. hist. et arch. de Langres, III, 1888, Taf. 6, 11 (Lindenſchmit, Centralmuſeum, XXXI, 14).
105. Außer den bereits gegebenen Nachweiſen (für Waldalgesheim etc.) noch Alterth. u. h. Vorz., I, VI, 3, 1. 2.; Památky, XII, Taf. V, 67; Bonſtetten, Rec., second suppl., VIII, 1.
106. Außer dem reichen Material in Prag (Starožitnoſti etc., II) noch z. B. Červinka, Morava za pravěku, Taf. XLV; Schleſiens Vorzeit, VI, 1896, S. 412; Arch. Ért., 1894, S. 305. — Zu erinnern wäre hier auch noch an den Beſaţ von Knoten mancher Armringe durch S-Kurven (Schleſiens Vorzeit, VII, S. 410; andere Stücke aus Ungarn, von Ranis im Muſ. Hohenleuben u. ſ. w.).
107. Alt. u. h. Vorz. IV, 13, 3. 4.; Arch. Érteſitö, 1894, S. 303, Fig. 1; Památky X, Taf. II, 11.
108. Památky, XVIII, Taf. XXV, 17. 18; Weinzierl, Langugeſt, S. 38, Fig. 16, 18 (Tangentenkreiſe); Bonſtetten, Recueil, suppl., XVIII, 2. 8.
109. Arch. Ért., 1889, S. 365.
110. Arch. Ért., 1886, S. 104.
111. Die Verbreitung dieſer zahlreichen Ketten reicht von der Zone am Südrande der Alpen (Krain) durch die ſüddeutſche (Nordfrankreich, Schweiz, Süddeutſchland, Böhmen, Mähren, Ungarn) bis zur mitteldeutſchen (Nordthüringen). Bei den mitteldeutſchen Ketten handelt es ſich gelegentlich wohl auch um lokale Nachgüſſe (Übertreibungen).
112. Die Mehrzahl dieſer ornamentirten wie glatten Ringe ſtammt aus Böhmen und Mähren, die Form reicht jedoch auch noch nach Ungarn und Süddeutſchland; neben ihr trifft man noch einen verwandten Typus (mit kleineren Halbkugeln) an, deſſen Verbreitung eine ſehr viel größere iſt. — Dieſe Charnierringe fanden ſich bisher nie in typiſchen Früh-La Tènegräbern, des öfteren jedoch in Geſellſchaft von Pſeudo-Früh-La Tènefibeln.
113. Alt. u. heidn. Vorz., II, VI, 2, 2.; Lindenſchmit, Centralmuſeum, XXXI, 13; Kat. IV. Bay. Nat.-Muſ. 1892, Taf. XV, 7.
114. Proceedings of the soc. of ant. of Scotland, XV, 1880/81, S. 316—365 (J. A. Smith).

115. Stücke, wie Zeitſchr. f. Ethn., 1880, Taf. VI, 3; Zeitſchr. d. Ver. f. thür. Geſch. u. Alt., XVI, 1893, Taf. IV, 39; unedirte Exemplare von Gröbern bei Gaſchwitʒ (Privatbeſ. Probſtheida) und vom Urnenfeld bei Gera (Muſ. Hohenleuben). — Aus Böhmen ein Stück im Muſ. Regni Bohemiae in Prag.
116. Montelius, Civ. prim. en Italie, I, pl. 112, 17.
117. Stücke, wie Alterth. u. heidn. Vorz. II, V, 1, 2. 3.
118. Außer den aus den „Alterth. u. h. Vorz." und den Publikationen Keller's, Groß' und Vouga's erſichtlichen Materialien noch Montelius, Civ. prim. en Italie, I, Taf. 64, 14; Památky, XVI, Taf. XLV; Müllner, Typ. Formen aus dem Rudolfinum, 39, 40; Arch. Ért., 1890, S. 168, 265, 266; 1895, S. 19; Pulszky, Denkmäler der Keltenherrſchaft in Ungarn, 1879, S. 22, 23; Mitth. d. Anthr. Geſ. Wien, 1890, Sitʒ.-Ber., S. 10—12 (von der nämlichen Fundſtätte noch andere unedirte Stücke); unedirt iſt der Fund von Schrobenhauſen (Muſ. Augsburg), weiter wichtige Stücke von Poty im Eiſenburger Comitat (Muſ. Steinamanger) und Charwat bei Olmütʒ (Muſ. Olmütʒ). — Auch Lanzenſpitʒen kommen mit derartiger Verzierung vor, ſo von Ödenburg (ſ. oben), Csabrendek (Darnay, Sümegh etc., S. 40) und aus der Zihl (Vouga, Taf. V). Auch bei dieſen Stücken kann man wegen des Alters noch ſchwanken.
119. Arch. Ért., 1890, S. 168; Darnay K., Sümegh és vidékének öskora, 1899, S. 40. — Auf dieſem Fundplatʒ wurden bisher mehr nur Funde des IV. Jahrhunderts als ſolche der zweiten Hälfte der La Tènezeit gehoben; die Scheide eines Kurzſchwertes der bekannten Gattung (Alterth. u. h. Vorz., IV, 2, 3., aus dem Rhein bei Kaſtel-Mainz) zeigt auch derartige Gravirung, man wird das Stück doch auch in die ältere Hälfte der La Tènezeit ſetʒen wollen.
120. Anhangsweiſe ſei hier auch der Filigranſchmuck einiger La Tènefibeln nicht genau fixirbaren Alters (aus der II., III. und wohl auch IV. Stufe oder gar der erſten Kaiſerzeit) hingewieſen. In dieſe Reihe gehören die ſchon erwähnte Thierkopffibel von Přemyšleni, ein Stück aus Mähren (Červinka, S. 263), 2 Exemplare aus Pannonien (Woſinsky, Tolnavármegye etc., S. 549, No. 6; ein Stück in Zürich, unedirt), eine Fibel aus Krain (Muſ. Laibach). Die weſentlichſten Motive ſind hier: Vierwirbel, S-Elemente, neben- oder übereinander geſtellt, laufender Hund, einfache Spirale, alles unter ſtarker Betonung der ſpiraligen Einrollungen, ferner Strick- und Zopfornament.
121. Werthvolle ſtiliſtiſche Bemerkungen über Spät-La Tène-Rundfiguren gab Furtwängler bereits 1885 im Werk über die Gurinafunde.
122. Meyer, Gurina, XI, 9.
123. Undſet, Eiſen, S. 368, Fig. 48.
124. Meyer, XI, 5.
125. Mitth. d. präh. Comm. Wien, I, 5, S. 296, Fig. 9.
126. Undſet, S. 369, Fig. 49.
127. Ztſchr. f. Ethn., Verh., 1892, S. 879 (dieſe Ringe notirte ich in Prag mit der Fundortsangabe Dux); Červinka, l. c, S. 269.
128. Not. d. Scavi, 1888 (Ghirardini). — Im Charakter der Situlenkunſt ſind z. B. die Bleche X, 1, 2, u. ſ. w., grundverſchieden davon aber die Bleche X, 6, 8, 9, XI, 2, 16, deren galoppirende Pferde in der Situlenkunſt des VII. bis VI. und V. Jahrhunderts ein Unding wären. — Auf die nämlichen, ſo durchſichtigen Vorlagen gehen analoge Darſtellungen auf galliſchen Münzen (Hucher, L'art gaulois ou les gaulois d'après leurs médailles. Taf. 20, 44, 46, 48, u. a. m.) zurück.
129. Wiſſ. Mitth. aus Bosnien, III, Taf. XII; der Wiſſ. Mitth. Bd. V, Taf. LXX, veröffentlichte Stein aus derſelben Gegend iſt leider zu verſtümmelt, um für oder gegen den hier angedeuteten Zuſammenhang zu ſprechen.
130. Arneth, Gold- und Silbermonumente Wien, G. S. XII, 95; Arch. Ért., 1893, S. 201 (Peterſen bringt hier mit dem Silberblech den Keſſel von Gundeſtrup, den wir in unſerer Arbeit wegen der ſchwer zu beantwortenden Frage nach ſeiner Zeitſtellung abſichtlich übergangen haben, in Vergleich, ein, wie wir glauben, äußerſt glücklicher Griff).
131. Archaeologia, LII (A. J. Evans, Late-Celtic Urn-Field at Aylesford, S. 47); Peterſen, Vognfundene, Taf. I; Arch. Ért., 1891, S. 279 (und danach bei Woſinsky, Tolnavármegye etc.).
132. Déchelette, Le Hradiſcht de Stradonic etc., S. 42—44.
133. Hucher, L'art gaulois, pl. 4 u. a. m.
134. So z. B. unterſcheiden ſich die Schwerter von Mouriès, Teſſon und aus dem Fluſſe Witham (L'Anthropologie, 1895, S. 21, Fig. 147—151; Alterth. u. h. Vorz., IV, 25, 3; Centralmuſeum XXXIV, 9; Kemble, Horae ferales XVII, 2) äußerlich ſchon ſehr von anderen Vertretern dieſer Schwertgattung. Bei dem Exemplar von Mouriès deutet der von Reinach mitgetheilte Fundzuſammenhang auf die jüngere Hälfte der La Tènezeit hin, das Stück von Teſſon erinnert in der Behandlung des Haares ſeines Menſchenkopfes doch wahrlich nicht an Früh-La Tènearbeiten, auch das Figürchen des engliſchen Schwertes iſt für ältere Zeiten kaum denkbar. Neben dem Schwertknauf vom Hradiſcht gehört auch der von Déchelette, l. c., mitgetheilte Knauf von Corent (Puy-de-Dôme) zu dieſer ſpäten Gruppe und wahrſcheinlich auch das Schwert von Chaumont (Alterth., IV, 25, 1; Centralmuſeum, XXXIV, 6; L'Anthropologie, 1895, S. 19, 20, Fig. 145 u. 146).
135. Undſet, Eiſen, S. 426, Fig. 132.
136. Die arch. Samml. d. Großh. Heſſ. Muſ. Darmſtadt, 1897, S. 100—101. Das Grab enthielt u. a. Spät-La Tènefibeln der Nauheimer Gattung und Pſeudo-Mittel-La Tènefibeln, ferner ein Drillingsgefäß.

137. Die Protome auf einem Silberblech aus dem Funde von Strbci (Hoernes, Trésor d'argent de Strbci, 1900) ist leider zu schlecht erhalten, um stilistisch beurtheilt werden zu können. — Ebenso übergehe ich hier die Bronzefunde von Bonnens, Dep. Indre (Bonstetten, Recueil, second suppl., IX, 9—11), die ich nach der offenbar ungenügenden Abbildung nicht zu beurtheilen vermag. — Es sei hier übrigens noch auf das singuläre Väschen in Gestalt eines menschlichen Fußes von Westhofen in Rheinhessen (Alterth. u. h. Vorz., I, VI, 6, 11.) hingewiesen, für dessen Erscheinen im Spät-La Tènekreise der Zone nordwärts der Alpen wir mit einer Erklärung zurückhalten müssen, wenn man nicht wieder an ein Auftauchen altklassischer Dinge, wie es sich auch in der Fußvase mit Vogelleib von Cerinasca zu erkennen giebt, denken will.
138. Westd. Ztschr., 1884, Taf. V, 1; 1887, Taf. IX, 5; Vouga, Les Helvètes à la Tène, VIII, 21; Groß, La Tène, XI, 26; Meyer, Gurina, XI, 16. — Die Baratelabronzen (II, 12. XI, 26 u. s. w.) sind minder prägnant stilisirt. — Die übrigen Stücke bisher unedirt. — Offenbar gehören auch die Bronzen bei Hampel, Bronzealter, LXVIII, 2. 3. zu dieser Gruppe.
139. Proceedings of the soc. of antiqu. of London, sec. ser., III (1864/67), S. 90—92; Wocel, Arch. Parallelen, II (Sitz.-Ber. d. phil.-hist. Cl. d. Ac. d. Wiss. Wien, XVI, 1855), Taf. III, 3 (Undset, Eisen, V, 8); Hampel, Bronzealter, LXVIII, 4; Wosinsky, Tolnavármegye az öskortól a honfoglalásig, 1896, S. 534. -- Das Stück von der Scharka steht in der Durchführung weit über den übrigen Stücken
140. Z. B. Hucher, II. partie, Nr. 51—53, 56, 57, 99—101, 172, 173 u. a. m.
141. Z B. Hucher, pl. 61; II. partie, Nr. 41, 51, 89.
142. Undset, Eisen, S. 426; Petersen, Vognfundene, S. 39, Nr. 1.
143. Not. d. Scavi, 1888, X, 11; Züricher Festschr., Ulrich, Taf. V, Grab XVII.
144. Hoernes, Trésor d'argent de Strbci, 1900, Fig. 14.
145. Alterth. u. h. Vorz., IV, 13, 1. 51, 3; Mitth. d. Anthr. Ges. Wien, X, Taf. IV, 7; Undset, Eisen, S. 475, Fig. 164.
146. Argo, 1898, S. 20—21. — Diese Helmfragmente, die A. Müllner sogleich als keltische Arbeiten erkannt hat, gehörten sicherlich zu einem Eisenhelm nach Art des in Idria bei Bača gehobenen, wie bereits von Szombathy bemerkt.
147. Westd. Ztschr., 1883, X, 4; Mestorf, Urnenfriedhöfe in Schlesw.-Holstein, IV, 8; Petersen, Vognfundene, S. 39, 41; Soph. Müller, Ordning, Jernalderen, 179, 185; Aarböger, 1870, Taf. IX, 7; 1881, S. 92, Fig. 11; 1885, Taf. II, 5; 1892, S. 230, Fig. 20; Bulliot, Fouilles du Mont Beuvray, XLIX, 2—4; Déchelette, Le Hradischt de Stradonic, S. 50 (von Mont Beuvray), Le bélier consacré aux divinités domestiques sur les chenets gaulois (Rev. arch., XXXIII, 1898), S. 26, Note 1. Ein Theil des Materials ist noch unedirt. — Die zu einem eisernen Feuerbock gehörenden Thierköpfe mit Kugelhörnern von Mount Bures bei Colchester, (Roach Smith, Collectanea antiqua II, S. 25, pl. X—XII; Déchelette, le bélier sur les chenets, S. 25) fallen wohl erst der Kaiserzeit zu.
148. Ztschr. f. Ethn. Verh., 1892, S. 332, 491. — Andere Ringe sind noch unedirt.
149. Petersen, Vognfundene, S. 39; Undset, Eisen, S. 419, Fig. 129; Mitth. d. präh. Comm, Wien, I, 5, S. 311, Fig. 75.
150. Mitth. d. präh. Comm. Wien, I, 5, S. 314 (Fig. 82), 316 (Fig. 91), 326 (Fig. 109), 331 (Fig. 150); Not. d. Scavi, 1888, XIII, 2; Züricher Festschrift, 1898, Ulrich, Taf. III, 6.
151. Wiss. Mitth. aus Bosnien, III, S. 98.
152. Wiss. Mitth. aus Bosnien, III, S. 73 (Fig. 87), 122 (Fig. 305), 127 (Fig. 328), 143 (Fig. 399), 154 (Fig. 459).
153. Alterth. u. h. Vorz., IV, 51, 1; Arch. Ért., 1890, S. 224, 225, 226; Červinka, Morava za pravěku, S. 276; Mestorf, Vorgesch. Alterth. aus Schlesw.-Holstein, 430; Mitth. d. anthr. Ver. in Schlesw.-Holstein, X, 1897, S. 6 f.; Bulliot, Fouilles du Mont Beuvray, XLIX, 7, 19, L, 18; Déchelette, Le bélier etc., Rev. arch. 1898; Mitth. d. Anthr. Ges. Wien, X, Taf. IV, 9; Westd. Ztsch., 1896, Taf. XIII, 11; Balt. Studien, 38, Taf. VII, 7; Undset, Eisen, S. 475, Fig. 162.
154. H. Willers, Die röm. Bronzeeimer von Hemmoor, Hannover, 1901, S. 108—115 (andere Äußerungen Willers' über die La Tènegruppe sind hingegen befremdend, am befremdendsten wohl die Andeutung einer Ableitung der La Tènekunst aus der etruskischen). — Zu den bereits von Willers namhaft gemachten Exemplaren kommen noch ein Kessel aus Ornavasso bei Como, Attachen, darunter eine mit Blattabschluß, vom Hradischt bei Stradonitz und aus dem Comitat Pest (Mus. Hermannstadt), ein Eimer ohne Attachen aus dem Funde vom Aare-Zihlcanal (Mus. Bern), ein Stück mit Eisenbeschlägen aus dem Rhein bei Mainz (Mus. Mainz). Diese barbarische Vasengattung ist also vertreten aus der Zone am Südrande der Alpen, aus der Zone nordwärts der Alpen (südd. Zone in weiterem Sinne), aus der mitteldeutschen Zone (Sachsen, Schlesien; Schlesiens Vorz., VII, S. 436) und den Ostseegebieten (in Mecklenburg z. B. von Körchow).
155. Ein großer Theil des vorhandenen Materials (darunter auch die prächtigen Zügelringe von Manching) ist noch unedirt; Proben für die einzelnen Gruppen z. B. Undset, Eisen, XXVI, 15, XXVII, 18; Arch. Ért., 1890, S. 224, 225, 226; Riegl, Spätantike Kunstindustrie, S. 186, Taf. V, 4 (auch der Schließhaken, Taf. V, 2, S. 187, gehört zu dieser Gruppe und hat mit der Ausrüstung eines römischen Soldaten nichts zu thun); Červinka, Morava za pravěku, S. 276; Atti e Memorie etc. Torino, VI, Taf. XIII, 14, 16, XV, 8, XVII, 8; Alterth. u. heidn. Vorz., II, VI, 1, 7. 8.; Groß, La Tène, X, 2, 4, 32, 33, 40, XII, 9; Westd. Ztschr., 1892, Taf. IV, 8; 1899, Taf. VI, 29; 1900, Taf. VII, 13, 14, 17; Rev. arch., 1864, Verchère de Reffye, les armes d'Alise, pl. I; Bulliot, Fouilles, LI, 10. — Einige schöne unedirte Gürtelhaken im Schloß Kühnau bei Dessau und im Mus. Oldenburg seien noch besonders erwähnt. — Arbeiten

diefer Richtung wurden, wie fo manches Andere, in Norddeutfchland und in der Oftfeezone mehr oder minder frei copirt und Details derfelben zu lokalen Neubildungen verwerthet.

156. Neben einer ftiliftifchen Differenz, die fich gerade in jenen Anklängen an helleniftifche Vorlagen kund giebt, befteht zwifchen der breiten Menge der Bronzegürtelketten aus nachweislichen Mittel-La Tènegräbern und jenen jüngeren Stücken noch ein Unterfchied in der Emailverzierung. Die ältere Gattung kannte zumeift nur (Furchen-) Emaileinlage als Verzierung größerer Metallflächen (als Kreuz auf den kreuzförmigen Kettenteilen); die jüngere Gattung hat im Gegenfatz dazu größere Emailflächen, das Email bildet in größeren Feldern in der Regel einen ausgefprochenen Grund für ein beftimmtes, in Metall ftehen gebliebenes Ornament. — Der Furchenfchmelz kehrt in der Spät-La Tèneftufe allerdings noch auf den fo häufigen emaillirten Knöpfen wieder, wie auch Anfänge des Emailgrundes fich auch fchon in der Mittel-La Tèneftufe beobachten laffen (z. B. auf einer Kette von Flavigny — Rev. arch., 1877 (t. XXIV), pl. XIV, 1 — die wohl der Fundzufammenhang und die Beftattungsform in die Mittel-La Tènezeit verweift).

157. Alexandrinifche Toreutik, Taf. IV, 2. — Den Griffabfchluß diefes Stückes kann man geradezu in eine Spät-La Tèneverzierung übertragen, fo wie viele archaifch-griechifche Pflanzenranken-Ornamente fich direct als La Tènemufter wiedergeben laffen.

158. Man betrachte daraufhin einmal den Helm von St. Margarethen (Argo, VI, 1898, S. 21—22) und die Wagen von Deibjerg.

159. A. J. Evans, Aylesford (Archaeologia, LII), S. 62, 63; Déchelette, le Hradifcht de Stradonitz, pl. IV, 1, 2; Bulliot, Fouilles du Mont Beuvray, XLIX, 20, L, 15, LI, 3, 16, tome I, Taf. zu S. 325; Weftd. Ztfchr., 1889, Taf. III, 1; Mitth. d. präh. Comm. Wien, I, 5, S. 328, Fig. 136.

160. Déchelette, le Hradifcht de Stradonitz, pl. IV, 11, 15, das Stück von Bibracte ift noch unedirt; Mitth d. Anthr. Gef. Wien, X, Taf. VI, 1.

161. Weftd. Ztfchr., 1898, Taf. VI, 12. Eine unedirte Bronzefibel in Speier, die als eine (älterrömifche) Weiterführung diefes Schemas gelten kann, zeigt am Kopftheil fehr deutlich die Mufchel; der Bügel diefes Stückes verräth auch eine gewiffe Anlehnung an die oben behandelten La Tènearbeiten. — In der norddeutfchen und Oftfeezone wird diefe Fibelgattung (ohne Betonung ihres Schmuckes) fehr variirt.

162. Anhangsweife feien hier auch einige Details der gräcifirenden und geometrifchen Ornamente der Bronzevafen aus den Teffiner Nekropolen namhaft gemacht. Ich notirte z. B.: Flechtband (rund und eckig), laufenden Hund, Eierftab, Palmetten, verballhornte phönikifche Palmetten, concentrifche Kreife, Wolfszahn-, Schachbrett- und Netzmufter, aneinander gereihte Stäbchen; als Verzierung von Henkelattachen Umfchreibungen von Palmetten durch drei Kreife, die ihrerfeits nochmals von einer Palmette (mit ftarren Blättern) bekrönt werden. Von diefen Details fcheint fehr wenig in die eigentliche Spät-La Tèneornamentik durchgefickert zu fein.

163. Einige unedirte Fragmente vom Mont Beuvray; ein unedirtes Schwert aus der Weftfchweiz in Biel; Alt. u. h. Vorz., II, VII, 6, 1. IV, 32, Beil., 4., 5. Diefe Stege und Faffungen von Schwertfcheiden bieten auch noch andere Details, meift rudimentärer Natur.

164. Das (von den Prähiftorikern fo oft als untrügliches La Tène-Characterifticum angepriefene) kreisumfchloffene Dreieck (und auch Viereck) mit eingezogenen Seiten brauche ich hier nicht weiter zu behandeln, feine Ableitung ift ja klar. Verfehlt ift es aber, diefe Kümmerform nun als typifches Kennzeichen von La Tènedenkmälern hinzuftellen und jedes irgendwo auftauchende Dreieck oder Viereck mit eingezogenen Seiten, ganz unbekümmert um feine Genefis, in die La Tènezeit (genauer in ihre jüngere Hälfte oder ihre Schlußphafe) zu verweifen. Dies Detail läßt fich, ohne Zufammenhang mit dem La Tènekreife, z. B. auch in der Kaiferzeit nachweifen (Weftd. Zeitfchr. 1899, Taf. 8, 9), Vierecke mit eingezogenen Seiten treten fchon im älteren Eifenalter auf.

165. Die Abbildungen bei Hucher bieten ein überreiches Material. — Man findet auf den Münzen auch fchöne Pflanzenranken mit „Epheublättern" u. f. w., eine Parallelerfcheinung zu einzelnen vegetabilifchen Muftern der bemalten Spät-La Tènewaare.

166. Rev. arch., XXVI, 1895, Taf. V—IV; Morel, La Champagne souterraine, Titelbild (diefe Gefäße von Beine und Prunay erinnern fo lebhaft an unfere Spät-La Tènevafen, daß ich fie unbedenklich hier einreihe, während fie mit nordfranzöfifcher Keramik der älteren La Tènezeit wenig Berührung zeigen).

167. Nicht unerwähnt hat hier das Vorkommen eines im Alterthum ftark verbreiteten Details, das zwar nicht gerade in die Reihe diefer Ornamente gehört, zu bleiben. Einige Ringe aus dem Oftfeegebiet (z. B. Undfet, Eifen, S. 383, 386; Nordiske Fortidsminder, I, S. 23) haben einen aftragalirten Reif, analogen Schmuck zeigen der Bügel einer Pfeudo-Mittel-La Tènefibel des Manchinger Fundes, die Abfchlußperlen von beweglichen Henkeln von Metalleimern und einige andere Gegenftände nordifcher Herkunft. Es muß auffallen, daß ältere Stufen der La Tènezeit aftragalirte Ringe u. dergl. fo gut wie gar nicht kannten, während fie in der Hallftattzeit, fichtlich durch klaffifche Arbeiten angeregt, nicht gerade felten find.

168. Weinzierl, Grabfeld von Langugeft, X, 28; Groß, La Tène, X, 41.

169. Groß, La Tène, VII, 1—3, X, 8, XII, 20; Vouga, La Tène, XIX, 6—11; Bonftetten, Recueil, suppl., XII, 4.

170. Meyer, Gurina, VII, 6; Ztfchr. f. Ethn., 1900, Verh., S. 595; Undfet, Eifen, S. 205, XXII, 9; Schriften d. Phyf.-Ök. Gef. Königsberg, X, 1869, Taf. III; Mitth. d. Anthr. Ver. in Schlesw.-Holft., X, 1897, S. 6 u. f; Aarböger, 1881, S. 101 (Undfet, Eifen, S. 422); Månadsblad, 1882, S. 182; Svenska Fornm. Tidskr., 1900, S. 127. — Die Bronzebleche von Mennewitz bei Aken a. Elbe und von Krichelsdorf in der Altmark find noch unedirt.

1. (ca. 3/6)

2. (fast 1/1)

3. (1/1)

4. (1/1)

5. (fast [illegible]/4)

8. (ca. [illegible]/3)

6. (2/3)

9. (1/1)

7. (1/1)

10. (1/1)

ARBEITEN DES KUNSTHANDWERKS DER LA TÈNEZEIT

171. Von keramiſchen Materialien iſt erſt ſehr wenig edirt. — Einige Proben: Alt. u. h. Vorz., I, VI, 6, 4—6. 12 (ganz mangelhafte Reproduction). III, VI, 4, 4—6. 8.; Rev. arch., XXVI, 1895, Taf. V—VI; ferner in den Publikationen Bulliot's (Fouilles du Mont Beuvray), A. J. Evans' (Aylesford), Morel's (Champ. sout., 41, 9, und Titelbild), Cochet's und über das Grabfeld von Ornavaſſo. — Beſonderes Intereſſe verdient die Ornamentik der norddeutſchen La Tènekeramik. Hier ſind zwar äußerſt ſpärlich nur gräciſirende Muſter vertreten, geometriſche Muſter zeigen jedoch eine überaus häufige, wenn auch etwas monotone Verwendung. Reiches Material bietet die von der Weſer bis etwa zur Oder zu verfolgende Gruppe aus der Mittel- und theilweiſe noch der Spät-La Tèneſtufe, weiter der durch die ſchwarzen Thonſitulae gekennzeichnete Formenkreis vom Ausgang der La Tènezeit. Die ſich von dieſen Gruppen ſtellenweiſe etwas abhebenden Funde am Rande der Oſtſee (vornehmlich aus Schleswig-Holſtein) ſchließen ſich in der Ornamentik ganz dem an. — Auch die norddeutſchen Metallarbeiten einheimiſcher Fabrik (Imitationen der ſüddeutſchen Typen wie nach- oder wiederauflebende Formen ſehr viel älteren Datums) bieten mancherlei wichtige Ergänzungen für die geometriſche Ornamentik des norddeutſchen La Tènekreiſes.

172. Einige Proben von durchbrochenen Eiſenplatten (mit geometriſchen Muſtern) von Bibracte bei Bulliot, XLIV, 4. 5. 8; weiter ſei hier an die durchbrochenen Fibelfüße erinnert.

Über die Schwankungen der Fibelſchemata innerhalb der einzelnen La Tèneſtufen ſowie über die La Tènekeramik in der Zone nordwärts der Alpen werden kurze Darlegungen, die eine Ergänzung zu dem erſten Theile unſerer Arbeit bilden, an anderer Stelle erſcheinen.

Die auf Tafel VI, Figur 3, abgebildete Bronzefigur (No. 4069 des röm.-germ. Centralmuſ.) ſtammt von Alzei (jedoch nicht aus der Sammlung Wimmer, wie irrthümlich auch S. 104, Anm. 94, angegeben iſt) und befindet ſich jeẜt im Großherz. Cabinetsmuſeum in Darmſtadt.

INHALT.

Verzeichniss der Abbildungen im Text.

Seite 76 Fig. 8. Ornamente von Thongefäßen der nordostbayerisch-böhmischen Früh-La Tène-keramik. a. von einer Vase von Thurnau (im Text fälschlich Thumau), gef. 1843 im Waldabtheil Stöckig zwischen Thurnau und Heubsch (Seyler im Archiv d. Hist. Ver. Bayreuth, 1889, S. 237—238), Bz.-A. Kulmbach, Oberfranken. Mus. Bayreuth. — b. Scherbe aus einem Grabhügel von Husinĕ bei Klattau, Südwestböhmen (Památky, XIV). Mus. Klattau. — c. Details von einer Scherbe, ebendaher, ebendaselbst.

„ 82 „ 9. $^{2}/_{3}$ d. Gr. — Ornamente auf böhmischen La Tènearmringen. a. von Bömisch-Brod. — b, c. von Zlonitz, Bz.-H. Schlan. — d. von Juliska bei Podbaba, Bz.-H. Smichow. — e. von Košiře bei Prag (Píč, Starožitnosti země české). Mus. Regni Bohemiae, Prag.

„ 83 „ 10. ca. $^{1}/_{3}$ d. Gr. — Innenverzierung von zwei Thonschalen (mit Omphalos) aus dem Flachgräberfelde von Braubach, Kreis St. Goarshausen, Nassau (Nass. Annalen, XXXIII). Mus. Wiesbaden.

„ 83 „ 11. ca. $^{1}/_{3}$ d. Gr. — Schulterornamente großer flaschenförmiger Thongefäße aus dem Flachgräberfelde von Braubach (Nass. Annalen, XXXIII; Mitth. d. Nass. Ver., 1902/1903). Mus. Wiesbaden.

„ 92 „ 12. ca. $^{1}/_{2}$ d. Gr. — Bronzearbeiten der Spät-La Tènestufe. a. Attache eines Bronzeeimers von Rondsen, Kr. Graudenz, Westpreußen (Anger, Gräberfeld zu Rondsen). Mus. Graudenz. — b, d. Gürtelhaken und Gürtelkrappen von unbekanntem Fundort in Rheinhessen. Mus. Mainz. — c. Glied einer emailverzierten Gürtelkette von unbekanntem Fundort in Ungarn (Arch. Értesitö, 1890). Ung. Nationalmuseum, Budapest.

Die Zeichnungen sind von Th. Keßler in Mainz angefertigt.

Verzeichniss der Tafeln.

Tafel I Ansicht des kurfürstlichen Schlosses.

„ II Aus der römischen Abtheilung des Museums.

„ III 1. Altarstein aus der Bauerngasse zu Mainz.

„ III 2. Schlußstein eines Thorbogens aus Mainz.

„ IV u. V. Ansichten eines zu Finthen bei Mainz gefundenen weiblichen Bronzekopfes (Luna?).

„ VI Arbeiten des Kunsthandwerks der La Tènezeit:

Fig. 1. ca. $^{3}/_{5}$ d. Gr. — Henkel einer Bronzeschnabelkanne aus einem Grabhügel der Borscher Aue bei Geisa (Rhöngebiet), Verw.-B. Dermbach, Sachsen-Weimar. Mus. Jena.

„ 2. fast $^{1}/_{1}$ d. Gr. — Bronzefibel von Riekofen, Bz.-A. Regensburg, Oberpfalz (Photogr. Album d. Präh. Ausstellung Berlin, 1880, VIII, 14). Mus. Regensburg.

„ 3. $^{1}/_{1}$ d. Gr. — Bronzefigürchen von Monsheim (?), Kr. Worms, Rheinhessen. Mus. Worms.

„ 4. $^{1}/_{1}$ d. Gr. — Bronzefigürchen aus einem Grabhügel („Tannenhügel") auf dem Tannenkopf bei Rothenberg, O.-A. Cannstatt, Württemberg. Mus. Stuttgart.

„ 5. $^{3}/_{4}$ d. Gr. — Schließhaken einer Bronzekette von Aislingen a. Donau, Bz.-A. Dillingen, Schwaben u. Neuburg, Bayern (Jahrb. d. Hist. Ver. Dillingen, IV). Mus. Dillingen.

„ 6. $^{2}/_{3}$ d. Gr. — Schließhaken einer Bronzekette aus Oberhessen, wohl aus einem Skeletgrabe von Berstadt, Kr. Büdingen. Mus. Frankfurt a. M.

„ 7. $^{1}/_{1}$ d. Gr. — Bronzebüchschen aus einem Brandgrabe von Bad Nauheim, Kr. Friedberg, Oberhessen. Mus. Darmstadt.

„ 8. ca. $^{2}/_{3}$ d. Gr. — Bronzefigürchen aus der Rheinprovinz. Mus. Trier, aus der Vereinssmlg. in St. Wendel.

„ 9. $^{1}/_{1}$ d. Gr. — Bronzefigürchen aus einem Brandgrabe von Heppenheim a. Wies, Kr. Worms, Rheinhessen (Westd. Zeitschr., 1884). Mus. Worms.

„ 10. $^{1}/_{1}$ d. Gr. — Eisenmesser mit Bronzegriff aus einem Brandgrabe von Heppenheim a. Wies (Westd. Zeitschr., 1883). Mus. Worms.